

Der Leutnant von Hasle

Ausgewählte Schriften
Band 10

Heinrich Hansjakob
Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Zehnter Band

Der Leutnant von Hasle



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Der Leutnant von Hasle

Eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Abt Georg Gaißer von Villingen, den wir in den folgenden Blättern des näheren kennen lernen, erzählt in seinen lateinisch geschriebenen Tagebüchern vom Jahre 1621—1655 (abgedruckt in Mones Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Band II) auch von einem „Leutnant von Hasle". Es sei dies ein früherer Student und Soldat und späterer Wirt gewesen, der im Schwedenkrieg sein altes Waffenhandwerk wieder aufnahm und unter dem Namen eines Leutnants von Hasle einen Guerillakrieg gegen die Schweden führte.

Es sind dreißig Jahre her, seitdem ich die genannten Tagebücher gelesen, und seitdem hat oft in stillen Stunden, in denen ich der Heimat und meiner und ihrer Vergangenheit gedachte, der Leutnant von Hasle mich beschäftigt. Den könntest du, sagte ich mir, einmal zum Gegenstand einer Erzählung machen und an ihn die geschichtlichen Ereignisse in der Heimat während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges anknüpfen.

Zufällig fand ich im städtischen Archiv von Haslach vor Jahr und Tag den Namen des Leutnants und den seiner Wirtsherberge. Jetzt machte ich mich daran. So entstand nach und nach, wie Lust und Zeit es gaben, die vorliegende Erzählung. Sie ist mehr Dichtung als Wahrheit, hält sich aber allermeist und soviel als möglich an wirkliche Ereignisse und an Menschen, die damals gelebt und gewirkt haben.

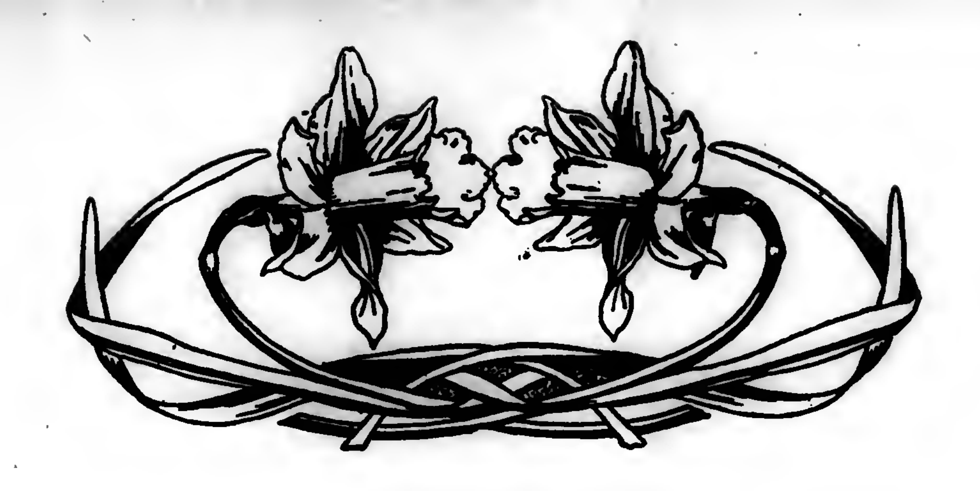
Ich nenne sie absichtlich eine Erzählung und nicht etwa einen geschichtlichen Roman. Ein solcher ist eine Kunstleistung und die steht mir ferne.

Wie ein alter, einsamer Bergfink, auf einem stillen Tannenast sitzend, sein Lied singt, wie es ihm aus der Kehle dringt, ohne sich zu kümmern, ob es der Harmonielehre oder dem Kontrapunkt entspricht, so erzähle ich meine „Geschichten". Und so habe ich auch die Geschichte des Leutnants erzählt, schlecht und recht, wie es mir in den Sinn kam und wie einst mein Großvater, der Eselsbeck, den Bauern erzählte. Mein Zweck dabei war lediglich die Ehre des Leutnants und die Unterhaltung der Leser. —

Dank zu sagen hab' ich dem fürstlich fürstenbergischen Archivrat Dr. Baumann für Überlassung einschlägiger amtlicher Akten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Freiburg,
am Tage der Sommer-Sonnenwende 1895.

Der Verfasser.



1.

Ein schöner Spätherbst-Nachmittag des Jahres 1627 ging über die deutsche Erde hin. Die Sonne verklärte die lichtgrünen Tannenwälder des mittleren Kinzigtals, und der Fluß erglänzte von ihren Strahlen, von denen auch die absterbenden Matten an seinen Ufern einen güldenen Schein bekamen.

Eben waren vier Reiter beim „Turm ob Husen" aus dem Gutachertal ins Kinzigtal eingeritten, drei Mönche des Benediktinerordens, hinter ihnen als vierter ein Klosterknecht mit dem Gepäck.

Einer der Mönche, zwischen den zwei andern reitend, ein junger, kräftiger Mann mit frischem, rotem Gesicht und hellem Blick, trug das Abtskreuz über seinem schwarzen Habit. Er trug es erst wenige Tage, und heute tat er seinen ersten Ritt in die Welt als Abt des St. Georgenklosters zu Villingen.

Und der war der Reiter in der Mitte, Abt Georg II. Gaißer, kaum 32 Jahre alt[1] und schon Vorsteher eines reichen, angesehenen Klosters.

---

[1] Er war geboren am 16. Sept. 1595 zu Ingoldingen in Oberschwaben, im heutigen Oberamt Waldsee, Württemberg. Das

Abt Wilhelm von Hirsau hatte 1084 ein Kloster zu Ehren des heiligen Georg auf einem Hügel unweit Villingen gegründet, Herzog Ulrich von Württemberg aber 1536 die Mönche von dort vertrieben. Sie suchten und fanden Schutz in der benachbarten Stadt Villingen, wo sie mit kurzer Unterbrechung blieben bis 1806.

Dem Abte von St. Georgen-Villingen unterstanden noch zwei Klöster im Elsaß, St. Johann bei Zabern und die Probstei St. Marx bei Ruffach, ferner die Männerpriorate und die Frauenklöster des Benediktinerordens in der Baar und auf dem nördlichen Schwarzwald.

Viele Pfarreien in Schwaben und auf dem Wald gehörten zu des Abts Patronat, und manch Dorf und manch ein dunkler Tannenwald in den genannten Regionen zählte unter seine Botmäßigkeit und zum Eigentum seines Krummstabes.

Auch das „Klösterle" beim Bad Rippoldsau im Wolftale war eine Tochter von St. Georgen, und dort war in letzter Zeit P. Georg Gaißer Prior gewesen und zugleich Klosterförster für die umfangreichen Waldungen seines Stifts am Kniebis hinauf. Er hatte manches Floß „die Wolf" hinab in die Kinzig und in den Rhein spediert und manche Stande voll Harz verkauft zugunsten der Klosterkasse.

Sein Vorgänger, der bei den Mönchen mißliebige Melchior Haug, ein geborener Villinger, hatte in allen wichtigen Geschäften seit Jahren den P. Georg trotz seiner Jugend bei-

---

Dorf gehörte dem Kloster Villingen, und sein Vater war dessen Amtmann im Dorfe. Gaißers Familie hatte dem Benediktinerkloster zu Villingen schon einen Abt geliefert, Michael, 1595—1602, und der dritte Nachfolger Georgs II., Abt Georg III. von 1685 bis 1690, ein Freund des berühmten französischen Benediktiners Mabillon, der ihn 1683 in Villingen besuchte, war aus der gleichen Familie. Abt Georg II. war zweifellos einer der bedeutendsten Äbte des viele Jahrhunderte zählenden Stiftes.

gezogen und ihn oft als seinen Stellvertreter nach außen geschickt.

Abt Melchior starb noch nicht vierzig Jahre alt im Herbst 1627, und alsbald wählten die Mönche einstimmig den jugendlichen Prior im Klösterle zu Rippoldsau zu ihrem Prälaten. Prophetisch schreibt er in seinen Tagebüchern: „Ich Unglücklicher werde zum Abt gewählt in einer Zeit, in einer Lage und unter Umständen, die nichts als die größten Schwierigkeiten andeuten." —

Heute in aller Frühe hat der neue Abt Villingen verlassen und ist den „Wald" herabgeritten, um in Rippoldsau Abschied zu nehmen und seine Siebensachen zu holen.

Er hat seinen Nachfolger im Priorat bei sich und seinen Sekretär.

Als die Reiter zum „Turm" gekommen waren, wo die Wege sich scheiden, der eine hinab ins Kinzigtal, der andre hinauf gen Wolfach und Rippoldsau, sprach der Abt: „Ich mein', wir reiten noch hinab nach Hasle. Da ich so in der Nähe bin, will ich meinen dortigen Freunden doch auch den neuen Abt von Villingen vorstellen. Es sind allzeit lustige Leute gewesen die Haslacher, so oft ich in ihr Städtle kam, lustig in der Red' und durstig beim Trunk. Wir reiten hinab, bleiben drunten über Nacht, ziehen dann beim ersten Morgengrauen wieder talauf und sind um Mittag im Klösterle."

„Wie Ew. Gnaden befehlen," erwiderte der P. Matthäus, der zukünftige Prior von Rippoldsau, „ich bin gern dabei. Einen guten Trunk nähm' ich jetzt schon, das magere Mittagessen und der Sauremus beim ‚Bach-Peter' unter Triberg sind verraucht."

„Ihr sollt Euren Durst löschen, P. Matthä," erwiderte der Abt, „im Rappen z' Hasle. Man trinkt auf zwanzig Stund' Wegs keinen wie beim Rappenwirt Rupp, und die Wirtin macht ein Fischessen, wie's unserm Klosterkoch noch keins geträumt hat. Also Hasle zu!"

Bei diesen Worten zog er seinem Braunen die Zügel

an, und in kurzem Trab ging's talabwärts. Ohne Aufenthalt ritten die Mönche durch das Städtlein Husen, und eine kleine Stunde nach der eben gehörten Zwierede näherten sie sich dem „obern Tor" von Hasle.

Auf dem Torturm saß damals ein findiger Haslacher, Basche Holl, ein Schuster. Er hatte gehört, daß es in den größeren Städten, namentlich im Welschland, wo mehrere Turmwächter funktionierten, Sitte sei, vornehmen Reisenden, wenn sie gegen die Stadttore anreiten, einen Willkomm zu blasen, um dadurch ein Trinkgeld zu verdienen.

Basche Holl hatte nur ein großes Horn auf seinem Turm, mit dem er die Stunden der Nacht oder ein Schadenfeuer ausrief; aber dieses sein Wächterhorn hatte er in müßigen Wächterstunden so dressiert, daß er auch einen Tusch damit blasen konnte. Und den blies er, so oft Fremde sich seinem Tore näherten, bei denen er guten Willen zu einem Trinkgeld vermutete.

Von seiner Flickschusterarbeit sah er nun jeden Augenblick auf und zu der Fensterluke seiner Turmkemenate hinaus, talaufwärts. Bis an das „geschwiegen Loch", wo der Wald so hart an den Fluß tritt, daß er nur der Landstraße noch Platz läßt, konnte der Wächter sehen.

Bemerkte er in der Ferne Reiter, so legte er alsbald seine Arbeit weg und spekulierte zum Fensterchen hinaus. Wenn die Fremdlinge dann oben bei der Stadtmühle einbogen und die gerade Straße auf das Tor zukamen, so konnte er wohl unterscheiden, ob sie adeligen, geistlichen, bürgerlichen oder bäuerischen Wesens seien. Die beiden ersten blies er an, die Bürger, Bauern, Krämer und Juden nicht.

Und doch hatte er eine helle Freude, wenn ein Jude des Weges daherkam; denn nach der „altüblichen Zolltafel von Hasle" bezahlte, während sonst jedermann, der ohne Ware kam, frei passieren durfte, ein Jude, sei er zu Pferd oder zu Fuß, drei Batzen an den Zolleinnehmer für den Einlaß. Aber für den Sohn Israels hatte das Einlassen gar

wenig Nutzen. Denn alsbald nahm ihn der Turmwächter in Empfang, geleitete ihn durch Hasle bis ans „untere Tor“, damit er unterwegs bei den Bürgern sich nicht „einlogieren und schmusen“ konnte. Und für dies lästige Geleit zahlte er dem Wächter abermals drei Batzen.

Drum war's dem Basche Holl eine Freude, wenn ein Hebräer an sein Tor sich verirrte.

Die alten Haslacher, Basche Holl voran, würden sich im Grab umdrehen vor Staunen, wenn sie heute wieder kämen und sähen, wie innerhalb der Tore von Hasle jetzt Kinder Israels sich nicht bloß „einlogieret“, sondern die schönsten Häuser im Besitz haben. —

Schon oben am Walde hatte der „Turm-Basche“, wie die Haslacher ihn nannten, unsere vier Reiter erblickt und mit seinen listigen Schustersaugen verfolgt. Als sie an der Stadtmühle vorbei waren, blinkte die silberne Kette über dem schwarzen Habit des Abts, und sie und die dunkeln Gestalten meldeten geistlichen Besuch.

Unser Basche war gleich im reinen, als er Benediktiner auf den Rossen rekognosziert und die hohe Gestalt des mittleren Reiters eine Weile fixiert hatte.

Vor acht Tagen hatte ein Klosterknecht von Villingen das Tor passiert. Der Basche hatte ihn ausgeholt und erfahren, der Knecht gehe als Bote in die Klöster im Elsaß, um Briefe über die Neuwahl des Abtes zu überbringen. Und als der Tor- und Turmwart gehört, P. Georg sei gewählt, da freute sich der Schuster baß. „Des freut mi!“ sprach er, „'s ist ein gar netter Herr, der P. Jörg. Er hat mir schon manch Trinkgeld gegeben und manchen Schoppen bezahlt, wenn er in den letzten Jahren in Geschäften durch Hasle geritten ist. Dem will i eins blasen, wenn er wieder a mol durchrittet.“

Und heute geschah dies, und der Basche tutete so fanatisch den Reitern entgegen, daß die Jugend vom ganzen Städtle zusammenlief und die Alten in den Gassen an die Fenster

eilten, um zu schauen, was vom Tore her käme, da der Wächter so außergewöhnlichen Spektakel machte.

Der war nach seinem gewaltigen Tusch die Wendeltreppe hinabgestürzt, hatte das Tor aufgerissen, seine Kappe in die Hand genommen und dem zuerst einreitenden Abte zugerufen: „Gnädiger Herr! Basche Holl, der Obertorwart, wünscht Glück und Segen dem neuen Abt von Villingen."

„Ich dank' Euch, Basche," antwortete der Abt. „Wir zwei sind ja alte Bekannte. Der Sekretär gibt Euch einen Gulden für die Gratulation, und heut' abend, wenn der Nachtwächter Euch ablöst, trinkt Ihr auch ein Maß im Rappen."

„Vergelt's Gott tausendmal," dankte der Basche. „Ich will's meiner Lebtag nit vergessen, was der gnädige Herr an mir armen Schuster schon getan hat."

Er hatte diese Worte dem Abt, der schon in die „vordere Gasse" hineinritt, noch nachgerufen. Jetzt kamen noch manche Gratulationen von den Fenstern her. Die Frauen nickten ebenso freundlich als ehrerbietig dem wohlbekannten P. Georg zu, als sie die Abtskette sahen, und von den Männern riefen die besseren Bürger: „Ich gratuliere höflichst, gnädiger Herr!"

Für alle aber hatte der neue Klosterherr von Villingen ein freundliches Lächeln, das er mit der Hand begleitete und mit: „Danke, danke!"

Und woher kannten die Haslemer den P. Georg so gut?

Einmal war er, ehe er Prior im Klösterle geworden, gar öfters durch Hasle gekommen, um im Auftrag seines Abtes bald nach den zwei elsässischen Klöstern St. Johann bei Zabern und St. Marx bei Ruffach zu reiten, bald nach den Klosterreben in Hecklingen im Breisgau zu sehen, zu herbsten und den Wein zu holen.

Dann war er aber auch schon während dieser Zeit alljährlich mehreremal mit seinem Abt als Kurgast im Bad Rippoldsau gewesen, und nachdem er dort Prior geworden, galt er als die Seele der heiteren Badgesellschaft, zu der Hasle sein gutes Kontingent stellte.

Rippoldsau, das jetzt weithin berühmte Schwarzwald-Luxusbad, war damals so eine Art Familienbad für die nördlichen Schwarzwälder, für die fürstenbergischen Obervögte[1] der kleinen Städte, für deren Schultheißen und Bürgermeister, für den kleinen Adel, für die Pfarrherren von Stadt und Land, für die Mönche und Nonnen der Waldklöster, für die besseren Bürger und Bürgerinnen, Wirte und Krämer, und endlich für die Hofbauern.

Die „Damenwelt" war durch die Klosterfrauen vertreten, voran die Äbtissinnen und Priorinnen, sowie durch die Frauen der Beamten und Schultheißen.

Alles war „ein Herz und eine Seele" — beim Essen, Trinken, Spazierengehen. Und wie heut' noch in den Seebädern Männlein und Weiblein zusammen baden, so auch in jener Zeit in Rippoldsau und in allen ähnlichen Badeorten.

Auch an Musikanten fehlte es nicht, und auch ein Tänzlein ward bisweilen getan. Der Prior Gaißer ließ, wie er in seinen Tagebüchern selbst erzählt, sich 1625 einmal einen ganzen Tag von „zweien lusores musici" aufspielen. Dem „Bäder" (Badinhaber) sorgte er öfters für Wein.

So war P. Georg den Haslachern doppelt wohl bekannt, von seinen Reisen her nach dem Elsaß und vom „Surbrunnen". Und deshalb das fröhliche Grüßen, da er als Abt einritt.

Im Rappen stieg er jeweils ab und übernachtete. Dahin kamen dann ihm zu Ehren am Abend der fürstenbergische Oberamtmann Simon Fink, der Pfarrherr von Hasle, Hans Ramsteiner, der Schultheiß Hans Engler und die Bürger, welche vom Sauerbrunnen her gute Bekannte des Paters waren. Da ward dann ein „rechtes getrunken". P. Gaißer war, wie alle Männer jener Tage, Freund eines guten Trunkes. Und gewissenhaft hat er in seinen Tagebüchern bisweilen „die Maß" registriert, so er getrunken. Einmal 17, ein andermal gar 25 in der Woche.

[1] Sie hießen damals schon offiziell auch Oberamtmänner.

Ja, der Mann war so offen und ehrlich, daß er auch sonstige kleine Schwächen von sich notierte, die heutzutage kein „geistlicher Herr" seinem Tagebuch anvertrauen dürfte.

Jene Zeiten waren urwüchsiger, unkultivierter als die unsrige. Die Menschen waren nicht so human, aber auch nicht so verlogen und so blasiert wie heute, wo jeder sich besser geben will, als er ist. —

Als P. Gaißer diesmal beim Rappen vorritt, kamen der Rappenwirt Bartlin Rupp und sein Weib Elsbeth eilig aus der Stube und gratulierten dem gnädigen Herrn, der jugendlich rasch von seinem Braunen herabstieg, mit vielen Bücklingen und mit Handkuß. Des Rappenwirts Jüngster, der Lienhard, ein Prachtsbub von achtzehn Jahren, führte stolz des Prälaten Pferd dem Stall zu, während den anderen Reitern sein älterer Bruder, Bartlin jung, und die Knechte des Hauses behilflich waren.

Die Rappenwirtin rief ihren Buben hastig in den Stall nach: „Lienhard, Du gosch gli zuam Herr Pfarrer, zuam Oberamtmann, zuam Schultheiß und zuam Schuolmeister und saisch (sagst), der P. Jörg sei da als Herr Abt. Und Du, Bartlin, laufst zum Fischer Klaus hinüber nach Schnellingen und frägst, ob er keine Esche und Börsching hat. Der gnädig Herr wird d' Fisch au no so gern essen, wie früher der P. Jörg."

Der Rappenwirt führte indes den Abt in die vordere Stube des zweiten Stockwerks, wo sein Logement war, damit er sich's bequem mache nach dem langen Ritt.

Als er nach einiger Zeit mit seinen Begleitern in die Gaststube herabkam, begrüßten ihn seine Haslacher Bekannten unter herzlicher Gratulation, voran der Oberamtmann. Am lebhaftesten gratulierte aber der Schulmeister Andreas Mezger, denn er hatte einst mit Georg Gaißer im schwäbischen Kloster Weingarten Humaniora studiert, war als „fahrender Schüler" später nach Hasle gekommen und als Schulmeister da sitzen geblieben, wo er 1652 noch wirkte.

„Liebe Freunde!" sprach bewegt der junge Abbas, „be-

dauert mich, statt Glück zu wünschen. Denn ich ward zum Abt gewählt in einer Zeit und unter Umständen, die mir die größten Mühseligkeiten für die Zukunft verheißen. Gedenket meiner in Euern Gebeten und erlaubt mir, so oft es Gelegenheit gibt, ins Kinzigtal zu kommen und in Eurem Kreise wieder ein paar heitere Stunden zu verleben."

„An uns soll's nicht fehlen, weder an unserm Gebet noch an unsrer Gesellschaft, so oft Ihr kommt, gnädiger Herr, und dann auch ferner verlieb nehmen wollt mit unserer Freundschaft" — entgegnete Hans Ramsteiner, der Pfarrherr von Hasle.

„Wir bleiben die Alten," meinte der Abt. „Dieses Kreuz an meiner Brust hat dem P. Georg die alte Freundschaft und die alte Liebe fürs Kinzigtal und fürs Elsaß nicht aus dem Herzen genommen."

„Und Du, alter Freund Andres," sprach er zum Schulmeister, „kannst, wenn Dir's beliebt, bei mir im Kloster Villingen jetzt ankommen. Ich stelle Dich bei den Klosterscholaren als lateinischer Schulmeister an, und es soll Dir an nichts fehlen."

„Hab Dank, hochwürdiger Freund," erwiderte der Andres. „Ich will lieber im lustigen Hasle bleiben, als in Dein Kloster eintreten, droben auf der kalten Hochebene. Klostergeist hab' ich ohnedies gar keinen, sonst wär' ich nicht ein Fahrender geworden. Hier in Hasle hab' ich 32 Gulden Jahreslohn als ‚Schuolmeister' und 12 Gulden als Mesner, bin zurzeit noch Beschließer vom untern Tor, tut 1 Gulden monatlich, hab' an Neujahr 5 Kreuzer Geschenk und ein Paar Schuh'. Das langt für einen ledigen Schulmeister, so lang die Maß Wi beim Rappenwirt nur einen Batzen kostet und der Abt Georg so oft durchreitet als der Pater Georg und was bezahlt."

„Andres, Du bist und bleibst immer der gleiche Bruder Leichtsinn," entgegnete ihm der Abt. „Ich wollt', ich hätt' auch nicht mehr Sorgen als Du."

„Aber jetzt," fiel der Schultheiß Hans Engler ein, „jetzt,

gnädiger Herr, wollen wir uns um den Tisch machen und den Willkomm' trinken."

Es waren indes noch zwei weitere Bekannte des Abts eingetroffen, die ersten „Krämer" im Städtle, der Battier und der Arquin. Sie waren ehedem als „Saphoiarden" mit Seide und Südfrüchten auf die Jahrmärkte von Hasle gekommen, hatten sich dann später da seßhaft niedergelassen und machten als reiche Leute ihre Badekuren in Rippoldsau.

Bald war der große, runde Tisch in der vorderen Ecke der Wirtsstube vollbesetzt, und freudig tranken die Haslacher aus ihren zinnenen Kannen das Wohlergehen des gnädigen Herrn von Villingen.

Auch Frau Elsbeth, die gewandte Wirtin, war seit der Ankunft der geistlichen Reiter nicht müßig in der Küche gestanden. Bartlin jung hatte Fische gebracht im Überfluß. Die wurden mit Salbei eingebunden und köstlich gebraten; dazu gab's „Karmenaten" aus zartem Kalbfleisch und Nudeln.

Bartlin und Lienhard, die zwei schmucken Buben des Hauses, trugen auf wie Edelknaben an einem Hof. Der gnädige Herr lobte die noch in der Küche tätige Mutter, daß sie an seine Lieblingsfische gedacht, und sagte dem Lienhard, wenn die Mutter in der Küche fertig sei, müßte sie herein kommen und wie früher auch an der Gesellschaft teilnehmen.

Eben wollte Frau Elsbeth sich zu den Gästen begeben, als Basche Holl, der Turmwächter, in die Küche geschlichen kam und um einen Krug Wein bat auf des gnädigen Herrn Rechnung. Er hatte den Nachmitternachtswächter und Schweinehirt, Hans Vetter, auf einen Augenblick am Tor gelassen, um den vom Abt ihm zugesagten Trunk zu holen. Der mitgekommene Klosterknecht, welcher in der Küche sein Nachtmahl verzehrte, bestätigte Basche's Angabe, und die Wirtin füllte ihm den Krug. Der schlaue Turmwächter bat aber, ja dem Schultheißen nichts zu sagen, daß der Basche da gewesen und seinen Posten zu früh verlassen habe. —

Frau Elsbeth bekam, als sie in die Stube trat, zunächst

ein Kompliment vom Abt und seinen Begleitern, vom erstern, weil sie an sein Lieblingsgericht gedacht, und von den andern, weil sie zum erstenmal so feine Kinzigfische gegessen hätten.

P. Matthäus, ein Fischkenner, meinte, die Eschen der Kinzig seien besser als die Forellen auf dem Wald. Er sei zudem Klosterpfarrer in Förinbach[1] gewesen und habe mehr Forellen essen müssen, als ihm oft lieb gewesen. —

Die Männer am runden Tisch waren bereits in einem politischen Tagesgespräch über den Krieg, der nun schon ins neunte Jahr ging und mehr und mehr seine Wellen auch nach Süddeutschland warf.

Der Schulmeister berichtete, daß unlängst württembergische Reiter, welche zum untern Tor hereingeritten und aus dem Norden gekommen seien, geäußert hätten, der Friedländer (Wallenstein) habe einen Anschlag vor auf ihren Herzog Johann Friedrich und sein Land, und man werde bald auch in unsrer Gegend etwas vom Krieg verspüren.

Abt Georg wußte zu erzählen, daß friedländisches Volk bereits im schwäbischen Kreis eingerückt sei. Einzelne Haufen seien schon bis zum Kloster Amptenhusen[2] in der Baar gestreift und hätten, wie die Priorin berichtet, die dortigen Fischteiche geplündert.

Der Oberamtmann Fink hat von seinem Herrn, dem Grafen Friedrich Rudolf von Fürstenberg, den Auftrag erhalten, die Früchte vom Zehnten im Kinzigtal bald loszuschlagen, damit das Kriegsvolk sie nicht umsonst wegnehme. „Die Zeitläufte seien schlimm, und der Krieg drohe abermals, auch in diesen Landen, um sich zu greifen[3]."

Der Kaufmann Battier hatte von einem Kaufherrn in

---

[1] Förin, das altdeutsche Wort für Forellen.

[2] Benediktinerinnenkloster bei Immendingen an der obern Donau.

[3] Schon Ende 1621 stand Mansfeld im Elsaß und hatte vor, durchs Kinzigtal nach Schwaben zu ziehen. Tillys Sieg bei Wimpfen im Frühjahr 1622 bannte diese Gefahr.

Schaffhausen Kunde erhalten, daß auch in dortiger Gegend feindliches Kriegsvolk sich zeige.

„Und mir," ergänzte der Schulmeister, „hat dieser Tage am untern Tor ein Reiter des Grafen Montecuculi, der draußen in Rottweil liegt, gesagt, die ganze Sache werde sich in unsere Gegend spielen und der Krieg kein Ende nehmen, wenn der Kaiser den Friedländer, gegen den der Kurfürst von Bayern sei, nicht machen lasse."

„Im vorigen Sommer habe ich nachts einmal durch das kleine Pförtchen des unteren Tores einen fahrenden Studenten, einen Schwaben, ins Städtle eingelassen. Er hatte die Belagerung von Göttingen mitgemacht unter dem Grafen Egon von Fürstenberg. Ich nahm ihn mit in meine Kemenate, und da hat er mir vieles vom Krieg erzählt, namentlich auch, daß der Tillius und der Friedländer nicht zusammen operierten, weil der Kurfürst von Bayern eifersüchtig sei auf die kaiserlichen Erfolge. Der Friedländer aber will des Kaisers Macht stärken, Deutschland groß und einig machen und die Gewalt der kleinen Fürsten, ob katholisch oder protestantisch, brechen."

„Drum ist der Wallenstein mein Mann, und ich sage: ‚Es lebe der große Friedländer'!" Mit diesen Worten stieß der Schulmeister zuerst mit dem Abte an.

Aber der geistreiche, kühne Andres fand keinen großen Beifall. Ziemlich ernst sprach der Oberamtmann:

„Man sollt' nie einen Fahrenden zum Schulmeister machen; die wollen immer mehr wissen als andere Leute und sind jeder Revolution zugetan."

„Wenn es so über mich hergeht," meinte dieser, dem der gute Herrenberger des Rappenwirts Mut gemacht hatte, „so will ich dem Sturm aus dem Wege gehen und einstweilen mein Tor schließen — 's ist neun Uhr — dann können die Herren mich ungeniert kritisieren."

Lachend ging er von dannen.

„Er ist ein guter, ehrlicher Kerl, der Andres," nahm

nach seinem Weggang der Abt das Wort, „aber das Herz hat er immer zu viel auf der Zunge. Der Herr Oberamtmann wird ihm seine Rede nicht verübeln."

„Und ein vortrefflicher Schulmeister ist er auch. Alle Bürger sind mit ihm zufrieden. Er hält Ordnung mit den Kindern, und sie lernen was" — sprach verteidigend der Schultheiß.

„Ich bin ja selbst froh um ihn," fiel der Oberamtmann ein, „denn er gibt meinem Ältesten vortrefflich die lateinische Grammatik; aber man muß ihm über das Maul fahren, namentlich ich als Oberamtmann eines kleinen Souveräns, wenn der Schulmeister die Fürsten und die kleinen Herren absetzen will." —

Als dieser nach einer Viertelstunde wieder eintrat, ward er von allen freundlich begrüßt, und der Rappenwirt holte ihm auf des Abts Wunsch und Rechnung noch einen neuen Krug Herrenberger.

„So ist's recht. Trinken wir denn noch eins," meinte der Fahrende, „denn wenn die Kriegsfurie kommt, trinken uns die Soldaten den Wein doch weg."

So ward noch manch ernstes und heiteres Wort hin- und hergeredet, bis der Hochwächter auf dem nahen Kirchturm zehnmal ins Horn stieß und bald darauf der Nachtwächter, Lorenz Isele, vor dem Rappenwirtshause rief:

Höret, was i Eu will sage:
D'Glock hat zehni g'schlage,
Wohl über die Zehni.
Lobet Gott und Maria!

Jetzt mußten die Herren aufbrechen, um der Bürgerschaft kein schlechtes Beispiel zu geben; denn die „Polizeistunde" ward in jenen Tagen eisern streng eingehalten.

Der Abt verabschiedete sich, weil er in aller Frühe abreiten wollte, von seinen Haslacher Freunden mit dem Versprechen, jede passende Gelegenheit zum Wiederkommen zu

benützen, weil es ihm im Kinzigtal und im Elsaß über alle Maßen wohl gefalle — auch der Gegend halber.

Mit einem allseitigen: „Gute Nacht! Behüt Euch Gott und 's heilig Kreuz" — ging's auseinander.

Die zwei Söhne des Hauses geleiteten, jeder mit einem Licht versehen, die zwei Patres in ihre Schlafstuben, der Rappenwirt selber wollte den Abt begleiten, der eben noch einige Worte mit der Frau des Hauses redete.

Als der alte Bartlin sein Licht angezündet, sprach er: „Weib, jetzt richtest noch einen Gläwi[1] als Schlaftrunk für den gnädigen Herrn und für mich und bringst ihn herauf in die vordere Stube. Ich will dem Herrn Abt noch heute abend unser Anliegen vortragen, da er morgen in aller Herrgottsfrüh fort will."

„Ganz gern, Freund Rupp," lächelte der Abt, „trink' ich noch eins mit Euch und hör' Euch an. Meines guten Willens, Euch in Rat und Tat an die Hand zu gehen, dürft' Ihr zum voraus versichert sein." —

Überall in der ganzen vorderen Gasse waren die Lichter gelöscht und alles zur Ruhe gegangen. Nur aus der oberen Stube im Rappen leuchtete noch lange trüber Kerzenschein auf die dunkle Straße hinab.

In der Stube saßen der Abt, der Rappenwirt und sein Weib beim Schlaftrunk in eifrigem Gespräch. Bartlin trug dem gnädigen Herrn seine und seines Weibes Herzensangelegenheit vor — die Zukunft ihres Lieblingssohnes Lienhard.

Der Lienhard war achtzehn Jahre alt geworden und hatte sich noch zu keinem Beruf entschlossen. Im Stalle bei den Knechten, auf dem Feld bei den Taglöhnern, da war Lienhards Revier gewesen, seitdem er aus der Schule entlassen war. Und wenn der Vater ihm, was oft geschah, sagte: „Lienhard, Du mußt ein Handwerk lernen, Rappenwirt kannst nicht werden, den Rappen bekommt der Bartlin" — ant-

---

[1] Glühwein.

wortete der Lienhard regelmäßig: „Wenn ich was werden soll, Vater, so will ich ein Soldat und Reiter werden.“ Bei den Pferden hielt sich des Rappenwirts Jüngster am liebsten auf, und er war jung schon ein tollkühner Reiter. Den Bauern, die allwöchentlich zahlreich vor des Vaters Herberge geritten kamen, bändigte er die wildesten und jüngsten Pferde, und des Vaters eigene Rosse ritt er wie ein junger Araber die Hengste der Wüste.

Und nicht nur im Reiten war der Lienhard Virtuos, sondern auch auf der Laute. In der hintern Gasse zunächst beim Rappen wohnte ein „Lichterzieher“, Jörg Läufer; der war mit einer solchen aus der Fremde gekommen und spielte gar schön darauf. Wenn er nach Feierabend vor seinem Hause saß und die Laute schlug und dazu sang, stand halb Hasle vor ihm und hörte zu.

Der Lienhard hatte keine Ruhe gelassen, bis er auch ein solches Spielwerk und den Lichterzieher zum Lehrmeister hatte. Der Schüler übertraf nach Jahr und Tag den Meister, und dazu war des Rappenwirts Jüngster auch Virtuos im Singen. In seines Vaters Wirtsstube saßen an Markttagen die Bauern dicht gedrängt beisammen, um dem Lienhard zuzuhören.

Reiten, Lautenspielen und Singen war des Burschen Liebhaberei, und über dieser dachte er nicht an die Zukunft.

Frau Elsbeth aber, die ihrem Herzensbuben alles nachsah, hätte den Lienhard am liebsten zu einem „geistlichen Herrn“ gemacht. Ein Vetter von ihr, der Bruder ihres Vaters, war Benediktiner im benachbarten Kloster Gengenbach und geistlich Blut von alters her in ihrer frommen Bauernfamilie, die ein großes Hofgut im untern Tal besaß, daheim gewesen.

Dem Lienhard hatte anfangs der Wunsch der Mutter immer gefallen; denn die Buben in katholischen Gegenden spielen gerne „Pfarrerles“, bauen Altäre und halten Gottesdienst.

Später hatte die Lust zum Reiter werden beim Lienhard

den Pfarrer etwas verdrängt. Zwar erreichte die Mutter, daß er seit Jahr und Tag wöchentlich dreimal eine lateinische Stunde nahm beim Schulmeister, der das Talent seines Schülers nicht genug loben konnte.

Seitdem Lienhard nun den P. Georg öfters auf einem stattlichen Klosterbraunen durch Hasle hatte reiten sehen, erklärte er, so oft Vater und Mutter in ihn drangen, sich zu entscheiden, „ein reitender Münch" gefalle ihm am besten, und wenn er in ein Kloster käme, wo er reiten dürfte, da könnte er sich leicht entschließen, nach der Mutter Wunsch ein Geistlicher zu werden.

Der geistliche Vetter in Gengenbach, ein frommer, alter Pater, wollte nichts wissen von einem Novizen, der das Reiten in sein Programm aufgenommen hatte, und versagte jeden Schritt und jedes Wort zu dessen Aufnahme im Reichsstifte Gengenbach, weil der Bub keinen Klosterberuf habe.

Zu einem Handwerk wollte sich der Lienhard um keinen Preis verstehen und lieber Bauer werden, als welcher er ja auch reiten könne.

Da nun P. Georg als Abt nach Hasle gekommen war, durchschoß die Frau Elsbeth beim Fischbraten ein Gedanke, hell, wie ein Blitz aus dunklem Himmel. Sie nahm ihren Mann alsbald beiseite und teilte ihm denselben mit. Die Folge davon war die nächtliche Unterredung auf des Abts Schlafstube.

Die beiden Wirtsleute trugen nun, nachdem sie ihn von der Sachlage verständigt hatten, dem Prälaten von Villingen ihren Buben fürs Kloster an.

Nachdem er alles angehört, sprach der Abt: „Euer Sohn scheint noch gar nicht recht zu wissen, zu was er taugt. Ihr beide habt dem Burschen offenbar zu viel nachgesehen. Ich will ihn aber einmal versuchsweise in mein Kloster aufnehmen, zunächst unter die Scholaren, und wenn er Ernst und Beruf zeigt, unter die Novizen. Sein Talent zum Singen und Musizieren kann man im Kloster wohl verwerten, und bis er an

ein geordnetes Leben gewöhnt ist, werde ich ihn auch bisweilen mit den Klosterknechten und mit den Pferden aufs Feld lassen. Auch kann er mir von Zeit zu Zeit einen Botenritt tun. Fällt er gut aus und wird er ein tüchtiger Ordensmann, so soll's ihm auch am Reiten nicht fehlen. Unsere Patres, die auf dem hohen Schwarzwald postiert sind, haben alle ihre eigenen Klosterpferde. Daß der Lienhard jugendlichen Reitermut zeigt, gefällt mir wohl. In unseren Kriegstagen kann man auch soldatisch veranlagte Ordensbrüder brauchen."

Bartlin und sein Weib waren über diese Antwort hocherfreut und dankten vielmal dem gnädigen Herrn, zu dem sie alles Vertrauen hätten, daß er den Lienhard auf den von beiden gewünschten Weg bringen würde.

„Ich will meine Buben nicht loben," sprach die Frau Elsbeth, „aber unser Lienhard ist sonst der brävste Bub in der ganzen vorderen Gaß. Er betet gern, geht gern in d' Kirch, mag nichts von den Mädle wisse und folgt mir und dem Vater aufs Wort, nur das Reiten, Singen und Lautenschlagen will er nicht lassen. Ihr werdet sehen, gnädiger Herr, der Lienhard wird recht, wenn er nach Villingen kommt und nicht mehr jeden Tag fremde Pferde, wie vor dem Rappe z' Hasle, ankommen sieht."

Der Abt bestimmte am Abend noch die Zeit des Eintritts und meinte, nach Martini sei es ihm jeden Tag lieb, wenn der Rappenwirt den Lienhard ins Kloster bringen wolle.

Als am andern Morgen, noch vor Tagesanbruch, die geistlichen Herren zur Abreise vor die Herberge traten, Lienhard dem Abte die Braunen vorführte und, von der Mutter bereits unterrichtet, verschämt an dem gnädigen Herrn hinaufschaute, ehe er ihm den Steigbügel hielt, sprach der Prälat:

„So, mein Sohn, auf ein baldig' Wiedersehen im Kloster. Dort gibt's auch Pferde, und wenn Du sonst brav bist, darfst Du auch reiten." Dabei reichte er ihm freundlich die Hand. Der Lienhard schwieg schüchtern, aber freudige Röte strahlte auf seinem schönen Gesicht, das der alte Simon, der Haus-

knecht, mit der großen Stallaterne in der Nähe stehend, magisch beleuchtete.

Auch vom alten Bartlin und von Frau Elsbeth nahm der Abt nicht Abschied, ohne ihnen nochmals Hoffnung gemacht zu haben. In den Augen der Mutter glänzte dabei eine Träne dankbarer Freude.

Durchs dunkle Städtle ritten die vier Reiter wieder dem obern Tore zu. Basche Holl, der Wächter, der am Abend erfahren, daß der gnädige Herr frühe schon abreite, war munter auf seinem Posten und blies den Reitern auf seinem Horn noch nach, als sie schon beim „Urwald" droben ritten — Rippoldsau zu.

2.

Es war Martinimarkt in Hasle, ein Hauptfest für jung und alt von jeher und bis zur Stunde. An diesem Markttag kommen die Bauern aus allen Tälern von allen Bergen weithin. Es kommen namentlich „die Völker", d. h. die Knechte und Mägde der Hofbauern, die sich beim Eintritt in den Dienst stets ausbedingen, alljährlich den Martinimarkt von Hasle besuchen zu dürfen.

Zu der Zeit, da des Rappenwirts Lienhard den Bauern, so zum Markt kamen, ihre Pferde abnahm und in den Stall führte und ihnen in der Stube die Laute schlug, waren die Jahrmärkte in Hasle noch weit poesievoller, denn heute.

Schon einige Tage zuvor ernannte der „gemeine Rat" in „heimlicher" Sitzung die Personen, welche den Markt abwarten, d. h. das Zoll- und Standgeld einnehmen und für Ruhe und Sicherheit sorgen sollten.

Der Schultheiß selbst und die zwei Amtsbürgermeister standen an der Spitze dieser „Markthüter" und mit ihnen ein Dutzend Bürger.

Schon in aller Frühe traten sie ihre Posten an. Die einen besetzten die Tore, um den Zoll einzunehmen von den Scharen der Bauern und Bäuerinnen und von den zahl-

reichen auswärtigen Krämern, die alle ihre Ware zum Verkauf einführten, den Zoll vom Haupt des Ochsen bis hinab zum Hering, der tonnenweis zu Markt kam und dazumal ein Lieblingsessen der Buren im Kinzigtal bildete, und von den Eiern der Bäuerin bis hinauf zum seidenen Tuch, das die „Saphoiarden" daherbrachten.

Andere Markthüter amteten auf dem Tuchhaus, wo die Tuchweber von Freudenstadt, Tuttlingen und Villingen ihre bunten Wolltücher auslegten für Buren und Bürinnen und für die ihnen dienenden Manns- und Wibervölker.

Je zwei Bürger überwachten die Ordnung des Viehmarkts, die städtische Wage im „Wäghaus" und den Kauf und Verkauf auf dem Fruchtmarkt.

Die zwei Bürgermeister zogen das Standgeld ein.

Und welche längst von unsern Jahrmärkten verschwundenen, poetischen Krämergestalten hatten damals ein solches zu zahlen!? Da waren[1] die „Arzten", Volksärzte, die allerlei Salben und Medizinen für Menschen und Vieh feilhielten und auf offenem Markt Rat gaben für alle „Bresten".

Da waren die Haftenmacher, die ihre selbstgemachten Haften aller Art und Fasson anboten.

Da waren die „Bränntewin-Träger", welche aus malerischen Fäßchen, die sie auf ihrem Rücken gebracht, auf offener Straße dem Landvolke ihre Schnäpse kredenzten, süße, herbe, gewürzte, wie es jedem beliebte.

Da standen die „Toppakkrämer", die als neue Rarität Schnupftabak in Dosen aus Birkenrinde und Rauchtabak nebst Pfeifen feilhielten.

Dort sammelten „Kartenmacher" die Bauern um sich, welche durch Kartenspiel sich die Winterabende verkürzen wollten.

Am meisten Zuspruch hatten in jenen kriegerischen Tagen

---

[1] Nach einer amtlichen Aufzeichnung von 1647, im Rathaus zu Haslach befindlich.

die zahlreich vertretenen Waffenschmiede, welche — Sturmhauben, Musketen, Piken, Säbel, Pistolen und Dolchmesser feilboten und Altes gegen Neues umtauschten.

Die „Wibervölker" scharten sich besonders um die Stände der „Saphoiarden", die durch ihre seidenen Tücher jeglicher Art die Käuferinnen anzogen.

Die „Buch- und Paternoster-Krämer" boten Rosenkränze, Gebet- und Volksbücher zum Kaufe — von jenen Volksbüchern, die noch in meiner Jugendzeit feil waren: die vier Haimonskinder, der hürnene Siegfried, der Till Eulenspiegel, Ida von Toggenburg, die schöne Magelone und wie sie alle hießen, jene poesievollen Erzählungen, die heute längst vergessen sind und allerlei Schund Platz gemacht haben.

Und daß viele Leute schon im Dreißigjährigen Krieg lesen konnten, bezeugt der Umstand, daß 1647 bei allem Kriegselend ausdrücklich in dem Haslacher Markttrodel drei Buchhändler: Benedikt Bürglin, Urban Riegel und Katharina Müllerin, neben den Paternosterkrämern genannt werden.

Von dem Stand- und Zollgeld wurde nur die Hälfte in die Stadtkasse gegeben, die andere Hälfte bekamen in sinniger Weise die Hausarmen, die Kapuziner, die Marktaufseher, die Torwächter und die Stadtknechte. Auch an einem Trunk aus diesen Mitteln fehlte es denen nicht, die „des Marktes abgewartet" hatten. —

Am Abend des Martinimarkts von 1627, nachdem die meisten fremden Gäste sich auf den Heimweg gemacht hatten, ging Frau Elsbeth auch noch zu Markt mit dem Lienhard. Der hatte heute allen seinen Bekannten unter den Bauern erzählt, daß er ins Kloster Villingen komme, und wie das zugegangen, wie ihm aber der Abt auch versprochen habe, reiten zu dürfen.

Die Mutter kaufte ihm auf dem dunkelnden Markt zunächst ein Gebetbuch und ein Paternoster und dann bei den Tuchscherern einen halben Ballen schwarzen „Multum", damit der Klosterschneider ihm die für die Scholaren des Klosters üb-

lichen Kleider daraus mache. Nebenbei predigte sie ihrem Buben, fleißig zu beten und auf die neuen Kleider acht zu haben.

Sie ging am folgenden Morgen auch noch mit ihm in die Pfarrkirche und dann hinauf in die Muttergotteskapelle bei der Mühle, um ihren Lienhard unter den Schutz der heiligen Jungfrau zu stellen. Dann schickte sie ihn noch zum „Götti" und zur „Göttle"[1], zum Pfarrer und zum Schulmeister, auf daß er Abschied nehme und sich bedanke für alles, was sie ihm getan. Mit guten Mahnungen und mit Geschenken kam der Lienhard von diesen Besuchen heim. —

Es war ein schwerer Abschied am andern Morgen, der Abschied aus dem Elternhaus, das der Lienhard noch nie im Leben auch nur für eine Nacht verlassen hatte und in dem er allezeit der Liebling gewesen war.

Nur der Gedanke, daß er „reitender Münch" werden sollte, der einst wieder stolz durch Hasle reite, tröstete ihn und Frau Elsbeth zugleich, die den Schmerz der Trennung gerne ertrug, da ihr „Herzkäfer" ein Geistlicher und Klosterherr werden sollte.

Am liebsten wäre der Lienhard nach Villingen hinauf geritten, aber der alte Bartlin wollte das nicht, weil das Tröglein, so die Habe des Studenten faßte, mitmußte und ein Fäßlein alten, edlen Talweins für den Prälaten.

Hinaufzureiten und diese Sachen durch einen Knecht extra hinaufspedieren zu lassen, war dem praktischen Alten zu umständlich. Er ließ an den großen zweiräderigen Keltenkarren zwei Pferde anspannen, lud hinten den Wein auf und vorne das Tröglein, welches ihm und dem Lienhard zugleich als Sitz diente.

So fuhren sie zum Tor hinaus an einem kalten, nebligen Novembertag und dem oberen Schwarzwald zu. Sie fuhren in aller Früh, denn es war ein weiter Weg von zehn Stunden und ging bergauf.

[1] Taufpate und Taufpatin.

Der Lienhard weinte noch vom Abschied her, als die Sonne im Gutachertal den Nebel durchbrach und Land und Leute spärlich beleuchtete.

Aber jetzt erkannten die Buren und Burenwirte an der Straße hin den Rappenwirt von Hasle und riefen ihm von allen Seiten zu.

Bartlin Rupp kam gar selten weiter talaufwärts. Einmal im Jahr, zur Herbstzeit, ritt er tiefer ins Tal hinunter, um Wein zu kaufen. Sonst verkehrte er nur auf den nächsten Dörfern um Hasle, aber die Buren weit hinauf an der Heerstraße von Hasle nach Villingen kannten ihn, weil die meisten bei ihm an den Jahrmärkten ihre Einkehr hatten, denn im Rappen bekam man damals den besten Wein und die längsten Bratwürste, Merkmale, die zu allen Zeiten bei Herren und Buren eine Firma gut machten.

An mehr als einem Wirtshaus mußte der Bartlin heute ankehren, bis sie droben waren auf der Benzebene, und den Wirten, die auch ihn besuchten, einige Maß abkaufen und den umliegenden Buren zum Trinken vorsetzen.

Überall mußte er die Neugierde befriedigen, wie es komme, daß der Rappenwirt auch einmal „da herauf" käme. Stolz hörte es der Lienhard an, wenn der Vater den Buren meldete, er wolle seinen Jüngsten „ins Studi" geben ins Kloster Villingen.

Die Tränen des zukünftigen Studenten versiegten mehr und mehr bei diesen Worten, und ehe beide durch das enge Tal von Krummenschiltach gefahren waren, hatte Lienhard die Zügel dem Vater abgenommen, sein „Fazinettli", mit dem er die Tränen getrocknet, in den „Schoben" gesteckt und den Kutscher gemacht. —

Es ist heute noch eine wildeinsame Gegend, durch die sie fuhren, am „Rampenwald" und an den „Apfelfelsen" hin. Spärlicher wurden die Gehöfte und noch spärlicher die Wirtshäuser, so daß der Rappenwirt nur selten noch angerufen und zum Halten bestimmt wurde.

Talabwärts zogen Fuhrleute, die zwischen Konstanz und Straßburg Waren transportierten und alle den Bartlin kannten und im Vorüberfahren grüßten.

Oben, wo das Tal in die Hochebene überzugehen beginnt und die Straße von Schramberg mit der aus dem Gutacher Tal herführenden sich verbindet, begegnete ihnen eine Villinger Klosterfuhre.

Es war der Oberknecht des Klosters Villingen, der rote Schwabenhans, dem Rappenwirt wohlbekannt, weil er alljährlich öfters durch Hasle kam, wenn er die Klosterweine im Breisgau holte.

Der Schwabenhans hatte schon unter drei Äbten gedient. Von Haus aus schlau, hatte er sich, getragen vom Vertrauen seiner Herren, alle Gewalt eines Oberknechts angeeignet, dem das ganze Fuhr- und Stallwesen einer großen Klostergemeinde unterstand. Stolz fuhr er landauf und landab, und gar oft ritt er auch als Bote seines Herrn in die verschiedenen Klöster des Schwarzwalds oder zu den Amtmännern der umliegenden Herrschaften mit Aufträgen oder Briefen.

Überall aber benahm er sich als ein gewichtiger Faktor des St. Georgenklosters, dem die Klosteruntertanen und die Wirtsleute, bei denen er ankehrte, einen Respekt erwiesen, wie er dem größten Hofbauer auf dem Schwarzwald nicht zuteil ward.

So grüßte auch heute der Rappenwirt von Hasle respektvoll den Schwabenhans, welcher ihm gleich entgegenrief: „I woaß scho, was den Rappenwirt darauf treibt, der gnädig Herr hat mer's scho g'meldt, daß Ihr Euern Sohn bringt, der gern reite tuat."

Der Schwabenhans kam von Thennenbronn her, dem wohl einsamsten Dorfe unter den vielen einsamen des Schwarzwalds. Er hatte dort den Haberzehnten fürs Kloster geholt, und es war noch ein Unterknecht bei ihm.

Mit feinem Kennerblick hatte er das Fäßchen auf des Rappenwirts Gefährt betrachtet und gleich die Vermutung

ausgesprochen, es werde ein Präsent fürs Kloster enthalten. Er schlug dem Rappenwirt vor, dasselbe auf den Klosterwagen zu laden, und dann wolle er zu ihm sitzen, sie könnten so besser miteinander reden und der Knecht mit dem Haber und dem Weinfaß hintendrein fahren.

So geschah's. Der Schwabenhans hatte bald mit wichtig tuender Miene dem jungen Lienhard die Zukunft im Kloster ausgemalt und ihn aufgefordert, so oft er Heimweh habe, zu ihm in den Stall zu kommen. Dann wollten sie von den Pferden reden, auch von Hasle, wo er, der Hans, ja wohl daheim sei. Auch könnten sie beide, wozu der gnädige Herr ihm schon die Erlaubnis gegeben habe, bisweilen miteinander ausreiten.

Er selber habe schon oft bedauert, daß er nicht jünger ins Kloster gekommen sei, sonst hätte er auch studiert. Der letzt verstorbene Abt Melchior habe ihm öfters gesagt: „Hannes, an Euch ist ein Student verloren gegangen."

Aber er, der Schwabenhans, sei auch so zufrieden, denn er habe im Kloster mehr zu sagen, als alle Klosterbrüder und als mancher von den Patres. Und oft schicke der Abt ihn zu Geschäften, die eigentlich ein Studierter besorgen sollte.

Der alte Bartlin stimmte natürlich, als schlauer Haslacher, dem Prahlhansen zu und meinte, das sei im ganzen Kinzigtal bekannt, daß der Oberknecht vom Kloster Villingen die ganze Ökonomie besorge und in diesen Dingen die rechte Hand des gnädigen Herrn sei.

Er empfahl ihm deshalb seinen Lienhard und versprach, sich schon erkenntlich dafür zu zeigen.

„Des hot kei Leida!" beruhigte ihn der Schwabenhans, „Euer Sohn soll guat aufg'hobe sei bei mir." —

Indes hatten sie die Hochebene erreicht. Von weitem schon sah man auf der Höhe den festen Marktflecken St. Georgen liegen. Der Schwabenhans deutete darauf hin und meinte, durch jenes Nest wollten sie den Weg nicht nehmen, sondern unten herum fahren.

„Dort droben," so erzählte er, „steht unser altes Kloster und dem Kloster verdankt der Ort seine Entstehung. Die Klosterherren bekamen schon vor vielen, vielen Jahren[1] die Herzöge von Württemberg zu ihren Schirmherren und damit den Bock zum Gärtner."

„Vor bald hundert Jahren hat Herzog Ulrich unsere Mönche verjagt, weil sie nicht lutherisch werden wollten, und die Klosteruntertanen ringsum gezwungen, vom katholischen Glauben abzufallen."

„Jetzt nach so langer Zeit sind wir dort droben vergessen, ja gehaßt, und wenn wir Klosterleute durchfahren, bekommen wir nur Spott und Schande nachgerufen. Aber die Sache ruht nicht. Sie hängt immer noch beim Kaiser und beim Reichskammergericht an, und wenn einer den Prozeß gegen Württemberg gewinnt, ist's der jetzige gnädige Herr."

„Der alte Pater Romuald, der oft in die Gesindestube kommt und nachsieht, hat uns die ganze Geschichte, wie wir aus St. Georgen vertrieben wurden und in Villingen Aufnahme fanden, oft erzählt."

„Dort drunten in Peterzell, beim Engelwirt, kehren wir ein, aber nicht in dem verfluchten St. Georgen. Der Engelwirt ist zwar auch lutherisch, weil der Herzog alles ringsum dazu gezwungen hat, allein er hat schon oft gesagt: ‚Lieber klösterlich als württembergisch, da kann man nicht genug bezahlen, und die Klosteruntertanen in der ganzen Nachbarschaft sind in dem Punkt weit besser dran.'" —

Es war schon stark am Nachmittag, als die Reisenden beim Engelwirt in Peterzell vorfuhren, der den Schwabenhans aufs freundlichste vor dem Hause begrüßte. Dieser stellte ihm den Rappenwirt von Hasle vor als den ersten Wirt im Kinzigtale drunten, wo man noch einen bessern trinke, als beim Engelwirt.

---

[1] Dies geschah 1444 durch Kauf von den Herren von Falkenstein.

Dann sprach er von dem Faß, das gleich nachkomme mit dem Klosterwagen, und meinte: „Da ist ein Trunk drin wie noch keiner über den Wald gekommen; ein Präsent für den gnädigen Herrn."

„Man könnt' ihn ja gleich versuchen," erwiderte etwas pikiert der Engelwirt, „auf ein Maß mehr oder weniger wird's nicht ankommen."

„Da wird nichts draus," fiel der Rappenwirt ein. „Ich müßt' mich vor dem Prälaten schämen. Und dann ist der Wein so zerschlagen von der Fahrt da herauf, daß er doch nicht gut wäre. Aber wenn Ihr einmal nach Hasle kommt, Engelwirt, sollt Ihr ihn verkosten. Bringt jetzt ein Maß von Eurem besten und dem Klosterknecht, der mit dem Haber und dem Weinfaß hintendrein kommt, stellt Ihr auch eine Kanne auf."

„Habt Ihr," sprach nun der Schwabenhans zum Engelwirt, „nicht auch einige Karpfen da? Die von St. Georgen und Peterzell holen sie ja doch alle in dem großen Klosterweiher dort drüben. Drum setzt der gnädige Herr auch keine mehr ein, so lange wir nicht wieder Herr und Meister sind in St. Georgen."

„Nein," lachte der Engelwirt schelmisch, „von Euren prächtigen Klosterkarpfen hab' ich noch keine geholt und will auch keine, aber was Besseres hab' ich, Forellen aus der Brig. Die will ich backen lassen und Schinken dazu, der keine Gräten hat."

„Einverstanden!" riefen der Bartlin und der Schwabenhans. —

In der Stube des Engelwirts war's gut warm, und die aus der kalten Novemberluft kamen, fühlten sich um so behaglicher. Nur der Lienhard taute nicht völlig auf und meinte, da oben auf dieser Höhe wäre es nicht so schön, wie drunten im Kinzigtal, und er fragte den Schwabenhans, ob's in und um Villingen auch nicht schöner sei.

„Potz Blitz!" fuhr der Hans auf. „Villinga isch die schönst'

Stadt weit und breit. Do könnt' ma Hasle drei mol neistelle, 's würd's erst nit gäbe. Ein Stadttor von Villinga isch größer und höher als Euer Kirchturm, und 's Villinger Münster kommt glei nach dem Straßburger und dem Freiburger. Du wirst Di verwundere, wenn Du uff Villinga kommst. Und Wälder und Felder houn (haben) die Villinger zehnmal mehr als die Haslemer."

Das Herz des Lienhard, bei dem das Heimweh sich schon angemeldet hatte, als er die triste, öde Hochebene gesehen, hob sich wieder bei dieser Schilderung seiner zukünftigen Musenstadt — um so mehr, als ihm der Schwabenhans noch klar machte, auf dieser Ebene könne man auch besser und weiter reiten, als drunten in dem engen Waldtale der Kinzig.—

Dichte Nebel stiegen auf von den Matten zwischen den Tannenwäldern auf dem Wege von Peterzell gen Villingen, und es dunkelte schon über dem Münster, als Bartlin und Lienhard mit dem Schwabenhans, der jetzt die Rosse lenkte, zum neuen Tor hineinfuhren und gleich hinter dem Tore rechts in eine finstere Gasse abbogen, dem Kloster zu, das den Lienhard erst als Scholaren (Studenten) und dann als Novizen aufnehmen sollte. —

Wenige Tage später und beim Schwabenhans in der Gesindestube des Klosters saß unser Student und weinte sein Heimweh aus.

Kaum war Vater Bartlin am andern Tage wieder fortgefahren und kaum hatte für den Sohn der Unterricht in der Klosterschule und die regelmäßige Einteilung der Tageszeit in Studium, Gebet, Essen und Erholung begonnen, als ihn mit Macht das Heimweh überfiel. Es war so kalt in den Klostergängen, so kalt in der Klosterkirche, so einförmig und so eintönig in der Klosterschule und am Klostertisch der Studenten.

Und seine Mitschüler, Söhne verschiedener Amtmänner von Klöstern und anderen Herrschaften, oder Bauernbuben, welche durch die Klosterzucht den ungebundenen Geist von

Dorfbuben längst verloren hatten, waren entweder so vornehm oder so hölzern steif, daß dem munteren Lienhard das Herz blutete vor Sehnsucht nach den vergangenen, besseren Tagen, in denen der Genius seiner Jugend hingeflogen war, wohin er wollte.

Am wohlsten war's ihm draußen beim Schwabenhans, der hinten im Klosterhof bei den Knechten seine Residenz hatte, und wo die Klosterknechte hantierten und die Klosterpferde und die Klosterkühe hausten und wo Reden und Handlungen, Menschen und Tiere an die Heimat ihn erinnerten.

So oft er einen freien Augenblick hatte, schlich er sich deshalb dahin, weinte sich das Heimweh weg und trocknete seine Tränen; denn der Schwabenhans tröstete ihn, indem er von Hasle redete und vom Wiederheimkommen in der Vakanz und ihm die Pferde zeigte und fürs Frühjahr Ausritte verhieß in alle Teile des Schwarzwaldes. —

Alle Wunden des Herzens heilen hienieden, wenn man ihnen Zeit läßt, und so heilte auch nach und nach das Herzweh des Lienhard.

Sein Geist wachte auf, als das Herz nicht mehr litt, und bald meldeten die lehrenden Patres dem Abte, der junge Mann von Hasle habe großes Talent, lerne und fasse mit Leichtigkeit und werde, wenn er so fortmache, seine Altersgenossen bald eingeholt haben.

Des Kloster-Kapellmeisters, des Paters Leopold, Liebling war er schon längst, denn der Scholare Lienhard war sein bester Choralsänger. Er ließ ihn auch oft in seine Zelle kommen und sich von ihm die Laute schlagen, die der Schwabenhans gelegentlich einmal von Hasle heraufgebracht hatte, und sang mit ihm alte Volkslieder.

Solange er nicht unter den Novizen des Klosters war, kam der Lienhard auch einmal im Jahre, im Herbst, heim. Der Schulmeister von Hasle examinierte ihn alsdann, staunte über seine Fortschritte, erzählte sie der Mutter und bekam für sein aufrichtig' Lob des Sohnes gar manchen Trunk.

Der Frau Elsbeth Herz aber ward stolzer und stolzer, so oft ihr Student kam, jedesmal schöner und gescheiter geworden, aber auch bräver und stiller. Und dem Vater Bartlin brachte er vom Abt jeweils ein Brieflein mit, worin der gnädige Herr meldete, wie zufrieden er mit dem Lienhard sei. Und auf jedes Lobbrieflein ging ein Fäßlein „Bermersbacher" ins Kloster ab.

Längst hatte der Abt auch Wort gehalten, den Lienhard bisweilen reiten zu lassen, wenn er brav studiere. Oft an schulfreien Nachmittagen durfte er mit dem Schwabenhans ausreiten, bald da- bald dorthin auf den Schwarzwald. Und der Schwabenhans konnte dann nie genug erzählen, was der Student von Hasle für ein mächtiger Reiter sei.

„Der Lienhard," sprach der Oberknecht oft zu den andern Klosterknechten, „der tät' den Teufel aus der Höll' holen, wenn er hinunterreiten könnt'."

Mit leuchtenden Augen sah aber der Lienhard gar oft den Prälaten und andere Patres vom Kloster wegreiten auf Visitationen und zu auswärtigen Klostergeschäften und sah die Pfarrer von Furtwangen, Vöhrenbach und andere Waldpfarrer, die alle Konventualen des Klosters waren, ab- und zureiten.

Aber er sah noch mehr. Er sah weltliche Herren, Ritter und Grafen, im Kloster ein- und ausreiten: so die Grafen Wratislaus von Fürstenberg, Vater und Sohn, die Barone von Pappenheim, Freyberg und Stotzingen und wie sie alle hießen, die Geschäfte oder Vergnügens halber nach Villingen kamen und im Kloster abstiegen.

Er hatte die 200 Reiter gesehen, welche, allerdings vergeblich, im Jahre 1629 unter Führung des Grafen von Sulz vom Kloster aufbrachen, um in kaiserlicher Vollmacht St. Georgen wieder fürs Kloster in Besitz zu nehmen.

Auch die kaiserlichen Kürassiere hatte er gesehen, die unter dem Rittmeister von Merode einige Zeit in Villingen lagen, ehe sie nach dem nördlichen Kriegsschauplatze abrückten.

Seine blauen Augen leuchteten noch lebhafter, fast unheimlich, als er all diese ritterlichen und kriegerischen Gestalten zu Pferd schaute und sie später in den Ferien den Eltern, den Freunden und den Bauern in des Vaters Wirtsstube schilderte.

Frau Elsbeth merkte seine innerliche Aufregung, wenn er von den Reitern und vom Krieg sprach, und öfters seufzte sie: „Jesus Maria, Bua, Du wirst mir doch nit in den Krieg wollen!"

„Nein, Mutter," beruhigte sie der Lienhard, „mir gefällt's im Kloster, ein Klostermann will ich werden und bleiben, aber reiten möcht' ich am liebsten als Feldpater mit in den Krieg."

Und vom Krieg ward viel gesprochen, weit mehr noch als vor zwei und drei Jahren, da der Lienhard die Heimat verließ. Bürger und Bauern, geistliche und weltliche Herren, die im Rappen z' Hasle aus- und eingingen, sprachen nur vom Krieg und daß er immer näher käme.

Am meisten Angst hatten die Bauern um Hasle herum; denn sie wußten bereits zu erzählen von kriegerischen Raubzügen.

Als 1610 die unierten protestantischen Fürsten infolge des Jülichschen Erbstreites den Erzherzog Leopold von Österreich, Administrator des Bistums Straßburg, mit Krieg überzogen, lag ein pfälzisches Regiment unter Oberst Pleikart von Helmstatt in den Dörfern um Hasle und plünderte dieselben in drei Tagen vollständig aus. Nicht einmal die Kleider ließen sie den Leuten, noch das Kochgeschirr. Alles ward mitgeschleppt, was irgend einen Wert hatte[1], und dann viele Häuser mutwillig niedergebrannt.

---

[1] Im fürstlich fürstenbergischen Archiv zu Donaueschingen liegt eine Aufzeichnung über alles, was jeder einzelne Bauer im Amt Haslach verloren. Es geht daraus auch hervor, wie reich die Bauern vor dem Dreißigjährigen Krieg an Kleidern, Möbeln, Trinkgefäßen 2c. waren. Vielen Bäuerinnen wurden bis zu 20 Schleier geraubt, den Bauern gestickte „Wappen-Röcke".

Dazu malträtierten sie die Bauern, schlugen sie und hingen sie an den Füßen auf, um verstecktes Geld zu erpressen.

Alle jene Schrecken und Verluste waren noch unvergessen und ungeheilt, da drohte aufs neue ein Krieg.

Was dem Lienhard, wenn er so als Student unter den Bauern saß und sie erzählen hörte von dem pfälzischen Überfall, am meisten wehe tat, war, daß die Bauern wehrlos ihren Feinden gegenüberstanden und niemand ihnen geholfen hatte.

Daß er selber einst ihr Helfer sein würde in neuen Gefahren, ahnte er nicht, als er in den ersten Tagen des Augusts anno 1630 in die letzten Schulferien kam.

Er hatte in drei Jahren gelernt, was andere in sechs nicht erreichen, mit Glanz die Latein- und Klosterschule durchgemacht und sollte jetzt im Herbst des eben genannten Jahres ins Noviziat kommen und als Kleriker eingekleidet werden.

3.

Zum letzten Male war er als Student zu Fuß in Hasle eingerückt, das schwarze Barett des Scholaren auf seinen langen Haaren und die Laute auf dem Rücken.

Er wollte die letzte Vakanz in der Heimat noch recht genießen, an allen Bächlein hinaufwandernd singen und an den Waldrändern sitzend seine Laute schlagen, wollte hinabreiten nach Gengenbach zum alten Klostervetter und ihm seine guten Zeugnisse zeigen und von da weg in die benachbarte „Hölle" sein Pferd traben lassen und den Höllenbur, den Bruder der Mutter, besuchen.

Aber es kam anders.

In die ersten Tage seiner Ferien fiel das Fest des hl. Romanus, ein damals und heute noch im mittleren und oberen Kinzigtal beliebter Wallfahrtstag nach dem Bergdörflein St. Roman oberhalb Wolfach.

Es ist ein alter, lieber Wallfahrtsort fürs Volk seit Jahr-

hunderten im obern Kinzigtal — dieses St. Roman, hoch oben im Gebirg versteckt zwischen den Städten Wolfach und Schiltach. Ein frommer Klausner hatte einst das Kirchlein gebaut zu Ehren des Märtyrers Romanus, eines römischen Kriegers. Er wird selber ein alter Soldat gewesen sein, der Einsiedler, aber kein Heiliger und wird in dieser grausen Einöde gebüßt haben für seine Sünden in den Schlachten und Niederlagen dieses Lebens — und drum hat er einen heiligen Soldaten verehrt und ihm ein Kirchlein gebaut.

Als das Kirchlein fertig war und die wenigen Keltenbäuerlein dort oben in jener weltfernen Waldeshöhe dem Heidentum entsagten, kam der Teufel mit einem großen, gewaltigen Granitfelsen auf seinem starken Teufelsrücken durch den Wald dahergekeucht und schritt dem kleinen Heiligtum zu.

Ein Bäuerlein, seine Absicht ahnend, riet dem Gottseibeiuns, doch etwas auszuruhen mit seiner schweren Last. Der Teufel, gierig auf die Seele des Bäuerleins, das mit ihm in Unterredung trat, folgte dem Rat, ließ den Felsen nieder und erzählte dem Manne, er wolle damit das verfluchte Kirchlein dort drüben zertrümmern.

Erschreckt rief der christliche Kelte die Hilfe des Himmels an. Es erscheint auch alsbald ein Engel und verwandelt den Felsen in Brei. Damit ist dem Teufel die Möglichkeit benommen, die Masse zu heben, und das Kirchlein ist gerettet.

Grimmig stampft der Feind Gottes seinen Pferdefuß ins weiche Gestein und entweicht. Und heute noch zeigt man in der Nähe der Kirche den Teufelsstein und die Spuren des teuflischen Pferdefußes.

Seit Jahrhunderten und bis zur Stunde aber erzählt sich das Volk diese Geschichte und wallfahrtet nach St. Roman jeden Freitag, vorab aber am 9. August, dem Festtag des Heiligen.

Die von ferne her kommen schon am Vorabend und übernachten, da die kleine Herberge unter der Wallfahrtskirche nicht alle fassen kann, auf den Heuschobern der Bauern.

Und warum wallt das Volk nach St. Roman in jene Wildnis und in jenes armselige Kirchlein? In Friedenszeiten wegen „des lieben Viehs" und in Kriegszeiten um des Friedens willen.

Ich bin fest überzeugt, daß lediglich das Volk im Kinzigtal — und nicht etwa Priester — dem hl. Romanus diese Art der Fürbitte unterstellt und zugemutet hat.

Die Heiligen sind die geborenen Fürbitter des katholischen Volkes, und naturgemäß trägt der Bittsteller dem Fürbitter das vor, um was er für ihn bitten soll. So hat das sinnige, poesievolle Landvolk überall jedem seiner heiligen Sachwalter eine Spezialität übertragen; darum finden wir auch überall in katholischen Landen Kapellen und Wallfahrten für die verschiedensten Anliegen.

Und je einsamer die Heide ist, je wilder die Gegend, in welcher der Heilige wohnt, um so lieber geht das Volk zu ihm, wähnend, der heilige Mann habe in seiner Einsamkeit Muße genug, alle Anliegen des hartlebenden Volkes anzuhören und zu erfahren, wie schwer es tut und sich müht und sorgt in seinen Bergen und Einöden.

So haben die Kinzigtäler Bauern in wilder Einsamkeit ziemlich nahe beisammen zwei beliebte Wallfahrtspatrone, den Rheinländer Wendelin im Osterbach und den Römer Romanus in St. Roman.

Vom letztern glauben sie, daß er als Kriegsmann am besten wissen müsse, wie man zum Frieden komme, und daß er in Friedenszeiten sich um die Haustiere bekümmere, wie St. Wendel, wohl wissend, daß mit dem Wohl und Weh der Tiere vielfach das Wohl und Weh, das Glück und Unglück, Glaube und Gottvertrauen der Bauern zusammenhänge. —

Unser Lienhard war noch nie in St. Roman gewesen. Und die Mutter, besorgt über die Reden, die sie in der Wirtsstube täglich über den Krieg hörte, schickte ihn dahin, damit er um den Frieden anhalte im Namen der ganzen Familie,

weil er als Student in den Ferien am besten Zeit und auch für sich das Beten gar wohl nötig habe.

Der Student ging sehr gerne — aber er wollte hinaufreiten. Reiten zum Wallfahren wollte jedoch die Mutter nicht dulden, weil's eine Schande wäre.

„Aber," entgegnete der Sohn, „es wäre eine größere Schande, wenn ich als Klosterstudent am Abend vorher hinaufginge und mit den Bauern und Bäuerinnen, mit den Buben und Maidlen auf dem Heu übernachten wollte. Wenn ich reite, brauche ich nicht zu übernachten. Und ich will nur bis an den Berg reiten und dafür dann um so mehr beten und fasten den Tag über."

„Dann hab' ich nichts dagegen," meinte Frau Elsbeth. „Aber bet' auch recht, damit Du ein rechter Münch wirst, und im Heimkehren gehst noch hinauf zum Waldbruder bei St. Jakob und bringst mir Kräuter mit für mein Gliederweh."

Der Lienhard ritt am Morgen des 9. August 1630 — dem Festtage des hl. Romanus — in aller Frühe auf seinem alten Lieblingspferd, dem feurigen Braunen, zum obern Tor hinaus und dem Städtchen Wolfach zu.

Im untern Tal traf er keine Wallfahrer; sie alle waren am Abend zuvor den Weg gepilgert. Aber von Wolfach, dem malerischen Gebirgsstädtchen an wimmelte es von Landvolk aus dem obern Tal, das in den duftigen Sommermorgen hinein betend gen St. Roman wallte.

Jetzt genierte es den Lienhard doch zu reiten. Es war aber nicht mehr nötig, denn es war noch früh an der Zeit und in kaum zwei Stunden das Ziel erreicht.

Er stieg von seinem Rößlein, nahm es am Zügel, entblößte sein Haupt und betete mit dem Landvolk im Weiterschreiten den Rosenkranz.

War ein Rosenkranz beendigt, so wurde eine kleine Pause gemacht, und die Pilger redeten miteinander.

Die Landleute waren meist vereinsamte Bewohner des Wolftales, die seltener nach Hasle kamen, kannten deshalb

des Rappenwirts Sohn nicht oder nicht mehr und hielten ihn wegen seiner studentischen Kleidung für einen Herrn.

„Der junge Herr," also redete ihn ein alter Bauersmann an, „wird was B'sunders auf dem Herzen haben, daß er mit uns da hinaufzieht? Sonst gehen nur wir Bursleute nach St. Roman. Doch freilich jetzt sind Kriegszeiten und, wie man hört, sollen die Kriegsnöten auch wieder in unsere Gegend kommen. Da geht dann alles zum heiligen Romanus und betet um den Frieden. Der jung' Herr wird aber vielleicht in den Krieg wollen und vorher eine Wallfahrt machen, damit er am Leben bleibe?"

„Ich hab' gar nichts Besonderes vor," entgegnete Lienhard, „will wallfahrten wie Ihr, und dazu möcht' ich auch einmal St. Roman sehen. Hab' schon viel davon gehört seit meinen jungen Tagen. Soldat wär' ich früher allerdings gern geworden, aber jetzt bin ich Klosterstudent in Villingen und will Münch werden."

„Schade drum, junger Herr! Ihr hättet einen prächtigen Soldaten und Offizier gegeben, zu einem Münch seid Ihr fast zu schön," sprach hierauf der Bauersmann.

Der Student schwieg, aber diese Rede tat ihm wohl.

„Und ein Reiter seid Ihr jetzt schon," — fuhr der Bauer fort, „wie ich noch keinen gesehen. Ich dachte, als Ihr vorhin dahergeritten kamt, das ist ein feiner und fürnehmer Reiter, der will sicher nicht mit uns wallfahrten."

Lienhard erklärte dem Manne, daß er zu Pferde gekommen sei, um nicht übernachten zu müssen. Er werde aber jetzt zu Fuß gehen und beim nächsten Bauernhof das Pferd stehen lassen, bis er wieder von St. Roman zurück sei.

Eben wollte der Alte fragen, woher der Reiter heute so früh schon komme, als einige ältere Weiber den Rosenkranz wieder zu beten anfingen und damit dem Zwiegespräch ein Ende machten.

Als der Zug, dem der Student sich angeschlossen hatte, von der Heerstraße weg ins Langenbacher Tal einmündete

und zum ersten Hof kam, flüsterte ihm der alte Bauer zu, dort drüben beim „vorderen Bur" das Pferd einzustellen.

Der Lienhard verließ mit seinem Braunen den Zug der Wallfahrer und schritt dem Hof zu. Der vorder Bur trat eben im Sonntagshäs aus seinem Hause, um auch den Berg hinaufzugehen; seine Leute waren schon alle fort denselben Weg, nur die Bäuerin sollte daheimbleiben mit dem Tiger, dem großen Hofhund.

Der Bauer war ziemlich überrascht, als der junge Herr mit seinem Pferde daherkam und ihn bat, dasselbe einstellen zu dürfen, bis er von der Wallfahrt zurückkäme.

„Zum Wallfahrten sollt' man keine Gäule mitnehmen, Herr," meinte der vordere Bur. „Aber freilich, wenn so junge Herren wallfahrten, ist's doch immer ein gutes Zeichen, auch wenn sie reiten."

Der Fremdling entschuldigte sich und erklärte es, warum er zu Pferd gekommen, und stellte sich vor als „der Student des Rappenwirts von Hasle".

„Potz!" rief jetzt der Bur, „Euren Vater kenn' ich gut, stelle ja an jedem Fastenmarkt und an jedem Michelsmarkt bei ihm ein, wenn ich in Hasle meine feilen Rinder verkaufe. Euch hätt ich nicht mehr gekannt. Ihr habt ja früher in des Vaters Stube uns Buren hie und da eins aufgespielt. Jetz nur gleich in Stall mit dem Gaul. Ich will ihm noch schnell was zum Beißen in die Raufe geben, damit er keine lange Zeit hat, bis wir wieder von St. Roman herabkommen. Dann müßt Ihr aber auch in meine Stube treten. Jetz tut's es nimmer, sonst kommen wir zu spät zur Prozession und zur Predigt."

Nachdem das Pferd versorgt war, gingen die zwei Männer bergauf, ohne mehr das Haus zu betreten. Auf dem Rückwege, meinte der Bur, müsse dann der Lienhard auch die Bürin begrüßen.

Im Hinaufschreiten erzählte er dem jungen Haslacher, daß jede Woche einmal „eins" von seinem Hofe wallfahrte

zum hl. Romanus. Der habe ihn und seine Familie, sein Haus und sein Gut stets gnädig in Schutz genommen und alle Bitten erhört. Nur eine Heimsuchung sei nicht mit Wallfahrten wegzubringen, das Tier, welches von Zeit zu Zeit in stürmischen Nächten draußen stehe, wo das Langenbacher Tal in die Landstraße einmündet.

Schon manchmal, auch zu Lebzeiten seines Vaters, hätten Fremde, die nachts des Wegs daherkamen aus dem obern Kinzigtale, das Tier für ein Kalb gehalten, welches dem Vorderhof entlaufen sei, hätten ihm ihr „Nastuch" um den Hals gebunden und es zum Hof geführt, den Bauer geweckt und ihm sein Kalb übergeben wollen. Sobald der Bauer aber gekommen, sei das Tier verschwunden zum Schrecken seines jeweiligen Überbringers.

So oft es zur Nachtzeit stürme und regne, gehe der vordere Bur unruhig zu Bett, weil er stets fürchte, es wecke ihn jemand und bringe das unheimliche Tier.

Der Lienhard, welcher in seinen Studien von der Seelenwanderung gehört hatte, suchte dem vordern Bur eine Erklärung zu geben und meinte, es habe wahrscheinlich einer seiner Vorfahren etwas recht Böses getan und müßte zur Strafe umgehen als Tier, bis seine Bußzeit vorüber sei.

„Das," antwortete der Bur, „hat mir der Einsiedel von St. Jakob drunten auch schon gesagt."

Von diesem Einsiedler aber hatte der Student, außer seinem Einsiedlerstand und seiner Arzneikunde, noch nichts gehört, und mit Spannung vernahm er die Erzählung des Bauern über ihn:

Vor einigen Jahren sei drunten in Wolfach ein fremder Pilger erschienen in braunem Bußgewand, barfuß und mit einer eisernen Kette gegürtet, und habe dem Stadtrat die Bitte vorgetragen, droben am Stadtwald, wo die Kapelle des hl. Jakobus stehe, als Einsiedel leben und wohnen zu dürfen.

Da der fremde Mann gar fromm und abgezehrt ausge-

sehen, habe man ihm das gestattet und sei ihm noch zu Hilfe gekommen beim Bau einer Einsiedelei.

Niemanden aber habe der Einsiedel noch gesagt, wer und woher er sei; nur soviel, daß er in Rom, in Jerusalem und in St. Jakob in Spanien gewesen und Bußwallfahrten gemacht habe.

Holzmacher, die abends spät und morgens früh an seiner Zelle vorübergingen, erzählten bald, sie hätten ihn jeweils im Gebet gefunden. Er schlafe auf Moos und lebe nur von Kräutern, die er im Wald und auf den Matten unter dem Wald suche.

Was die Wolfacher Holzmacher erzählt, wollten nun andere auch sehen, und aus allen Tälern und Bergen sei das Volk hergeströmt, um den Einsiedel mit der eisernen Kette zu sehen.

Aber Wibervölker, meinte der vordere Bur weiter, dulde er oben keine, nur Mannsvölker. Denen predige er Buße, gebe ihnen Prophezeiungen und auf Befragen Ratschläge in allen geistlichen und leiblichen Anliegen und Nöten. Drum habe er täglichen Zulauf, was ihm aber nicht angenehm sei.

Am Morgen, Mittag und Abend läute er den „englischen Gruß" von der Kapelle herab. Doch habe er vor einiger Zeit einem Bur aus dem Langenbach gesagt, er werde nicht mehr lange läuten, es kämen ihm zu viele Leute in seine Einsiedelei und störten ihn im Gebet.

Dies und anderes berichtete der vorder Bur unserem Studenten, der hoch aufhorchte und beschloß, sich, wenn er die Kräuter für seine Mutter beim Einsiedler hole, auch von ihm prophezeien zu lassen. —

Die Sonne war schon ziemlich hoch gestiegen vom Kniebis her, als die beiden auf der Höhe ankamen, in deren Mulde, waldumsäumt, St. Roman gelegen ist.

Eben zog die Prozession von der auf einer Anhöhe gelegenen Kirche herab, die Statue des hl. Romanus in ihrer Mitte, hinter und vor ihr von den „Völkern" des Kinzig-

und Wolftales zahlreiche Vertreter in ihrer ebenso malerischen als abwechselnden altdeutschen Tracht.

Lienhard und der vorder Bur, richtig etwas zu spät gekommen, ließen den ersten Teil der Prozession an sich vorüberziehen und traten erst, als die Männer kamen, in die Reihen derselben, die alle entblößten Hauptes, den Rosenkranz in der Hand, betend dahinschritten.

Aber wie hatte der Student gestaunt, als er sah, daß der hl. Romanus ein Krieger gewesen; denn die Statue stellte ihn dar als römischen Soldaten, das Schwert in der Hand! Wäre der Heilige gar noch auf einem Pferde gesessen, so würde die Freude Lienhards eine vollkommene gewesen sein.

Nach der Prozession bestieg der Pfarrer von St. Roman die Kanzel, die außen an dem Kirchlein angebracht war, damit alle den Prediger hören konnten, und schilderte dem Volke den Patron seiner Kirche als tapfern Soldaten und noch tapfererm Streiter und Blutzeugen Jesu Christi, den das Volk dieser Täler und Berge seit Jahrhunderten anrufe. Es seien namentlich zum heutigen Festtage viele gekommen, die angesichts des unseligen Krieges, der auf den deutschen Landen liege und der jetzt auch den Schwarzwald bedrohe, dem Heiligen sich empfehlen wollten, damit er vor Krieg und Kriegsgefahren sie gnädig beschütze.

Kriege aber seien meist Gottesgeißeln, und darum erhöre Gott nicht immer die Fürbitte des hl. Romanus. Der sei aber als Märtyrer gerade ein Beispiel dafür, daß wir armselige Menschenkinder nicht auf Erden seien, um allzeit gute Tage zu haben, sondern Gott dienen sollten in Kreuz und Leiden, in Not und Tod.

Die Zuhörer möchten also, so mahnte der Prediger weiter, dem Vorbild des hl. Patrons nach in alleweg sich dem Willen Gottes unterwerfen, möge die Zeit Krieg oder Frieden bringen, denn denen, die Gott lieben, gereiche alles zum Besten.

Nachdem der Leutpriester von St. Roman so und ähnlich

gesprochen hatte, verließ er die Kanzel und hielt das Hochamt, währenddessen die Statue des Heiligen rechts vom Altar aufgestellt war.

Nach dem Gottesdienst lagerten sich die Wallfahrer größtenteils im Freien. Die meisten hatten ihren Imbiß mitgebracht, Käs oder Speck und Schnaps dazu. Die es aber machen konnten, gingen hinab ins Wirtshaus und tranken einen Wein und ließen sich vom Wirt eine Suppe und warmes Fleisch geben. Zu ihnen gehörte der Lienhard und sein Begleiter, der vorder Bur aus dem Langenbach. Im Hinuntergehen zur Herberge meinte der Bur zu dem Studenten: „Ihr werdet auch auf Pfarrer studieren und dann einmal predigen in St. Roman?"

„Ich will ein Münch werden in Villingen," gab Lienhard zurück, „und da darf ich nicht predigen, wo ich will. Das kommt auf den Abt an, ob der's erlaubt. Aber, wenn's einmal so weit ist, möcht' ich schon gern einmal auf der Kanzel droben im Freien stehen und hinabpredigen zum Volk und hinein in die umliegenden Berge."

Im Wirtshaus traf unser Student noch manch bekannten Bur aus den untern Tälern der Kinzig und mehr denn einer rief ihm zu: „Student, habt Ihr die Laute nicht bei Euch? Heut' könntet Ihr den Obertälern einmal zeigen, was Ihr im Saitenspiel für ein Hexenmeister seid."

„Heut' nicht," meinte der Lienhard, „auf einer Wallfahrt macht man keine Musik. Wenn wir uns wieder einmal treffen in Hasle, dann soll's geschehen. Aber die Zeiten werden jetzt wohl vorbei sein, da ich die Laute schlug in des Vaters Wirtsstube."

„Ja," rief der Bergbur aus dem Waldstein, „Ihr seid jetzt bald ein geistlicher Herr, und da paßt es sich auch nicht, daß Ihr den Bauern aufspielt."

Alle Männer, die ihn kannten, brachten es aber heute dem Studenten zu, d. h. sie streckten ihm die Gläser entgegen, und er mußte aus jedem trinken. —

In hellen Scharen zogen gleich am Mittag die Wallfahrer nach allen Windrichtungen bergab der Heimat zu. Unter ihnen auch der Student, der vorder Bur aus dem Langenbach und einige Bauern aus dem Untertal. Von diesen verabschiedete sich Lienhard, als sie beim Vorderhof angekommen waren, da er hier sein Roß stehen habe und noch heute zum Einsiedler nach St. Jakob hinauf wolle.

Beim vordern Bur mußte er aber in die Stube treten und sich der Bürin, die zwar auch schon bisweilen an Jahrmärkten in Hasle und im Rappen gewesen war, aber vom Studenten des Hauses nichts wußte, vorstellen.

An Jahrmärkten hatte der Lienhard seltener Zeit gehabt zum Lautenschlagen, da gab's zu viele Bauern in der Stube und zu viele Pferde im Stalle. An Wochenmärkten aber und an Sonntagen nach dem Gottesdienst spielte er, ehe seine Studien begannen, den bäuerlichen Gästen aus der nächsten Umgebung von Hasle meist eins auf. Drum kannte ihn die vorder Bürin nicht. Auch kamen die Bäuerinnen vom obern Tal nicht so oft nach Hasle z'„Märkt".

Sie staunte über den stattlichen jungen Herrn als den Sohn eines Bauernwirts. Noch mehr aber kam sie in Verwunderung, als der Bur ihr sagte, des Rappenwirts Sohn wolle ein Münch werden im Kloster zu Villingen.

„Potz tusig!" sprach die Bäuerin; „als der Herr diesen Morgen daherkam mit seinem Roß, glaubte ich, es käme ein vornehmer Junker aus dem Schloß in Wolfe. An's Rappenwirts Sohn und an einen Münch hab' ich nicht gedacht, als ich verstohlen aus dem Küchenfenster hinausluegte."

Der Student mußte mit den beiden Eheleuten einen Trunk Birnenmost tun, und dann verabschiedete er sich.

Drüben auf der Landstraße zogen noch immer Wallfahrer zu Tal, den Rosenkranz betend. Lienhard stieg deshalb nicht auf sein Pferd, sondern führte es hinter einer Gruppe Wallfahrer drein, hing sein Barett an den Sattel und betete wieder andächtig und barhäuptig, wie die Bauern, bis hinab

ins Städtle Wolfe, wo das Beten aufhörte und von wo die Wolftäler rechts und die Kinzigtäler links ihrer Heimat zugingen, manche nicht, ohne noch in einer der vielen Schenken des Städtchens Einkehr gehalten zu haben.

4.

Die Sonne neigte sich schon gen Abend, als unser Student, der sein Pferd unten im Städtle, im „Salmen", eingestellt hatte, die Halde hinaufschritt, St. Jakob zu.

Das „Tausendguldenkraut" und das „Muttergotteshaar", welches massenhaft an den sonnigen Rainen seines Wegs hin wuchs, sah er als ein gutes Zeichen an für seine Aufnahme beim Klausner.

Oben beim Walde angekommen, lag an dessen Saume das Kirchlein und des Klausners Zelle im Schatten eines alten Lindenbaumes.

Die Türe der Klause war offen, aber nirgends sah der Ankömmling den Einsiedelmann selber. Er schritt zur Kapelle. Leise öffnete er und sah den fremden Büßer am Altar unserer lieben Frau knien und beten.

Dieser mochte wohl gehört haben, daß jemand in die Kirche eingetreten war, aber er schaute nicht um. Erst nach einiger Zeit, während welcher der Student still in einer Bank sich niedergekniet hatte, seine Blicke fast ängstlich auf die betende Gestalt gerichtet, erhob sich der Einsiedel.

Die Befangenheit des Studenten wuchs, als der Beter auf ihn zuschritt, eine große ehrwürdige Gestalt mit langem, weißem Bart, ernsten, feurigen Augen und im Bußgewand. Die Kette um seinen Leib klirrte bei jedem Schritte auf dem steinernen Boden der Kapelle.

Ehrfurchtsvoll erhob sich Lienhard, da der Klausner langsamen Schrittes herankam, um das Kirchlein zu verlassen.

„Was ist Dein Begehr, mein Sohn, in der Klause von St. Jakob?" — fragte ernst der Alte.

„Ich bin ein Student von Hasle, des Rappenwirts Sohn, und im St. Georgen-Kloster zu Villingen, um ein Münch zu werden. Ich war heute in St. Roman beim Fest und komme jetzt nach St. Jakob, um Euch um Kräuter zu bitten; die Mutter hat so oft Gliederweh und großes Vertrauen zu Euch. Und dann wollt' ich Euch auch noch fragen, was Ihr meint zu meinem Vorhaben; denn ich habe gehört, daß Ihr, ein heiligmäßiger Gottesmann, allen Leuten, so zu Euch kommen, guten Rat geben könnet."

„Mein Sohn," hub jetzt der Klausner an, „ich bin kein heiligmäßiger Mann, sondern der größte Sünder unter Gottes Sonne. Aber Gott ist barmherzig und gibt auch dem schwersten Sünder seine Gnade wieder und oft noch mehr Gnade als zuvor. Komm in meine Klause, dort gebe ich Dir Heilkräuter für die Mutter, und dort will ich versuchen, in Deine Zukunft zu schauen; denn Du gefällst mir durch Dein bescheiden Wesen."

Sie schritten der Holzhütte zu. Hier nahm der Alte eines von den vielen Kräutersäckchen, die an den Wänden hingen, herunter und gab es dem Studenten. Dann ließ er sich sitzend auf sein Mooslager nieder, nahm die rechte Hand des vor ihm stehenden Jünglings in die seinige und schloß die Augen. Nach einer Weile, während welcher der Student sein Herz klopfen hörte, sprach der Einsiedel: „Mein Sohn, Du willst ein Mönch werden. Ich sehe Dich aber in den kommenden Zeiten in keinem Kloster und in keiner Mönchszelle, wohl aber hoch zu Roß in den Feldlagern des Krieges und im Schlachtengetümmel. Wie das geschieht, weiß ich nicht zu sagen, aber so schaue ich, und so wird es kommen."

Da brach der gute Lienhard, innerlich am ganzen Leibe zitternd, in Tränen aus. Seine alte Vorliebe fürs Soldatenleben und seine neuerliche Begeisterung für den Ordensstand kämpften plötzlich so heftig widereinander in der Prophezeiung des Klausners, daß er weinen mußte; Tränen der Freude, wenn er sich als Kriegsmann dachte, Tränen der

Wehmut bei dem Gedanken an das ihm lieb gewordene Gotteshaus und an die — Mutter.

„Weine nicht, mein Sohn," tröstete ihn der Seher, „denn was geschehen soll, geschieht, und keines Menschen Zukunft ist ihm eigen. Lebe ruhig Deinem erwählten Beruf, kehre jetzt in Dein Kloster zurück, und wenn das Schicksal Dich dann andere Wege führt, so denke, daß Gott es so gelitten hat. Auch ich dachte in meiner Jugend an ganz andere Dinge als daran, ein Klausner zu werden, und bin es doch geworden."

Jetzt bekannte der Student, wie er seit Jahren kämpfe mit seiner Vorliebe zum Soldatenstand und wie er schon als Knabe nichts lieber gewünscht hätte, als ein Reitersmann zu werden. Er erzählte, wie er ins Kloster gekommen und wie gut es ihm da mit dem Studium gegangen sei und wie gerne er gelernt habe, wie aber auch seine Augen jeweils geleuchtet hätten, so oft er Ritter und Reiter im Kloster aus- und einziehen gesehen, und wie er jede Gelegenheit freudig ergreife, um reiten zu können, und wie er auch heute seines Vaters Rößlein drunten stehen habe im Salmen. Daß aber der Einsiedler, der zum erstenmal im Leben ihn gesehen, von ihm als Soldaten gesprochen, habe ihn ebenso überrascht als ergriffen.

„Ehrwürdiger Mann!" schloß er, „ich will Eurem Rate folgen und in Ernst und Ehren nach meinem klösterlichen Ziele streben. Will's Gott, daß es anders komme, so mög' sein Wille an mir geschehen. Aber allzeit, wenn ich in Eure Nähe komme, darf ich Euch wohl wieder aufsuchen und erzählen, wie es mir geht."

„Wenn ich noch länger hier bin, mein Sohn, wirst Du stets willkommen sein in der Klause von St. Jakob," erwiderte der Alte. „Aber ich gehe mit dem Plane um, mir eine ruhigere Stätte zu suchen, wo weniger Menschen zu mir kommen. Hier bin ich kein Einsiedler. Fast täglich kommen Leute, die Rat und Hilfe suchen und mir dafür die Ruhe nehmen und die Einsamkeit. Und doch blieb' ich so gerne hier, wo der

herrliche, dunkle Tannenwald so nahe an meiner Klause ist und wo in der Nacht der Uhuruf mir so wohlgefällig ans Ohr tönt."

„Doch, wie Gott will, mit mir und mit Dir. Gehab Dich wohl, und sehen wir uns nicht wieder in dieser Welt, so doch dort oben."

Tiefbewegt schied der Jüngling vom Greis, und eine halbe Stunde später, da der Klausner eben das Abendglöcklein läutete, ritt der Lienhard nachdenklich zum untern Tor von Wolfe hinaus — Hasle zu.

Aber lange, bevor er sein Vaterstädtchen erreicht, hatte er beschlossen, keinem Menschen, am wenigsten Vater und Mutter, etwas von der Prophezeiung des alten Büßers zu sagen. —

Als er zum obern Tor einritt, meldete ihm schon Basche Holl, der Wächter, es sei Besuch da vom Kloster. Der Schwabenhans sei diesen Nachmittag eingeritten und übernachte im Rappen.

So war es. Der Hans hatte einen Botenritt ins Elsaß zu tun und kam eben von Rippoldsau, wo der gnädige Herr im Bade weilte. Mit sauersüßer Miene — denn längst war er voll Neid gegen den Lienhard, der beim Abte viel galt und manchmal mit Botschaften ausreiten durfte anstatt des verwöhnten Klosterknechtes — teilte er dem Studenten mit, der gnädige Herr lasse ihn grüßen und zu einem Besuch ins Bad einladen.

Schon am 2. August 1630 war Abt Georg wieder in Rippoldsau eingetroffen. Er erzählt uns auch in seinen Tagebüchern die Erlebnisse seines dortigen Aufenthalts bis Ende des Monats.

Das Bad schlug ihm nicht besonders an, wohl weil er oft bis zu vier Stunden in demselben blieb. Lesen, Geschäfte, Spielen und Besuche nahmen die übrige Zeit in Beschlag.

Der Oberamtmann Euseb Fink von Wolfach sandte ihm einmal durch einen Förster ein Reh zum Präsent. Boten

kamen vom Kloster Reichenbach, jenseits des Kniebis, und meldeten Unruhen von durchziehenden Soldaten.

Die Schultheißen von Offenburg, Hausach und Schramberg sind im Bade und tun manch langen Trunk mit dem Abte. Pfarrherren der umliegenden Waldorte fehlen auch nicht, und die Nonnen vom benachbarten Klösterlein Wittichen senden dem Prälaten „gebratene Fische, einen Eierwecken und eine Mandeltorte".

Ein Herr von Reischach aus dem Hegau ist ebenfalls des Abtes Badefreund, wird aber wegen Soldaten-Rumors heimgerufen und pumpt zum Abschied den gnädigen Herrn von Villingen noch an, damit er Geld habe für die Soldaten.

Auch der Badearzt, in Freudenstadt wohnend, kommt von Zeit zu Zeit oder schickt dem Abte „teuere Medikamente".

Des Abts Bruder, Michael, ist aus dem Schwabenland gekommen und sein Gast bis zum 19. August, und bei seinem Weggang hat der Badwirt 26 Gulden für Wein „auf seinem Kerbholz".

Nachts wird der kränkliche Abbas oft gestört, denn „die Badgäste tanzen, essen, trinken und spielen bis in den Morgen hinein". —

Der Schwabenhans hatte auch noch zwei Briefe mitgebracht nach Hasle, den einen an den Oberamtmann Simon Fink, den andern dem Schultheißen Hans Engler. Beide werden gebeten, ihre alljährliche Badereise zu machen, solange Abt Georg sich noch in Rippoldsau befinde.

Beide Herren kamen am Abend, wie öfters in der Woche, zum Wein in den Rappen, und da sie hörten, der Lienhard sei auch geladen in den Sauerbrunnen, meinten sie, er solle am kommenden Samstag mit ihnen reiten.

Das war keine kleine Ehre für den Studenten. Noch mehr aber freute er sich, als der Oberamtmann hinzufügte: „Aber Lienhard, die Laute muß mit, denn im Bad sollen sie auch einmal hören, was Du für ein Künstler bist. Und in die Satteltaschen tust Du ein paar gute Pistolen; denn

gestern kam mir die Meldung, daß im Wolfachschen marodierende und versprengte Soldaten sich blicken lassen, die Geld und Brot nehmen, wo und wie sie es bekommen."

„Ich schicke am Abend vorher meinen Knecht mit einem Einspänner und meinem und des Schultheißen Gepäck voraus. Da kannst Du auch die Laute mittransportieren lassen und was Du sonst noch mitnehmen willst. Es reitet sich leichter, wenn man nicht viel außer sich selbst auf dem Sattel hat."

Der Student freute sich königlich, mit den „Herren" reiten zu dürfen, und er zitterte vor innerer Aufregung, da er von kriegerischer Ausstattung zu Pferde hörte; aber ehe er antworten konnte, fiel Frau Elsbeth ein: „Herr Oberamtmann, der Lienhard soll die Pistolen daheim lassen, sonst kommen ihm die alten Reitersgedanken. Und diese Possen müssen jetzt aufhören, wenn man als Mönch eingekleidet wird."

„Laßt ihn gewähren, Frau Wirtin," gab der Oberamtmann zurück. „Eine Pistole steht in Zeiten der Notwehr auch einem Klosternovizen an. Ihr wißt, der vorletzte Abt von St. Georgen hatte stets Pistolen am Sattel, wenn er hier durchritt ins Elsaß. Der Pistolen halber könnte Euer Sohn also noch ein Abt werden, nicht bloß ein rechter Mönch."

Jetzt gab die Mutter nach, und der Vater sagte dem Lienhard, wo seine Pistolen wären, damit er sie sich hole und zurichte auf den Samstag.

Der Tag kam. In aller Frühe ritten der Oberamtmann und der Schultheiß vor dem Rappen an, wo der Student schon ihrer harrte. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen vor Freude auf einen bewaffneten Ritt.

Bescheiden wollte er hinter den Herren drein reiten, aber sie duldeten das nicht. „Student," rief der Oberamtmann, „hierher an meine Seite. Wenn ich in Deinen Jahren heimkam in die Ferien von der Lateinschule im Kloster Allerheiligen und mit meinem Oheim, dem Forstmeister in Wolfach, und dem Oberamtmann Pleyer von Ramstein ausreiten

durfte, ritt ich auch den Herren zur Seite und war nicht so bescheiden wie Du. Aber Du hast das Zeug zu einem rechten Ordensmann, die Bescheidenheit und die Demut, und die wollen wir, der Schultheiß und ich, gerade ehren, indem wir nicht dulden, daß Du hinter uns drein reitest wie ein Knecht."

Jetzt ließ der junge Reiter seinen Braunen neben den alten Rappen des Oberamtmanns vor, und im scharfen Gang ritten die drei das Tal hinauf in den frischen Augustmorgen hinein.

Als sie oberhalb Husen über die Kinzigbrücke ritten dem Wolftale zu, kam eine Karawane am andern Flußufer herauf. Der Oberamtmann blickte scharf hin und sprach alsdann: „Dort kommt ja der Ritter von Blumeck mit seinem Töchterlein. Die reiten sicher auch in den Sauerbrunnen. Der alte Herr ist jedes Jahr um diese Zeit oben."

Bald waren die Reiter näher gekommen: der Ritter und das Edelfräulein nebst zwei reisigen Knechten, hinter ihnen drein vier bewaffnete Bauern, die einen zweiräderigen, von einem Pferde gezogenen Wagen, auf dem einige Truhen und ein größeres Faß lagen, begleiteten.

Simon Fink, der gewandte Weltmann und Herrendiener, ritt ihnen entgegen, um sie als gute Bekannte zu grüßen. Lag doch des Ritters zerfallende Burg gerade Hasle gegenüber am andern Ufer der Kinzig in dem malerisch zwischen Fluß und Berg gelegenen Dörfchen Schnellingen. Und oft schon war der fürstenbergische Obervogt im Schlosse gewesen und hatte vom trefflichen Rotwein getrunken, den des Edelmanns Reben am Berg hinter der Burg erzeugten.

Des Blumeckers Weib hatte längst das Zeitliche gesegnet und ihm, seines Geschlechtes Letztem, nur ein Töchterlein hinterlassen. Dieses, Anna getauft, hatten dem Ritter die Nonnen von Frauenalb erzogen. Als blühende Jungfrau von achtzehn Jahren war sie vor kurzem erst heimgekehrt und begleitete den Vater jetzt in den Brunnen.

Es war eine herrliche Gestalt, das Edelfräulein Anna

von Blumeck, wie sie heute auf ihrem weißen Zelter saß. Ein langer Schleier wallte vom zierlich geflochtenen Haare über sie und das Pferd hinunter, ein rotes Mieder und ein langes blaues Kleid umschlossen ihren schlanken Leib.

Galant verbeugte sich, den Federhut abnehmend, der Obervogt, nachdem er ihren Vater kurz begrüßt, vor der Dame und sprach, zu ihrem Vater gewendet: „Euer Fräulein, Herr Ritter, ist so schmuck und schön heimgekommen, daß man glauben möchte, sie wäre in einem Königsschloß aufgewachsen und nicht in einem Kloster. Ich gratuliere. Auch Euch, schönes Fräulein, mein Kompliment!"

„Habt Dank, Herr Oberamtmann," erwiderte der Ritter, ihm die Hand zum Gruß entgegenstreckend, „für Euer Kompliment. Die Maid hat sich gemacht in der Fremde. Aber ein Bub wär' mir doch lieber, mir, dem Letzten derer von Blumeck. Doch, wie Gott will! Sie ist auch so die Freude meiner alten Tage."

Anna hatte errötend und schweigend durch Verbeugung ihres Kopfes dem Obervogt gedankt, der nun den inzwischen erreichten Schultheißen von Hasle vorstellte.

Unser Student war bescheiden zurückgeblieben und hielt mit seinem Braunen noch auf der Brücke. Erst als der Oberamtmann ihn herbeiwinkte, ritt er verlegen an die Reitergruppe heran und nahm sein Barett ab.

„Hier," sprach Simon Fink, „haben wir einen Studenten von Hasle, des Rappenwirts Sohn, angehender Noviz vom St. Georgen-Kloster in Villingen. Sein Abt, der droben im Sauerbrunnen ist, hat ihn zu sich geladen und wir ihn mitgenommen. Er wird uns allen im Brunnen droben Freude machen; denn er ist weit und breit der beste Lautenspieler."

„Und ein guter Reiter dazu," rief der Herr von Blumeck; „denn der Student sitzt auf seinem Roß, als wär' er da geboren. Wundert mich, daß Ihr ein Mönch werden wollt. Lautenschlagen und ein guter Reiter sein paßt besser für einen Soldaten, als für einen Klostermann."

Lienhard verneigte sich schweigend, und die Kavalkade setzte sich in Bewegung. Voraus der Ritter und der Obervogt, in ihrer Mitte das Fräulein; hintendrein der Schultheiß von Hasle und der Student, dann die reisigen Knechte und zum Schluß die Bauern.

„Ich bringe," hub der von Blumeck im Weiterreiten an, „auch etwas mit zum Zeitvertreib. Ein Faß von meinem Schloßberger liegt auf dem Wagen. Der ‚Badmeister' in Rippoldsau hat meist nicht den besten Wein, drum nehm' ich stets den eigenen mit, wenn ich den Sauerbrunnen besuche. Den wollen wir dann zusammen trinken, und der Student mag dazu seine Laute schlagen."

„Gestern haben Marodeure einem meiner Bauern eine Kuh weggetrieben, darum habe ich Bewaffnete mitgenommen, weil die Gegend so unsicher ist."

„Und wir," fiel jetzt der Oberamtmann ein, „sind ebenfalls wohlbewaffnet aus dem gleichen Grunde."

Dann sprachen er und die Ritter über die Kriegsläufte und die Unsicherheit der Zeit.

So kam die Gruppe gen Wolfach, wo der Torwächter schon von ferne sie anblies, wie Basche Holl die Reisenden am obern Tor von Hasle.

Als der Herr von Blumeck den Wächter seinen Willkomm blasen hörte, sprach er zu seiner Tochter, die an ihrem Gürtel ein elegantes Ledertäschchen hängen hatte, mit Geld und allerlei Kleinod gefüllt: „Richt' für den Wächter ein Trinkgeld, Anna. Er ist stets auf ein gutes gefaßt, der alte Feger-Toni, wenn der Ritter Hans von Blumeck in Wolfe einreitet."

Das Fräulein wollte alsbald ihr Täschchen zu sich heraufziehen, aber, sei es infolge der Schwierigkeit zugleich das Pferd zu halten und das Täschchen zu öffnen oder daß dieses schlecht am Gürtel befestigt war, es fiel klirrend auf die Straße.

Wie ein Blitz war unser Student von seinem Pferde herabgesprungen, hatte das Täschchen aufgehoben und es dem

Fräulein präsentiert, ehe dieses sich von dem kurzen Schreck erholt.

„Ich dank' Euch, Junker," redete sie den jungen Mann an und schaute dabei zum erstenmal schärfer in seine großen, blauen Augen und in sein schönes, frisches Gesicht.

Solch ein Anblick war ihr bisher fremd gewesen.

„Es ist mir eine Ehre, Euch dienen zu können," erwiderte Lienhard und war im nächsten Augenblick wieder auf seinem Pferd.

„Ich wollt'," sprach der Ritter still zu seiner Tochter und zum Obervogt, „des Rappenwirts Sohn von Hasle wär' ein wirklicher Junker. Das ist ein Prachtsmensch. Wie schnell war er von seinem Gaul und wieder oben, und wie vornehm und bescheiden zugleich hat er meiner Anna das Täschchen überreicht. 's ist schad, daß er ein Mönch wird."

„Seine Mutter wünscht nichts mehr als das," meinte der Obervogt. „Und der Junge wird diesen Wunsch erfüllen, wenn nichts Besonderes dazwischen kommt. Aber in unserer Zeit kann allerlei passieren. Wenn der Krieg über unser Land hereinbricht, ist's überall aus mit dem Klosterleben."

„Aber wie wird's uns gehen, Vater, wenn der Schwed auch zu uns kommt?" fragte besorgt Anna von Blumeck.

„Es ist mir schon lange bang um Dich, mein Kind. Mir altem Kerl bangt's nicht für mich. Ich würd' in meiner Burg, dem alten, wehrlosen Nest bleiben und schauen, wie's kommt. Aber der wilden, zuchtlosen Soldateska, ob schwedisch oder kaiserlich, muß ich die Blume von Blumeck aus dem Weg tun. In meine Burg kann jeder kommen. Sie ist alt und liegt fast im Dorf. Aber ich weiß zunächst, wohin mit Dir. Droben auf der Heidburg wohnt mein Schwager Jürg von Rosenberg eben so einsam wie ich mit seiner Tochter. Seine Burg ist fest, liegt auf einem fast unzugänglichen Bergkegel und gänzlich versteckt im Walde. Dort kommt in der ersten Zeit sicher kein Soldat hin. Wird's auch dort oben

gefährlich, so flücht' ich Dich nach Straßburg. In seinen Mauern ist alles sicher."

„In diese Stadt," sprach der Oberamtmann, „will auch ich meine Familie bringen, wenn's losgeht." —

Jetzt waren die Reisenden am Tore. Die schöne Hand des Edelfräuleins spendete dem alten Feger-Toni sein Trinkgeld fürs Willkomm-Blasen und er bedankte sich, den Hut in der Hand, mit vielen steifen Bücklingen und wünschte recht glückliche Reise. Der Ritter gab seinen Knechten den Auftrag, die Bauern mit dem Wagen abzuwarten und den Zoll zu bezahlen. Der Obervogt verabschiedete sich innen am Tore für kurze Zeit, um seinen im alten Schlosse der Grafen von Fürstenberg als Oberamtmann fungierenden Vetter Eusebius Fink zu begrüßen. Er versprach, die Reiter bald wieder einzuholen.

„Droben in Oberwolfe beim großen Lindenbaum warten wir," sprach Hans von Blumeck. „Beim Lindenwirt mach' ich stets einen Halt, so oft ich in den Brunnen reite."

Hans Engler, der Schultheiß, und unser Student begleiteten den Ritter und seine Tochter.

Vor dem Städtchen draußen wurde der Weg enger dem Wolftale zu, und es konnten nur je zwei nebeneinander reiten.

„Herr Schultheiß," kommandierte der Blumecker, „wir wollen die zwei jungen Leute voraus reiten lassen, und wir traben hintendrein. Hab' so wie so was mit Euch zu reden von wegen meinem Müller drunten an der Kinzig, der Euer Hintersäß ist."

Mit diesen Worten lenkte der Ritter sein Pferd an die rechte Seite des Schultheißen und wies dem Studenten den Platz neben seiner Tochter an.

Errötend folgt dieser dem Befehl, zog bescheiden sein Federbarett vor dem Fräulein und fragte: „Mit Eueres Herrn Vaters Huld darf ich wohl Euch zur Seite reiten, gnädiges Fräulein?"

„Recht gerne, mein Junker," erwiderte Anna freund-

lich lächelnd, „wir können uns ja gut unterhalten; denn wir beide kommen aus Klöstern. Ihr erzählt mir, wie's bei den Mönchen zugeht, und ich Euch von dem Leben bei den Nonnen."

So geschah es. Und als sie zum Lindenbaum kamen bei der Kirche zu Oberwolfe, da hatten sie sich ausgesprochen über ihr Klosterleben. Anna von Blumeck hatte den Lienhard aber auch eingeladen, sich einmal in der Burg zu Schnellingen sehen zu lassen, und der Eingeladene gedankt für diese Ehre und hinzugefügt, daß er wohl Jahr und Tag nicht dazu kommen werde. Es seien eben jetzt seine letzten Ferien, vielleicht müsse er mit dem Abt von Rippoldsau weg nach Villingen und das Noviziat antreten, und wer könne wissen, wann er einmal wieder heimkomme, hinab ins Kinzigtal.

„Wollt Ihr denn mit aller Gewalt ein Mönch werden?" fragte das Fräulein. — „Ja," war die Antwort, „ich will es, will der Welt entsagen, denn sie ist ja selten so schön wie diesen Morgen, und sie und all ihre Lust vergeht gar zu bald. Und mir gefällt's recht wohl im Kloster."

Anna von Blumeck schwieg, aber das Kompliment, das für sie in Lienhards naiven Worten lag, senkte sich tief in ihre Seele, wie Sommermorgentau in den Kelch der aufgehenden Blume. —

Unter dem Lindenbaum bei der Kirche in Oberwolfach wurde Halt gemacht und ein Imbiß genommen. Auch die Bauern und die Knechte mit dem Wagen kamen nach und erhielten ihren Teil.

Bald kam der Oberamtmann nachgeritten und meldete dem Ritter, der Zug müsse sich fortan zusammenhalten. Sein Vetter Eusebius habe ihn gewarnt; denn erst vor drei Tagen sei an einsamer Stelle des Wolftales, beim „Dohlenbach", ein Bauer von Marodeuren erschossen und beraubt worden. Er, der Obervogt, sei selber in Besorgnis, ob sein Knecht, den er vorausgeschickt, heil nach dem Brunnen gekommen sei.

„Wenn dem so ist," meinte der Herr von Blumeck, „so

marschieren wir in Schlachtordnung, obwohl man in diesen Bergen auch so vor keiner Kugel sicher ist."

„Der Jüngste muß voran als Avantgarde, und das ist der Student; dann kommen in einem Abstand von hundert Schritten der Obervogt und der Schultheiß; hinter ihnen ich mit meiner Tochter; alsdann geschlossen meine Bauern mit dem Wagen, und den Nachtrab bilden die Knechte. Sobald der im Vordertreffen etwas merkt, reitet er zurück und macht Meldung. Doch denk' ich, wenn die Kerle vom Berg aus sehen, daß wir zehn Mann hoch und bewaffnet sind, werden sie keinen Angriff wagen."

Freudig ritt der Student voran, seines Vaters Pistolen in Bereitschaft haltend, und im Schritt bewegte sich die Karawane in der vom Ritter bestimmten Ordnung weiter.

Schon war sie über dem „Erzenbach" droben und an der „Walke" vorbei, als aus dem Wald ein Schuß fiel und das Pferd des Edelfräuleins verwundete. Das Tier bäumt sich auf und stürmt vorwärts in rasendem Galopp. Die Reiterin war in größter Gefahr, abgeworfen zu werden. Über der engen Straße drunten aber schäumte der Fluß, voll von Felsgestein.

Lienhard hatte auf den Schuß sich alsbald umgewendet und sah, wie das Pferd des Fräuleins dahersauste.

Im Flug war er mit seinem Braunen an der Seite der Dame, fiel ihrem Pferd in die Zügel und hielt es und die Reiterin, die sich kaum länger mehr zu halten vermocht, mit starker Hand fest.

Bleich und zitternd stammelte Anna von Blumeck: „Ich dank' Euch, Junker, ohne Eure Hilfe wäre ich in den nächsten Augenblicken vom Pferde gesunken."

Auch der Ritter und der Obervogt kamen jetzt angesprengt, und der erstere rief dem Studenten zu: „Ihr habt's brav gemacht, ohne Euch läg' meine Anna wahrscheinlich drunten in der Wolf. Werd' Euch das nie vergessen."

Das Pferd hatte nur einen Streifschuß bekommen. Ein

Bauer holte in seiner Sturmhaube Wasser aus der Wolf herauf, wusch die Wunde aus und vorwärts ging's das Tal hinauf. Aber Anna wollte jetzt nur noch an der Seite des Studenten reiten; da, meinte sie, sei ihr nicht angst.

Die Strauchdiebe hatten durch einen Schuß nach der Dame Unordnung in den Zug zu bringen gesucht und hätten, wenn es gelungen, die Bestürzung benutzt, um sich an den Wagen zu machen. Da sie ihren Zweck vereitelt sahen, hielten sie still, und ohne weitere Störung kamen die Kinzigtäler eine Stunde nach Mittag „beim Klösterle" an.

Hier, eine Viertelstunde vom „Brunnen", wohnte der Abt. Prior im Klösterle war 1630 Gaißers zweiter Vorgänger in der Abtswürde, Martin Stark, eben erst hierher versetzt, aber zeitweilig geisteskrank, weshalb er auch als Abt hatte zurücktreten müssen.

Der Obervogt sowohl als der Blumecker wollten, ehe sie zum Brunnen hinaufritten, dem Prälaten Gaißer guten Tag sagen, den Lienhard, den angehenden Novizen, abgeben und ihn loben für seine rettende Tat drunten an der Walke.

Das geschah. Aber vom Weiterreiten war zunächst keine Rede. Der Abt saß mit dem Prior und einigen geistlichen Gästen, unter denen der Prior vom Kloster Reichenbach drüben im Murgtal und der Pfarrherr vom benachbarten Dorfe Schapbach sich befanden, beim Nachtisch und lud, ohne eine Ausrede anzuhören, die lieben Kinzigtäler ein. Ihre Pferde und Knechte schickte er ins nahe Bad. Den Freunden aber und seinem Klosterstudenten ließ er nachservieren, und bald war alles munter und im vollen Tischgespräch, dessen Hauptgegenstand anfänglich der Student war.

Der Oberamtmann rühmte seine Bescheidenheit, der Blumecker seine Reitkunst und seine Tapferkeit und schön Anna in zierlichen, schüchternen Worten nebst beidem seine ritterliche Liebenswürdigkeit.

„Herr Abt,", rief vom Ende der Tafel herauf, da der Klosterbruder eben noch einen großen Zinnkrug mit Wein

auf den Tisch gestellt hatte, der Oberamtmann, „Ihr gestattet gewiß, daß uns Euer Student heute noch eine weitere Eigenschaft zeige, seine Kunst als Lautenspieler. Ich hab' ihn veranlaßt, seine Laute mitzunehmen, weil ich aus alter Erfahrung weiß, daß im Sauerbrunnen immer viel musiziert wird und Ihr, gnädiger Herr, ein Freund von Musik seid."

„Es kommen zwar, wie Ihr wißt, allerlei fahrende Musikanten mit Lauten, Hörnern, Fiedeln und Posaunen hierher, aber keiner vermag durch sein Spiel so das Herz zu erfreuen, wie unseres Rappenwirts Lienhard, der Klosterstudent von Villingen. Und wenn er gar noch dazu singt, so horchen die Engel im Himmel auf."

„Daß der Lienhard ein guter Lautenschläger ist," entgegnete der Abt, „weiß ich schon lange. Aber von seinem Singen zur Laute hab' ich noch nichts Besonderes gehört. In unserem Gotteshaus singt er zwar mit auf dem Chor, wie alle Studenten, aber lustige Weisen zum Lautenspiel sind bei uns meist versagt schon wegen der gebotenen Klosterstille. Ich habe zwar vernommen, daß der Lienhard bisweilen in der Gesindestube spiele und beim P. Kantor Leopold und habe ein Auge zugedrückt. Aber ich selbst durfte kein schlechtes Beispiel geben und ihn vor mir spielen und singen lassen."

„Aber heut' und solange er im Brunnen weilt, mag er spielen und singen, so viel als es Euch und ihm beliebt."

„Wenn er demnächst sein Noviziat angetreten hat, muß er nach Dillingen zu den Jesuiten, Rhetorik und Philosophie hören, und dort wird's wenig Zeit geben zum Lautenschlagen und zum Singen. Ist er gar ein ganzer Mönch, dann hört's wohl von selber auf, es sei denn, daß er außerhalb des Klosters auf einer einsamen Waldpfarrei Verwendung findet."

„'s ist schad um den jungen Mann," fiel jetzt der Ritter ein, „daß er ein Mönch wird. Hab's im Herreiten schon dem Obervogt gesagt. Krieg und abermals Krieg ist ringsum, da sollt kein junger Mensch ins Kloster. Wenn der Schwed kommt, Herr Abt, jagt er Euch Klosterherren doch alle fort."

„Herr von Blumeck," erwiderte lächelnd der Abt, „der Schwed klopft an die Burgen wie an die Klöster, und Ihr Herren seid so wenig sicher als wir. Und ein tapferer, ritterlicher Mönch tut in unseren Tagen erst recht gut. Drum macht mir den Lienhard nicht abspenstig und auch nicht zu stolz mit dem ewigen Loben."

„Vater!" bat jetzt Fräulein Anna, „sprecht nicht immer vom Krieg und laßt jetzt den Junker spielen und singen."

Dieser hatte sich auf die Erlaubnis des Abts hin davon gemacht und seine Laute geholt, die der Knecht des Obervogts, der in aller Frühe heil das Klösterle passiert, mit den Sachen des Studenten einem Klosterbruder abgegeben hatte.

Von der letzten Rede zwischen Ritter und Abt hatte er nichts mehr gehört.

Eben als das Fräulein gesprochen, hatte er sich mit seinem Instrument wieder an den Tisch gesetzt und fing, vom Prälaten nochmals aufgefordert, zu spielen an.

Er schlug seine Laute wundervoll und immer wundervoller. Es freute ihn zu sehen, daß auch Anna von Blumeck mit wachsendem Entzücken ihm zuhörte.

Nachdem er eine Anzahl schöner Weisen vorgetragen, rief der Obervogt: „Aber, Lienhard, jetzt muß auch zur Laute ein Volkslied gesungen werden. Dein gnädiger Herr von St. Jörgen muß auch hören, wie Du außerhalb des Klosterchores singen kannst, und auch der Herr Ritter und das Fräulein sollen Deinen Sang kennen lernen!"

Und der Lienhard hub an zu singen das neueste Lied jener Tage von „des Soldans Töchterlein", das also begann:

Ein Soldan hat ein Töchterlein,
Die war früh aufgestanden,
Zu pflücken schöne Blümelein
In ihres Vaters Garten.

Sie stand und sah die Blümelein,
Sie dacht' in ihren Sinnen:

Wer muß der Blümlein Meister sein?
Wie gern wollt' ich ihn kennen!

Es muß ein edler Künstler sein,
Ein Herr von großen Würden,
Der diese schönen Blümelein
Ließ sprießen aus der Erden.

Ich hab' ihn in dem Herzen lieb,
Ich möcht' ihn einmal schauen,
Wollt' lassen meines Vaters Rich
Und ihm mich ganz vertrauen.

Das Lied erzählt dann weiter, wie Jesus als fremder Jüngling ihr erschienen und sich als Meister der Blumen vorgestellt habe.

Sie verließ darauf mit ihm ihres Vaters Reich und fing mit dem „allerliebsten Jüngling" ein Gespräch an. Sie fragt ihn, wie sein Name sei, und er sprach:

Mein Name ist so wunderlich,
Er ist sehr hoch geschrieben,
In meines Vaters Königrich
Ist mir der Nam' gegeben.

Schön' Magd, dient mir mit Herzen rein,
Gebt mir nur Eure Treue,
Mein Nam' ist überall bekannt:
Jesus von Nazarethe.

Sie sprachen so manch freundlich Wort,
Sie gingen beid' zusammen;
Nun sagt mir, edler Jesus schön,
Wie ist Euers Vaters Namen?

Mein Vater ist ein reicher Mann,
Sein Reich streckt sich so ferne,
Himmel und Erd' hat er gemacht,
Die Sonne, Mond und Sterne.

Himmel und Erd' und alles Gut,
Von ihm ist alles kommen,
Viel hunderttausend Englein schön
Stehn stets vor seinem Thronen.

Ist euer Vater so ein reicher König
Und also reich an Gütern,
So sagt mir, edles Jesulein,
Wer ist dann Euer Mutter?

Mein Mutter ist ein' reine Magd,
Ihr Nam ist hoch geschrieben,
Sie hat mich zu der Welt gebracht —
Ein' Magd[1] ist sie geblieben.

Ist Euer Mutter ein' reine Magd
Und Ihr eins Königs Sohne,
So sagt mir, edler Jesus zart,
Von wann seid Ihr gekommen?

Aus meines Vaters Königreich,
Da ist es voller Freuden,
Und tausend Jahre sind da gleich
Einer Stund' ohn' einigs Leiden.

Mein allerliebstes Jesulein,
Ich hab' so groß Verlangen
Nach Eures Vaters Königreich,
Laßt uns nun dahin wallen.

Das Lied erzählt dann, wie der Herr Jesus sie verlassen und in den Himmel zurückgekehrt sei, sie aber trotzdem in der Liebe zu ihm verharrte bis zu ihrem Tod und Jesus sie an der Himmelspforte erwartet habe:

Er empfing sie also freundlich
Mit guten Melodeien,
Er bracht' sie in seins Vaters Rich,
Des tät die Magd sich freuen.

---

[1] Jungfrau.

All's, was ihr Herz nur tut begehren,
Wurd' ihr allda gegeben.
Sie sollt' mit Jesulein in Ehren
Ewig und in Freuden leben.

Und als der Student dies Lied gesungen mit all seinen vielen Strophen, da weinte schön Anna vor Rührung, und in den Augen der Männer glänzten Tränen.

„Jetzt gleich ein lustig Liedlein drauf," rief der weinselig gewordene Schultheiß von Hasle, „sonst zerfließen wir alle in Wehmut."

Und der Student sang das alte Lied vom Rheinwein, das da anhub:

Wein, Wein, von dem Rhein,
Lauter, klar und fein!
Dein' Farb' gibt gar lichten Schein,
Als Kristall mitsamt Rubein.

Nach dem Schlußvers:

Du gibst Medizein
Fürs Trauern: schenk du ein,
Trink, guot Aennelein,
Mach rote Wängelein! —

erhob sich der Student, nahm einen Becher, trat zum Abt, verneigte sich gar höflich und zierlich und stieß mit ihm an; dann ging er ebenso zum Fräulein und der Reihe nach zu allen, die am Tische saßen.

Alle stießen freudig und ihn bekomplimentierend mit ihm an; gar züchtig und verlegen schön Annchen von Blumeck.

Dann sang der Lienhard noch das Lied vom „Vogel Phönix":

Phönix, der edle Vogel wert,
Hat seinesgleichen nicht auf Erd.
Um seinen Hals ist's goldgelb klar,
Sein Leib und Flügel Purpur gar.

Hat auf dem Haupte eine Kron,
Der höchste Baum sein hoher Thron,
Er wohnt und lebet lang allein,
Dann stellen sich viel' Vögel ein.

Nun erzählt das Lied, wie die Vögel ihm aus edlem Holz und Weihrauch ein Nest bereiten und er sich dann mit demselben selbst verbrennt, aber als schöner Vogel wieder aus der Asche hervorgeht, ein Vorbild der Liebe Christi.

Christus, des Himmels Phönix rein,
Hat so gewohnt auf Erd allein,
Ein Adler stark, der überwand
Höll', Teufel, Sünd' und Todesband.

Sein' Gottheit ist die güldne Farb,
Und sein Verdienst uns Heil erwarb;
Das Purpurkleid hat er auch an,
Auf seinem Haupt die Dornenkron.

Aus rechter Lieb' inbrünstiglich
Er opfert darauf willig sich,
Und man begrub ihn ehrlich frei
Mit köstlich edler Spezerei.

Also des Himmels Phönix lag
Im Grab bis an den dritten Tag,
Alsdann er wieder lebend wurd'
Durch seine ew'ge Geistsgeburt.

„Aber jetzt auch noch ein so frommes Lied, Klosterstudent," sprach der Abt.

Und Lienhard sang „Die Königstochter von Engelland":

Vionetus in Engelland
War König mächtig sehr,
Sein Tochter Ursula genannt,
Der Jungfrauschaft ein' Ehr'.

Weil sie mit Christi Blut erkauft
Und nach des Höchsten Will getauft,
Hat sie sich ihm vermählt allein,
In Keuschheit stets zu dienen rein.

Das Lied hatte gar viele Strophen, weil es die Geschichte der hl. Ursula mit ihren elftausend Gespielinnen erzählt, und der Student wollte öfters aufhören, aber Text und Melodie ergriffen die Zuhörer so, daß er bis zu Ende singen mußte. Als Lienhard aufhörte, war alles stumm vor Rührung, bis der Abt Worte des Lobes fand für seinen Studenten, weil er auch schöne christliche Volkslieder zu singen wisse.

Die schöne Anna erhob sich von ihrem Stuhle neben Abt und Vater, kam zum Sänger und drückte ihm mit Dankesworten die Hand für den Gesang, nicht ohne nochmals dessen gedacht zu haben, was er diesen Morgen zu ihrer Rettung getan. —

5.

Indes wollte es Abend werden, und der Ritter mahnte zum Aufbruch, hinaufzuziehen ins Bad.

„Der Weg dahin," meinte der Prälat, „ist so kurz, daß wir Geistliche alle und der Student Euch das Geleit geben wollen."

So geschah es. Beim Bad angekommen, trennten sich die Klosterleute von den Kinzigtälern mit dem Versprechen, morgen im Badehaus und am Brunnen sich wieder zu treffen.

„Und Ihr, Student," sprach der Ritter von Blumeck, zum Abschied ihm die Hand schüttelnd, „nehmt die Laute mit. Dann singt Ihr eines, während ich mit dem Obervogt und Eurem Abt ein Spiel im Bade mache."

Der Morgen kam. Ein altes Badlied sagt:

Um den Brunnen war ein Gedräng',
Denn dahin kam ein' große Meng'

Allerlei Standes und Geschlechte,
Münch, Pfaffen, Ritter und Knechte,
Bürger, Bauern und Handwerker
Kamen emsig zum Brunnen her.

Die einen tranken „Surwasser", die andern setzten sich ins Bad, wo es in der Regel am lustigsten herging. Da ward gespielt mit Würfeln oder Karten auf Tischchen, die im großen Bassin standen, um welche die Badenden, mit Hemd bekleidet, im Wasser saßen. Andere kosten und scherzten und warfen sich des Wassers Wellen zu.

Rings um den Badeteich standen, die schon gebadet hatten, und trieben ihren Zeitvertreib mit denen, die im Bade saßen, warfen ihnen wohl auch Blumen zu, spielten Laute und Viol. Auch an Wein fehlte es dabei nicht und an Backwerk.

All die Dinge waren unserm Lienhard neu; denn er war noch nie im Sauerbrunnen gewesen. Aber die Menschen jener Tage waren in alleweg noch Naturmenschen und wußten nichts vom „guten Ton" unserer übertünchten Gräberkultur. Drum fand sich des Rappenwirts Student von Hasle bald in das ungenierte Badeleben[1].

Er spielte seine Laute im Bad, die Nonnen von Wittichen, so da waren, brachten gar gute Pfefferkuchen mit dahin, und der Ritter von Schnellingen ließ von seinem Schloßberger kredenzen. Auch der Schultheiß von Offenburg war dabei und hatte vom Besten aus dem „St. Andreas-Hospital" mitgebracht.

Beim Badmeister wurde, nachdem die meisten den ganzen Morgen im Bade verweilt, gegessen. Auch der Abt und seine Gäste im Klösterle und mit ihnen in seiner Eigenschaft als Künstler der Student blieben öfters im Badehaus bei der „Herrentafel".

[1] Ein unparteiischer Zuschauer, der Italiener Poggius, hat über dieses Badeleben jener Zeiten in Deutschland gesagt: „Es ist merkwürdig zu sehen, wie diese Menschen bei all dem heitern Verkehr in Unschuld leben."

An dieser saßen die Herren von Blumeck, von Reischach, von Ramstein, von Waldstein, die Äbte von Gengenbach und St. Georgen und der Prior von Reichenbach mit dem einen oder andern ihrer Mönche; dann kamen die fürstenbergischen Obervögte und Forstmeister aus dem Kinzigtal, die Schultheißen und Bürgermeister der Städte und Städtchen von Offenburg bis Freudenstadt, endlich die bessern Handelsleute aus den Tal- und Waldstädten.

Manche der weltlichen Herren hatten ihre Frauen oder Töchter bei sich, denen sich noch die Äbtissin vom nahen Wittichen und die Priorin von Amptenhusen mit einigen Nonnen zugesellten.

Die alle fanden sich an der Herrentafel im Sauerbrunnen, und jeder Stand gab seinen Anteil an den feinen Genüssen der Tafel: die Ritter, Äbte und Schultheißen den bessern Wein, die Obervögte die Forellen, die Forstmeister das Wild und die Nonnen das Konfekt.

Fahrende Musikanten, Horn-, Flötenbläser, Sack- und Blaterpfeifer waren öfters im Brunnen und musizierten am Herrentisch und, wenn der vorüber, in der „untern Stube" des Badehauses bei den Buren, die ihre Mahlzeit meist mitbrachten und nur den Wein vom Bademeister bezogen, der als fürstenbergischer Unterbeamter fungierte und zugleich eine Art Hoteldirektor war. Das Bad gehörte dem Grafen von Fürstenberg.

Es waren meist Hofbauern aus den nächsten Tälern und von den nächsten Höhen, aus dem Seebach, vom Kaltbrunn, von Schapbach, vom Holzwald, die am Abend wieder heimgingen. Aber auch entfernter wohnende Bauern aus dem untern Kinzigtal besuchten das Bad und blieben kurze Zeit. Zu den Bauern zählten noch und saßen mit ihnen am gleichen Tisch ehrsame Städtle-Bürger vom Handwerk, welche ihre leiblichen Bresten im Sauerbrunnen heilen wollten, und die Dienerschaft der Herrenleute. —

Am vierten Tage nach der Ankunft des Ritters von

Blumeck ritt, da alles bei Tisch saß, ein reisiger Knecht von Schenkenzell her vor das Badehaus und fragte nach dem Abt von St. Jörgen. Er ließ sich durch den Bademeister anmelden als ein Bote des Herrn Ulrich von Stotzingen, kaiserlichen Rats am Hofgericht zu Rottweil, von dem er einen Brief zu überbringen habe.

„Laßt ihn nur herein," rief der Abt, „ich hoff', er bringt gute Botschaft."

Der Bote trat ein und übergab sein Schreiben. Die Züge des Prälaten erheiterten sich, um so mehr, je länger er las, und als er mit Lesen zu Ende war, sprach er laut: „Gott sei Dank, wir haben unsern Prozeß gewonnen. St. Jörgen ist wieder unser. Das Reichskammergericht hat den Herzog von Württemberg verurteilt, das Gotteshaus nebst Schadenersatz wieder zurückzugeben." Dann gab er dem neben ihm sitzenden Abte von Alpirsbach das Schreiben, dem Boten aber einen Goldgulden Trinkgeld mit den Worten: „Das ist für die gute Botschaft. Und nun reitet hinab ins Klösterle, laßt Euch gut Essen und Trinken geben und ruht aus mit Eurem Pferde bis übermorgen. Dann reitet Ihr zurück nach Rottweil mit einem Dankschreiben an den Herrn von Stotzingen."

An der ganzen Tafelrunde ging die Botschaft um, und alles gratulierte, daß der Abt Georg den alten Streit mit Württemberg um Kloster und Kirche und Herrschaft in St. Georgen durch kaiserlichen Machtspruch gewonnen habe.

„Aber, gnädiger Herr," rief der von Reischach, „jetzt kostet's einen Extratrunk auf diese Botschaft hin!"

„Mit Freuden," entgegnete Abt Georg, „will ich morgen vom Besten heraufschicken, den wir im Klösterle haben, und auch die Bauern in der Stube drunten, von denen manch einer meines Klosters Lehensmann ist, sollen für morgen einen schweren Trunk bekommen."

„Nach langem Streit ein Sieg des Rechts ist auch erfreulich," sprach der Oberamtmann von Hasle, „doppelt er-

freulich, weil ein so gewalttätiger Herr unterlegen ist, wie der Herzog von Württemberg."

„Ja," meinte der Abt, „diese Herzöge haben seit fast hundert Jahren unserm Kloster viel Böses angetan, Gott verzeihe es ihnen; aber mich wurmt's immer, wenn ich nur an das denke, was meine nächsten Vorfahren und ich schon gelitten haben an Chikanen durch des Herzogs Beamte und durch seine Untertanen in und um St. Jörgen."

„Aber die Herzöge von Württemberg haben auch Gutes getan," nahm der Obervogt von Wolfach, Eusebius Fink, der heute zu Besuch gekommen, das Wort. „Die frisch aufblühende Kniebisstadt in unserer nächsten Nähe gibt Zeugnis davon."

„Potz!" rief der Blumecker, „daran hab' ich nie gedacht, so oft ich hier war, die neue Stadt droben auf dem Kniebis zu besuchen. Jetzt will ich dieser Tage einmal hinaufreiten, um die Freudenstadt zu besehen. Wer reitet mit?"

„Ich," riefen der von Reischach, der Oberamtmann von Hasle, der Forstmeister von Wolfe und die sämtlichen anwesenden Schultheißen.

„Wir Geistliche dürfen nicht mit," sprach Abt Georg. „Die Freudenstädter Protestanten sehen die Kuttenleute nicht gern, und ich besonders bin allen Württemberger Beamten verhaßt durch den Prozeß mit ihrem Herzog."

„Aber den Studenten von Hasle müßt Ihr uns mitgeben, gnädiger Herr," erwiderte der von Blumeck. „Er hat ja noch keine Kutte an und muß doch die Welt noch sehen, ehe er ein Mönch wird."

„Hab' nichts dagegen," gab der Prälat zurück. „Mögen die Herren ihn nur mitnehmen. Aber singen und lautenschlagen darf er nicht; sonst könnten die frommen Freudenstädter einen schlechten Begriff bekommen von einem katholischen Klosterstudenten."

„Darf ich auch mitreiten, Herr Vater?" fragte schüchtern Anna von Blumeck, die neben der Äbtissin von Wittichen ihrem Vater gegenüber saß.

„Eben hat meine Tochter gehört, daß der Student mit von der Partie sein soll, und jetzt will sie gleich auch mit, damit sie wieder einen Retter hat, wenn ihr Pferd durchgeht," sprach scherzhaft lächelnd der Ritter. Annas schönes Gesicht aber färbte sich wie dunkles Morgenrot bei diesen Worten, und in ihren Augen erschien eine Träne der Verlegenheit.

„Aber, Herr Ritter," nahm die Äbtissin das Wort, „warum tut Ihr Euerm Kinde so weh?"

„Es war ja nicht böse gemeint," entgegnete der Alte. „Der Vater darf sich solchen Spaß noch zuerst erlauben. Gib Dich also zufrieden, Anna, und schau den Studenten an, der lächelt stolz in sich hinein und nimmt meine Worte, wie sie gemeint waren."

„Doch, so gern' ich Dich mitnähm' nach Freudenstadt, ich kann's nicht wagen. Dichter Wald bedeckt, wie Du täglich siehst, den ganzen Kniebis, an dem wir hinauf- und über den wir hinausreiten müssen. Wenn die Buschklepper, wie Du vor kurzem selbst erfahren, am hellen Tag im offenen Tale die Leute anfallen, um wieviel gefährlicher ist da der Wald. Ich hatte Sorge genug um Dich drunten bei der Walke und weiß Dich am sichersten hier im Bade bei der Äbtissin und bei den übrigen Frauen."

„Gerne folge ich, Vater, Euerm Wunsch," entgegnete Anna.

„Wenn die Herren in die neue Stadt des Herzogs reiten wollen und mein Student mit soll," sprach noch der Abt, „so muß es bald geschehen; denn ein kaiserlicher Kommissär und Abgesandte des Rats von Villingen als Bevollmächtigte erwarten mich nächsten Montag um die elfte Stunde des Morgens vor den Toren von St. Jörgen und wollen mich im Namen des Kaisers einführen in unser Eigentum. Da soll der Lienhard mit; von dort geht er mit mir nach Villingen, wo ich ihm den Habit und die Tonsur gebe, und dann geht's nach Dillingen zum Studium."

„Gut!" gab der Obervogt von Wolfach zurück, „dann

trinken wir morgen, Mittwoch, den Siegestrunk des gnädigen Herrn von St. Jörgen, und am Donnerstag reiten wir auf den Kniebis. Frische Tannenluft wird gut tun für die heißen Köpfe, die der Klosterwein gemacht."

„Es bleibt dabei, wie der Obervogt gesprochen," riefen im Chorus alle Mannen. —

Jetzt erhob sich der Abt und mit ihm alles, was geistlichen Standes war, um ihm zu folgen hinunter ins Klösterle.

Als Abt Georg die Treppe hinab und an der Bauernstube vorbei kam, traten die Buren heraus und Hans Schmied, der Bur aus dem „Säbe" (Seebach), gratulierte in ihrem Namen zum gewonnenen Prozeß, dessen Ausgang die Bauern von dem reitenden Boten vernommen hatten.

„Ich dank' Euch, Schmied-Hans," sprach der Abt, „und allen Euern Standesgenossen und hab' schon droben bei den Herren gesagt, daß Ihr morgen einen guten Trunk bekommen sollt in Eurer Stube."

„Wir werden ihn auf Eure Gesundheit trinken, gnädiger Herr," riefen die Bauern, „und sagen Euch vergelt's Gott, daß Ihr auch an uns Buren gedacht habt."

„Mit den Herren hab' ich oft Prozeß, aber mit den Bauern nie," erwiderte der Abt. „Mit denen komm' ich allzeit aus, bin eben auch unter den Bauern aufgewachsen und weiß den Stand, von dem alle leben, zu schätzen."

„Behüt Euch Gott, und morgen bringt der Knecht vom Klösterle ein Faß. 's ist kein schlechter, von Hecklingen im Breisgau aus den Klosterreben. Wohl bekomm's Euch allen."

„Der Herr Abt soll leben!" riefen die Bauern dem Prälaten nach, da er hinausschritt auf die Talstraße.

„Es ist ein gar netter Herr, der neue Abt von St. Jörgen," meinte der Valeri, ein alter Bur aus dem Wildschapbach. „Ich kauf' ihm jedes Jahr Holz ab, weil mein eigener Wald nicht langt für ein ganzes Floß; 's ist gut mit ihm handeln, er läßt einem auch noch einen rechten Nutzen."

„Und ich," rief der Harzhändler aus dem Schwarzen-

bruch, Jörg Nef, „ich mache jedes Jahr einige hundert Zentner Harz in den Klosterwaldungen und werde mit dem Preis immer gleich einig, wenn der Abt ins Bad kommt; die Forstmeister unseres Grafen aber, die können nie genug bekommen."

„Ja," rief der vorder Bur im Hirschbach, „und ein Faß Wein haben sie auch noch keines bezahlt, nicht einmal an des Grafen Hochzeit!"

Unter diesen und ähnlichen Reden entfernten sich die meisten Bauern; denn sie blieben in der Regel nur im Bad bis nach Mittag, und dann trabten sie auf ihren Pferden in ihre Gehöfte zurück, oft einen Weg von zwei bis drei Stunden, um am andern Morgen wieder zum Sauerbrunnen zu kommen. —

Als der Abt und sein Gefolge sich entfernt hatten, erhoben sich auch die übrigen Badegäste. Die Männer machten auf Antrag des Forstmeisters von Wolfe eine Jagdpartie in den „Zwieselberg". Sie wollten noch einige Hasen oder einen Rehbock holen, damit es nicht an gutem Imbiß fehle zu des Abts Festwein am andern Mittag.

Die Frauen versprachen Trisenetschnitten[1] zu machen, während die Herren auf der Jagd wären, und sie zur morgigen Tafel zu bringen.

Nur Anna von Blumeck beteiligte sich nicht an der süßen Arbeit. Sie zog sich in ihre Kemenate zurück und an das Fensterlein, von dem sie hinübersah zu den einsamen Waldgründen, durch die das „Teufelsbächle" herabrinnt. Sie war verstimmt. Ihres Vaters Anspielung auf den Studenten von Hasle hatte wie ein Blitz in ihre Seele geschlagen. Und je mehr sie darüber nachdachte, um so mehr kam es ihr vor, als hätte der Vater nicht so unrecht gehabt.

Auf den ersten Blick drunten beim „Turm" hatte der

---

[1] Brotschnitten, mit Zucker und Gewürz bestreut und geröstet, waren ein in früheren Jahrhunderten bis herauf in die Mitte des vorigen unter dem Namen Trisenet sehr beliebtes Konfekt, das in meiner Knabenzeit noch gemacht wurde.

schöne Student ihr einen eigenen Eindruck gemacht, und dieser Eindruck hatte sich vertieft auf dem Wege von Wolfach bis zur Linde. Seitdem aber der flotte Reiter sie gerettet beim Überfall bei der „Walk", sah sie ihn, so oft sie allein war, im Geiste vor sich wie einen herrlichen, gewappneten Ritter, der sie schütze in allen Gefahren.

Sie hatte sich an jenem Tage an seiner Seite so wohl und glücklich gefühlt, daß sie, ohne lange zu überlegen, ihr Herz auf die Zunge kommen ließ und sich meldete zum Ritt nach Freudenstadt, als sie hörte, daß der junge Haslacher mit dabei sei.

Die Anspielung des Vaters oben im Speisesaale war ihr vorgekommen wie eine Bloßlegung ihrer innersten Herzensgedanken vor allen Tischgenossen. Und als der Student sich beim Weggang des Prälaten in ebenso unschuldiger als ehrerbietiger Art auch vom gnädigen Fräulein von Schnellingen verabschiedete, war sie so gleichgültig und kalt gegen ihn gewesen, damit die anderen Menschen nicht glauben sollten, es wäre so, wie ihr Vater gesagt hatte und ihr Herz jetzt in stiller Stunde bestätigte.

Und da sie nun allein war, tat es ihr weh, den vornehmen Bürgerssohn von Hasle so kühl entlassen zu haben, ihn, den Retter beim Überfall bei der Walke, den schönen, hochgewachsenen Junker mit den blauen Augen und den blonden, welligen Haaren.

In diesem Seelenweh schaute sie trüben Sinnes hinüber an den düstern Wald. Da kam ihr ein Gedanke, der Licht brachte in ihre Seelenstimmung. Sie erhob sich, suchte die Frauen auf, welche in der Herrenstube Trisenetschnitten zurichteten, und lud eine Freundin ein, sie zu einem Spaziergang zu begleiten.

Diese Freundin war die Frau des Forstmeisters von Wolfach, Pleyer von Ramstein, dessen Stammsitz ganz in der Nähe der Burg Blumeck lag und der mit seiner Gattin öfters beim Nachbar in Schnellingen verkehrte.

„Wollen wir nicht einen Besuch machen,“ sprach Anna von Blumeck, als die beiden Frauen auf der Straße waren, „in dem kleinen Hause beim Klösterle drunten, wo die Klosterfrauen wohnen während der Badezeit?“

„Gerne, Anna,“ erwiderte die Ramsteinerin, „die Priorin von Amptenhusen, die ja auch unten wohnt, ist meine Base, und der bin ich ohnedies einen Besuch schuldig.“

Bald waren die zwei jungen, eleganten Gestalten drunten beim Klösterle. Als sie an dem dunkeln Klostergebäude, in welchem der Abt und die übrigen geistlichen Herren wohnten, vorüberschritten, ließ Anna ihre Augen flüchtig an den Fenstern hinschweifen, aber sie konnte niemand erblicken. Gern hätte sie was von dem Studenten gesehen.

Enttäuscht hierüber, trat sie in das nebenan stehende Häuschen der Klosterfrauen, die auch nicht in der besten Stimmung waren. Die Äbtissin von Wittichen hatte Nachricht bekommen, daß eine ihrer Nonnen, die wegen Hexerei an das bischöfliche Gericht nach Konstanz gebracht worden war, aus dem dortigen Gefängnis entflohen und verschwunden sei. Der Priorin von Amptenhusen war berichtet worden, Marodeure hätten die Klosterpferde von der Weide weggetrieben.

Beide wollten, nachdem sie den aus dem Bad gekommenen Damen die übliche Höflichkeit erwiesen, dem Abt Meldung tun von den Vorfällen.

„Dürfen wir auch mit und dem Prälaten unseren Besuch machen?“ meinte die Forstmeisterin. „Ich war noch nie im Innern des Klosters.“

„Gewiß,“ antwortete die Priorin. „Der Abt wohnt, wie seine Gäste, außerhalb der Klausur, und da haben auch wir Frauen freien Zutritt.“

Frage und Antwort ertönten gar lieblich im Herzen der Anna von Blumeck, und freudig rief sie: „Da gehe ich gerne mit. Ich möchte den Abt noch zudem um ein Buch bitten zum Lesen für die Regentage im Bad droben.“

Sie gingen hinüber. Freundlich empfing sie der Prälat in seinem Arbeitszimmer und zeigte sich erfreut, daß auch die beiden weltlichen Damen ihm einen Besuch zugedacht. Sie kämen gewiß, meinte er, in einer besonderen Angelegenheit, denn es sei nicht Übung, daß die lustigen Badegäste herabkämen ins einsame, dunkle Klösterle.

„Das wollt' ich eben einmal innen sehen, Euer Klösterle, gnädiger Herr," sprach die Forstmeisterin. „Von außen sehe ich es schon viele Jahre. Aber alle Eure Vorgänger machten, wenn sie zur Badekur hier wohnten, so griesgrämige Gesichter, wenn sie Frauen in der Nähe ihres Hauses oder droben im Brunnen sahen, daß mir nie die Lust kam, einzutreten. Und als Ihr, Herr Abt, noch Prior hier waret, wohntet Ihr in der Klausur, und da durfte ja kein weiblicher Besuch eintreten."

„Und ich," also begann Anna von Blumeck, „wollte den gnädigen Herrn gar schön gebeten haben um ein Buch."

„Ein Buch, schönes Fräulein, wollt Ihr?" fragte satyrisch lächelnd der Abt. „Ich komme doch schon manch Jahr in den Sauerbrunnen als Prior und Abt, aber lesen sah ich junge Fräulein gar nie, und dann hab' ich keine Bücher für solche Damen, weder die Geschichte von der ‚schönen Melusine', noch den ‚Till Eulenspiegel', noch den ‚hürnenen Siegfried'."

„Solche will ich auch nicht, Hochwürden!" entgegnete Anna energisch. „Ich hab' im Kloster Latein gelernt und lese auch lateinische Bücher, falls Ihr keine passenden deutschen habt."

Jetzt lüpfte der Abt leicht sein Tonsurkäppchen und sprach: „Allen Respekt, Fräulein, daß Ihr lateinische Bücher lesen könnt! Das können ja kaum unsere Klosterfrauen recht. Die beten ihr Brevier, ohne viel vom Inhalt zu verstehen."

„Ihr seid ja der reinste Student, Fräulein," meinte etwas neidisch die Äbtissin von Wittichen.

„Laßt mich das Wort ‚Student' nicht hören," fiel die

Frau von Ramstein der Nonne in die Rede. „Meine Freundin hat sich heute schon beleidigt gefühlt, da ihr Vater von einem ‚Studenten‘ sprach.“

„Aber Frau von Ramstein, wie Ihr boshaft sein könnt!“ rief ihr Anna von Blumeck errötend zu.

„Und doch muß ich,“ sprach jetzt der Abt, „das Wort Student nennen, wenn Ihr ein Buch wollt. In unserer Bibliothek, die im ersten Stockwerk liegt, sitzt der Student von Hasle und ordnet die Bücher, die seit Jahren ungeordnet in den Schränken liegen. Zu ihm müssen wir demnach, wenn das Fräulein etwas zum Lesen wünscht.“

„Gerne folgen wir dahin,“ entgegnete Frau Pleyer schelmisch, „denn Anna und ich sehen nichts lieber als viele Bücher beisammen, vom Bibliothekar gar nicht zu reden.“

Die ganze Gesellschaft, der Abt voraus, schritt den Gang hinunter zur Bibliothek, wo der Student, unter Büchern vergraben, nicht wenig staunte, als er, aufschauend, seinen Herrn mit vier Frauen in die Bücherei eintreten sah.

Bescheiden erhob er sich, machte seine Komplimente und schaute den Abt fragend an.

„Lienhard,“ sprach dieser, „Du sollst dem Fräulein von Blumeck, Deiner Nachbarin im Kinzigtal drunten, ein Buch zum Lesen geben. Aber ein rechtes. Das Fräulein versteht Latein, vielleicht besser als Du.“

„O nein, Herr Prälat!“ rief jetzt Anna, „der Junker, der so schön lautenschlagen, so vortrefflich reiten kann und ein so mutiger Mann ist, kann gewiß auch gut Latein und es besser, denn ich.“

„Ich dank' Euch, gnädiges Fräulein, für die gute Meinung von mir, aber reiten und die Laute spielen kann ich weit besser als lateinisch lesen und schreiben. Ich habe ohnedies meine Klassen zu rasch absolviert, um gründlich etwas gelernt zu haben.“

„Nun, wir wollen das Fräulein prüfen auf ihr Latein und ihre Bildung,“ meinte jetzt der Abt. „Gib ihr dort jenen

kleinen Pergamentband. Er enthält des Boëthius ‚Trost der Philosophie‘. Wenn sie das versteht und liest, so verdient sie allen Respekt, denn dieses Buch hat sicher noch keine Frau gelesen von all denen, die in den Sauerbrunnen kommen. Und dort ist auch noch ein deutsches Buch, ‚das Narrenschiff‘ von Sebastian Brant, aus dem das Fräulein den Damen im Bad vorlesen kann.“

Der Student holte die Bücher und gab sie Anna, die gar freundlich ihn anschaute und dankte, um gutzumachen, was sie am Mittag gefehlt. Der naive, kindliche Lienhard merkte den Unterschied gar nicht, denn er fühlte dem Fräulein gegenüber noch nicht viel mehr, als die Freude des Wirtssohns von Hasle, mit der Ritterstochter von Schnellingen verkehren zu dürfen.

Die Frauen alle befriedigten ihre Neugierde noch in der Bibliothek, indem sie an den Schränken hin und her liefen und buchstabierten, was auf den Schilden der alten Kodices geschrieben stand, wobei Anna den Bibliothekar öfters um Auskunft bat.

Anna fügte beim Scheiden aus der Bibliothek ihrem Händedruck noch die Worte hinzu: „Aber morgen, Junker, wenn die Herren den Abtswein trinken, müßt Ihr wieder die Laute schlagen und dazu singen.“

„Gern, Fräulein, wenn es der Gesellschaft und dem hochwürdigen Herrn, meinem Abt, genehm ist.“ —

Eben wollten die Frauen das Klösterle wieder verlassen, als ein Bote daherkam, der zum Prior von Reichenbach verlangte. Er war zu Fuß über den Kniebis aus dem Murgtal heraufgekommen und brachte mündliche Botschaft, daß württembergische Soldaten das Kloster gebrandschatzt hätten und von Freudenstadt herab bis Reichenbach alles von Truppen wimmle, die der Herzog von Württemberg angeworben habe und den Schweden zuschicke.

„Dann kann die Frau Forstmeisterin gleich den Herren im Bade droben vermelden, daß nichts wird aus dem Ritt

nach Freudenstadt" — sprach auf diese Botschaft hin der Abt. „Den württembergischen Kriegsknechten gäb' das eine gute Beute, wenn fürstenbergische Beamte und Dienstmannen ihnen in die Hände ritten. Die Grafen von Fürstenberg stehen alle in den kaiserlichen Heeren, und schon ihnen zulieb würden jene ihre Leute gerne aufheben."

„Mein Mann darf unter diesen Umständen nicht mit," meinte die Frau von Ramstein, „denn der Herr Prälat hat ganz recht."

„Und ich," sprach Anna, „will meinen Vater bitten, daß wir bald abreisen, denn wer weiß, ob nicht das Kriegsvolk am Ende auch hierher kommt."

„Habt keine Angst, Fräulein," tröstete der Prior von Reichenbach, der indes dazu gekommen war. „Das Volk ist nur auf dem Durchmarsch im obern Murgtal. Über den Kniebis kommen sie noch nicht, solange sie an der Heerstraße genug plündern können."

„Ich bin aber doch nicht ruhig da oben, so nahe bei den schwedisch gesinnten Württembergern," gab Anna zurück. „Und wenn der Herr Prälat von St. Georgen fortgeht, reisen wir auch wieder heim."

„Aber diesmal ohne unsern Studenten, Euren tapfern Kavalier," meinte der Abt. „Doch es gehen ja sicher noch manch herzhafte Herren talabwärts, so daß Ihr, gnädiges Fräulein, wohl begleitet seid."

„Ja, muß denn der Junker Lienhard nicht seines Vaters Pferd heimbringen, ehe er mit Euch ins Kloster geht?" fragte etwas schüchtern Anna.

„Das kann man jedem Fuhrmann von Villingen aus mitgeben," erwiderte der Abt. „Ich ließe aber gerne Ihren Retter mit Ihnen talabwärts reiten, Fräulein. Doch ich muß ihn bei mir haben, um in St. Jörgen bei der Klosterübergabe mit einigem Gefolge auftreten zu können."

„Aber Ihr nehmt doch gewöhnlich den Weg über den Turm und das Gutacher Tal hinauf und könntet ja so einen

großen Teil des Weges mit uns reiten!" meinte unvorsichtig die junge, schöne Blumeckerin.

„Fräulein, Fräulein," erwiderte der Abt und machte lächelnd einen Finger. „Jetzt glaub' ich bald, Ihr wollt um jeden Preis nochmals mit unserm Studenten reiten. Ihr habt mir zuviel Einwendungen gegen meinen Weg über Wittichen. Gut, daß der Student das nicht gehört hat, sonst könnte es meinem Novizen noch den Kopf verdrehen. Ich muß aber über Wittichen, hab' dort im Kloster zu tun und will den nächsten Weg nehmen, um rechtzeitig vor den Toren von St. Jörgen zu sein."

Anna war ganz bestürzt. Sie fühlte jetzt erst, daß sie zuviel mit dem Herzen gefragt hatte, und die übrigen Frauen lachten sie brav aus über des Abts Bemerkung.

Das Weinen stand ihr näher als das Lachen. Sie nahm etwas pikiert die Frau Forstmeisterin am Arm und sprach: „Kommt, Frau von Ramstein, wir wollen fort. Der Herr Abt legt mir die unschuldigsten Fragen schlimm aus, und Ihr andern lacht dazu."

Mit diesen Worten verneigte sie sich zum Abschied und verließ den Ort, dessen Boden unter ihren Füßen zu glühen drohte. —

Der folgende Tag war ein heiterer im Sauerbrunnen, wohl der heiterste für viele Jahre. Denn bald sollte die Kriegsfurie achtzehn Jahre ringsum toben, und in Rippoldsau kamen während dieser Zeit meist nur Menschen zusammen, die den größten Gefahren entflohen waren und nur vom Elend und von der Not, die sie in der Heimat erduldet, zu erzählen wußten.

An jenem Tage des Abtsweines brachten die Herren vom Laienstand ihre Jagdbeute in allen Formen damaliger Kochkunst auf die Tafel, die Frauen und Jungfrauen ihre Trisenetschnitten, der Prälat seinen besten Hecklinger, der Student aber seine Laute. Und diese Laute und ihres Spielers Lieder ergriffen die Frauen des Sauerbrunnens ebenso mäch-

tig als der Heckinger die geistlichen und weltlichen Herren, und manch eine seufzte in ihrem Innern: „'s ist schad um den schönen, herrlichen Lautenspieler, daß er ein Mönch wird."

Drunten aber in der Bauernstube sangen bärtige Bauern das Lob des Abtes und tranken seine Gesundheit. Unter ihnen saß der Klausenbur aus dem Hagsbach im untern Kinzigtal, ein ständiger Gast im Rappen z' Hasle. Der kannte des Sohnes Spiel, und als der Knecht des Badewirts, der den Bauern die zinnernen Humpen füllte, erzählte, droben singe und spiele ein Student von Hasle so wunderschön, da rief der Klausenbur: „Des isch bigott 's Rappenwirts Lienhard. Der het uns Bure schon oft g'spielt in seines Vaters Wirtsstub. Der spielt auch uns, wenn wir's verlangen."

Sprach's, und Beifall riefen die weinseligen Buren und meinten, kann der Student heute den Herren was aufspielen, so muß er's auch bei den Buren können. Und sie schickten den Knecht hinauf mit der Meldung: „Einen schönen Gruß vom Klausenbur aus dem Hagsbach, und des Rappenwirts Student soll drunten den Bauern auch was spielen."

Der Prälat lächelte und sprach: „Lienhard, Deine Landsleute, die Stammgäste Deines Vaters, haben recht, wenn sie verlangen, daß Du ihnen auch ein Vergnügen machst. Also erfülle ihren Wunsch. Du bist ja unter den Bauern groß geworden in Deines Vaters Weinstube, wirst also wohl wissen, was sie gerne hören."

„Ihr macht unsere fürstenbergischen Bauern ganz verwöhnt, Herr Abt," meinte der Obervogt von Hasle; „Wein im Überfluß und noch Gesang und Musik dazu ist zu viel für Untertanen."

„Sprecht nicht so, Herr Obervogt," gab der Abt ernst zurück. „Den Bauern gehört auch eine Freude. Sie tragen ohnedies mehr Mühe und Arbeit, als wir Herrenleute, und in den drohenden Kriegsnöten werden sie wieder am meisten zu leiden haben. Wir Herren können fliehen, wenn's not

tut, um in festen Städten Sicherheit zu suchen; der Bauer aber muß bei seiner Hütte bleiben oder kann höchstens im nächsten Wald sich verbergen, um das nackte Leben zu retten."

„So ist's, Herr Obervogt," sprach der von Blumeck, „und Eure Bauern im untern Kinzigtal können noch erzählen von der großen Plünderung, welche 1610 die Helmstättischen Dragoner verübten."

„'s war ja nicht so böse gemeint," antwortete beschwichtigend der Oberamtmann. „Meine Bauern wissen längst, daß ich ihnen was gönne."

Der Sänger hatte sich indes mit seiner Laute schon auf den Weg gemacht und Anna von Blumeck einige der Damen bewogen, dem Studenten zu folgen und unter der Türe der Bauernstube dem Treiben zuzusehen und dem Spieler zu lauschen.

Der war freudig begrüßt worden. Die Bauern hatten sich erhoben und respektvoll ihre Hüte gelüpft, als die große, vornehme Gestalt des Studenten erschien.

„So, Student," rief der Klausenbur, „das isch schön von Euch, daß Ihr die Bure nit verachtet. Ich bin scho in Rappe komme, wo Ihr noch in den Windeln g'legen seid. Ihr habt mir später oft meine Gäule usg'spannt und uns Bure in der Stube eins ufg'spielt. Daß Ihr aber als großer Student noch heut zu uns kommt, freut uns alle doppelt und dreifach."

Lienhard schüttelte allen Buren die Hände, hinzufügend, er komme gerne zu ihnen, und es sei ihm eigentlich auch wohler bei den Buren als bei den Herren, die seien ihm noch fremd, die Buren und ihr Wesen aber wohlbekannt.

„Aber jetzt wird eins gesungen und die Laute dazu geschlagen," rief der Klausenbur und schnalzte mit der Zunge und stampfte mit seinem schweren Bundschuh auf den Boden.

Der Student sang einige kräftige Bauern- und Volkslieder, und die Bauern sangen mit ihm. Wir wollen eines derselben hierhersetzen:

Mein Vater ist kein Edelmann,
Das sieht man sein' Gebärden an,
Vertraulich, brav und wacker.
Sein Gutschen ist sein Ackerpflug,
Die Rößlein haben Arbeit g'nug
Den ganzen Tag im Acker.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,
Hab' ich doch meines Vaters Nam
Und hab' auch seine Tugend;
Und setz' mein Leben nach dem Ziel,
Was ich im Alter treiben will,
Beweis' ich in der Jugend.

Die gold'ne Kett' und Silberg'schmeid
Seynd von den Bauern fern und weit,
Es tragen's die vom Adel.
Kein Bauer mit eim Kleinod prangt,
Sein Kleinod an dem Strohhalm hangt,
Das ziert sein Hof und Stadel.

Den ganzen Tag wohl durch und durch,
Wenn ich im Acker mach' ein' Furch',
Geht alles wohl von Handen;
Die Lerchenvögel mancherlei,
Sie singen schöne Melodei,
Seynd meine Musikanten.

Die Schwalben tröst'n mich immerzu,
Zu Mitternacht, zu Morgensfruh,
In meinem Haus sie nisten;
Sie singen, kosten doch nit viel,
Ich liebe dieses Federspiel
Vor sieben Lautenisten.

Zu Morgens, wenn der Tag angeht,
Die blumenfarb'ge Morgenröt
Verguldt die Spitz der Eichen;
Den Tag hat schon gekündet an
Der Gockelhahn, der Henne Mann,
Auf! auf! gibt er ein Zeichen.

Der Bauer hat 'ne b'sondre Lust,
Ob es ihm gleich viel Arbeit kost',
Kann er sich dannoch laben.
Den Bauern wird voran gegunnt
Auf grüner Heid ein Ort gesund,
Gleichwie sie's wollen haben.

Ihr Bürger, bleibt ihr in der Stadt,
Bedeckt mit euern Häusern satt,
Verschlossen hoch mit Mauern.
Wir wohnen gern im freien Ried,
Da wird gleichwohl ein frisch Gemüt
Vergönnt uns armen Bauern.

Nur eines ist, Gott sey's geklagt,
So da uns arme Tropfen plagt:
Die Pfleger und Verwalter.
Die zwacken und die schinden gleich,
Wollt' lieber, sie wär'n im Himmelreich
Und beten g'wiß ein Psalter.

Am Ende jedes Liedes wollte jeder Bauer um die Wette dem Hauptsänger und dem Lautenspieler seinen Humpen bieten zum Trunk, und der Student durfte sich der liebenswürdigen Zudringlichkeit der Bauern nicht erwehren.

Die Frauen schauten vom Hausgang aus und unter der Türe dem lustigen Treiben zu. Da trat der weinseligste unter den Buren, der Bläsi aus dem „hintern Ranken", auf die „Wibervölker" zu und forderte sie auf zum Tanzen.

Als sie ihm das lachend abschlugen, nahte er sich der Jüngsten von ihnen, es war Anna von Blumeck — und sprach: „Gelt, mit dem Student tätet Ihr gewiß tanzen, aber so ein Bur ist Euch z'wenig. Der Student gäb' aber auch ein schöner Hochzitter für Euch ab, Jungfer."

Daß der Student von Hasle, den der gar weit von da in einem der entlegensten Tälchen wohnende Bläsibur heut zum erstenmal sah, ein Mönch werden wollte, davon hatte

er so wenig eine Ahnung, als von der Verlegenheit, in welche seine Rede das Edelfräulein brachte.

Anna entfernte sich rasch von der Türe und sprach leise zu den andern Frauen: „Aber diese Bauern sind doch abscheulich freche Menschen.“ Im Innern aber tat es ihr unendlich gut, daß der Bur in seinem Weindusel sie mit dem „Junker“ in Verbindung gebracht hatte.

Die Frauen verschwanden jetzt, die Zudringlichkeit der weinseligen Bauern fürchtend. Lienhard würde schwer losgekommen sein, wenn nicht der Abt ihn hätte rufen lassen zum Heimgang ins Klösterle. Durch eine Hintertüre ging Abt Georg selbst heute aus dem Sauerbrunnen, weil er den wilden Huldigungen der Bauern aus dem Wege gehen wollte. —

Zum Essen kamen die Klosterleute von jetzt an nicht mehr herauf. Als der Abt am andern Morgen ins Bad kam, meldete er seine Abreise schon für den folgenden Tag.

Er hatte Bericht bekommen aus Thennenbronn, wo die katholischen Bauern den Zehnten nicht mehr bezahlten und lieber zum protestantischen Prädikanten in die Predigt gingen als zu dem Kloster-Pater, der als ihr Pfarrer fungierte. Abt Georg wollte die Sache selbst schlichten und am Sonntag in Thennenbronn predigen. Er hatte aber noch vorher, wie wir wissen, im Kloster Wittichen zu tun, und drum reiste er zwei Tage früher ab, als er vorhatte.

Er verabschiedete sich daher heute nach dem Bade von allen Herren.

„Gott weiß, ob wir uns das nächste Jahr wieder im Sauerbrunnen sehen,“ sprach der Schultheiß von Offenburg.

„Ja, ja,“ hieß es von allen Seiten, „das Kriegsgetümmel kommt immer näher, und der Friede wird auch aus diesen Bergen weichen.“

„Wir müssen es eben nehmen, wie's kommt,“ meinte der Abt, „Krieg oder Friede. Wir alle stehen in Gottes Hand. Sein Wille geschehe!“

„Wenn's aber Frieden bleibt bei uns und der Krieg uns

verschont," nahm der von Blumeck das Wort, „so sehen wir uns im nächsten Jahre wieder. Ich will übermorgen auch wegreiten. Mein Schwager, Jörg von Rosenberg, kommt von der Heidburg herab zur Hühnerjagd auf meine Güter, da muß ich auch etwas früher heim."

„Und wir reiten auch gleich mit hinab ins Tal," sprachen der Obervogt von Hasle und der Schultheiß Hans Engler.

„Dann schick' ich Euch heute noch den Studenten herauf, Herr Schultheiß," fiel jetzt der Abt ein, „damit er Euch seine Grüße mitgebe an Vater und Mutter, die ihn sicher noch einmal erwarteten. Allein ein zukünftiger Ordensmann muß sich bei Zeiten an das Wort des Heilandes erinnern: ‚Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.' Wenn er gleich mit mir geht, erschwert es ihm das Herz weniger, als wenn er auf Jahre Abschied nehmen muß. Er sieht das wohl ein."

Nach diesen Worten und einem herzlichen „Behüt uns Gott" an alle Herren im Bade ging Abt Georg dem Klösterle zu.

Sie riefen ihm nach, doch ja den wackern Studenten noch zu schicken, damit sie alle auch von ihm Abschied nähmen.

Am Nachmittag machte dieser seinen letzten Gang ins Bad. Er traf die Herren beim Spiel in der Trinkstube. Sie luden ihn ein mitzutun, wenigstens beim Trinken. Aber er entschuldigte sich. Noch sei manches zu ordnen für den Abt und für die morgige Abreise, und er habe Ordre, bald wieder hinabzukommen ins Klösterle.

„Aber noch einen Abschiedstrunk von meinem Schloßberger müßt Ihr tun, Herr Student," rief Hans von Blumeck und ließ eine zinnerne Kanne füllen für den Ankömmling.

Der Student trank allen Herren, vorab dem Ritter „Bescheid" zu, und alle wünschten ihm Glück für seinen Klosterweg, da er nun doch keinen anderen einschlagen wolle, obwohl er das Zeug auch zu einem tüchtigen Weltmann hätte. Lienhard dankte, empfahl sich und wollte von dannen gehen.

„Vergeßt nicht, Student," rief ihm schnell noch der Herr

von Blumeck nach, „meiner Tochter ‚Behüt Gott‘ zu sagen. Sie sitzt droben in ihrer Kemenate und würde es mir übelnehmen, wenn ich Euch so gehen ließe. Sie will Euch, ihren Lebensretter, auch noch einmal sehen."

„Mein Kammerknecht, der Bertschi, der uns da die Humpen und Kannen füllt, zeigt Euch die Stube meiner Tochter und führt Euch bei ihr ein."

Gerne folgte Lienhard dem Wunsch und dem Bertschi. Anna saß am geöffneten Fenster und las, als der Kammerknecht mit dem Studenten eintrat und ihr des Vaters Auftrag meldete.

Ein leichtes Rot flog über ihre Wangen. Sie legte rasch ihr Buch beiseite und trat dem Junker entgegen, der, sein Federbarett in der Hand, ehrerbietig sich verneigte und sprach: „Euer Herr Vater, gnädiges Fräulein, wünscht, daß ich auch von Euch Abschied nehme. Der Abt und ich reiten morgen in aller Frühe weg."

„Ich danke Euch von Herzen, Junker," versetzte Anna, ihm die Hand reichend, „daß Ihr noch zu mir kommt vor Eurer Abreise ins Kloster. Ich bin Euch, wie Ihr wißt, ohnehin großen Dank schuldig, und den wiederhole ich zum Abschied und danke auch noch vielmals für den schönen Gesang und das schöne Spiel, mit dem Ihr mein Herz hier erfreut habt. Ich werde diese Badereise nicht vergessen."

„Ihr tut mir zu viel Ehre und Dank an, gnädiges Fräulein," erwiderte der Student. „Es ist mir Ehre genug, Euch einen kleinen Dienst geleistet zu haben. Ich wünsche nur eine glückliche Heimkehr. Und wenn ich wieder einmal ins Tal komme, werde ich mir erlauben, Eurer Einladung zu folgen, und auf Schloß Blumeck vorsprechen."

„Lebt wohl, Junker!" entgegnete Anna und gab ihm nochmals die leise zitternde Rechte. „Möge Gott mit uns sein, bis wir uns wiedersehen." Dann wandte sie sich rasch ab und ging dem Fenster zu. Lienhard schied unter vornehmer Verbeugung, konnte es sich aber nicht erklären, warum das Fräulein sich so schnell entfernt hatte. —

Anna hatte sich wieder ans offene Fenster gesetzt und schaute dem jungen Manne nach, wie er bald nach seinem Weggang rüstigen Schrittes das Tal hinabging. Als er ihren Blicken an der Waldecke beim „Grafenbach“ entschwunden war, hüllte sie ihr schönes Gesicht in das weiße Taschentuch und fing an zu weinen.

An ihren Tränen aber war jene Macht schuld, von der Shakespeare sagt:

> Amor, Gott des Unheils, sonder Zweifel,
> Und doch nannte niemand noch dich Teufel!

Unser Student aber trabte am andern Morgen in aller Frühe hinter seinem Abt her den Saumweg am „Roßberg“ hinauf, Kaltbrunn und Wittichen zu, nicht ahnend, daß er „Unheil“ gestiftet im Sauerbrunnen.

6.

Es ist das Jahr 1632 und Frühjahr. Die Sonne hat auf der winterlichen Hochebene von Villingen den Schnee noch nicht völlig weggeleckt, und in der hintern Gasse, in welcher das Kloster der Benediktiner liegt, ist kaltes Nordlicht. In seiner geheizten Stube geht Abt Georg, der samt seinen Mönchen schon im Januar obigen Jahres von den Württembergern wieder von St. Georgen vertrieben worden war, ernst auf und ab; denn die Zeiten sind böse. Der Rat der Stadt hat Nachricht erhalten, die Schweden seien in Oberschwaben eingebrochen und näherten sich dem Bodensee. Ein Bürger von der Wache „am obern Tor“, unweit des Klosters, hat diese Mär dem Abt hinterbracht, da er diesen Morgen aus der Kirche ging. Sie hat die ernsten Gedanken heraufbeschworen.

Da tönen rasche Schritte den Klostergang herauf, der zu des Abts Wohnung führt. Er horcht auf. Es klopft an, und herein treten die drei Kloster-Novizen, welche seit zwei

Jahren in Dillingen studiert haben, unter ihnen Lienhard Rupp von Hasle. Eben sind sie zu Fuß in Villingen eingetroffen auf der Flucht vor den Schweden.

Lienhard erzählt dem erstaunten Prälaten, daß in Dillingen alles geflohen sei, die „Jesuitter" und ihre Schüler. Die drei Villinger hätten sich über Wieblingen und Weingarten[1], wo alles zur Flucht sich rüste, heraufgemacht an den Bodensee und wären nach mühsamer Wanderung soeben angekommen. Bei Laupheim schon wären sie von Soldaten geplündert worden und brächten nichts mehr mit, als was sie auf dem Leibe trügen.

Unter seinem verstäubten und von den Reisestrapazen hart mitgenommenen Habit zieht der Redner noch das Zeugnis heraus, welches der Rektor in Dillingen ihnen in der Eile mitgegeben, worin dieser, die Auflösung der Schule bestätigend, der drei Novizen Fleiß, Sitten und Leistung belobigt, vorab dem Lienhard Rupp „weit mehr als gemeines Talent" zuschreibt.

Die zwei andern Novizen, Hans Dufner und Berthold Auer, berichteten noch, wie der Lienhard durch seinen Mut und seine Klugheit allein bewirkt habe, daß sie glücklich heimgekommen und nicht unter die Soldaten gesteckt worden seien.

Der Abt hieß die Flüchtlinge willkommen, lobte ihr Verhalten bei den Studien und den Lienhard besonders wegen seiner auf der Flucht bewiesenen Umsicht und sprach dann: „Es wird mir und den Patres bald auch nichts anderes übrigbleiben, als uns zur Flucht zu rüsten, die Wertsachen des Klosters nach der Schweiz zu schaffen und uns selbst nach dem Schwarzwalde oder nach dem Elsaß hin aufzumachen. Die Schweden werden bald auch in unsere Nähe kommen. Wir haben eigentlich schon Schweden genug ringsum, denn die Beamten und Soldaten des Herzogs von Württemberg machen gemeinsame Sache mit dem Schwed und können es

[1] Beide Orte waren Benediktinerklöster in Oberschwaben.

nicht erwarten, bis der auch zu uns kommt. Dem Pater Maurus, der dieser Tage vom Kinzigtal heraufritt von Ruffach und vom Elsaß her, haben herzogliche Reiter bei Hornberg bereits das Pferd und alles genommen."

„Und mit Euch Novizen," fuhr der Abt zu reden fort, „weiß ich jetzt auch nichts mehr anzufangen. Wir alle sind keinen Tag mehr sicher. Vom Studium kann in solchen Kriegsläuften keine Rede mehr sein. Die ganze Klosterfamilie wird zerfallen. Kommt's gar zu einer Belagerung der Stadt, so wird man Mönche, die nur beten können, als eine Last ansehen. Alles läuft jetzt den Soldaten zu. Gestern ist unser Stallbub, der Gregor, auch fort als Musketier mit den Kaiserlichen."

„Ich kann Euch nicht mehr im Kloster halten. Wenn nicht in den nächsten Tagen bessere Kundschaften kommen, so muß ich Euch in Gottes Namen entlassen in Eure Heimat, bis wieder andere Zeiten im Lande sind."

„Im Kloster bleiben dann nur der alte Schwabenhans mit dem Knecht Christoph und ein Pater für die Seelsorge und zwei Brüder. Den jungen Knecht Jörg nehme ich mit als Begleiter, wenn ich fort muß. Pferde und Kühe muß ich da lassen, die Bürgerschaft läßt so was nicht aus den Toren, außer zur Weide."

„Gnädiger Herr," ergriff jetzt das Wort Hans Dufner, der frömmste der Novizen, „ich möchte nur bitten, daß wir drei, ehe der Konvent sich zerstreut, unsere feierlichen Gelübde ablegen dürfen, denn Mönche wollen wir bleiben, ob im Kloster oder außerhalb desselben."

„Ja," fielen die beiden andern ein, „das wollen wir, als Mönche leben und sterben, und darum bitten wir um Abnahme der Profeß, ehe wir scheiden müssen." „Und ich," fuhr Lienhard allein zu reden fort, „ich möcht' bitten, gnädiger Herr, daß Ihr mich im Kloster behaltet, wenn alles fortgeht. Es muß doch jemand beim Schwabenhans und beim Christoph sein; sie werden allein nicht Meister. Der Gregor ist, wie

der gnädige Herr eben erzählt, fort und die Laienbrüder sind alt und gebrechlich. Ich will als Laienbruder im Hause bleiben und zu des Klosters Sach' sehen, so gut ich kann. Mein Vater und mein Bruder brauchen mich nicht in Hasle, und hier tät ich not und hierher gehör' ich als des Klosters eigen durch freie Tat."

„Ihr seid brave Novizen," nahm jetzt der Abt das Wort. „Hättet Ihr keinen Klostergeist, so würdet Ihr die Gelegenheit benützen, in die Welt zu kommen, und diese Gelegenheit ist heutzutage günstig. Ich nehme Euch morgen die Profeß ab, so's Euch Friede und Freude macht, und geb' Euch die niederen Weihen. Ist wieder Ruh' im Land und Eure Theologie wieder aufgefrischt und vollendet, dann mag der Weihbischof in Konstanz Euch die höheren Weihen geben."

„Und Dir, Lienhard, dank' ich besonders für Dein hochherzig Anerbieten. Ich nehme es gerne an, weil ich weiß, wie Du besorgt sein wirst für alles. Der alte Hans verliert ohnedies den Kopf anfangs, und für so schwierige Zeiten, wie die jetzige, taugt er nimmermehr. Werd' ihm's zu wissen tun, daß Ökonomie und Stall unter Deiner Obhut stehen, wenn wir fort müssen. Aber schreib' den Eltern einen Brief. Morgen will ich schauen, daß ich Botschaft ins Elsaß bringe; der Bote kann den Brief bestellen, worin Du Deinen Entschluß daheim anmeldest."

„Und nun ruht Euch alle aus von der Reise und laßt Euch neue Habite geben. Heut' abend will ich Euch dann kurz vorbereiten auf die Profeß."

So geschah's und ward geredet am 17. April 1632 in des Abts Klause zu Villingen. Am andern Morgen knieten vor ihm am Altare des Ordenspatrons die drei Novizen und schwuren in seine Hand die feierlichen Gelübde zur Regel des hl. Benedikt, worauf der Abt mit Inful und Stab ihnen die niederen Weihen verlieh. Lienhard Rupp von Hasle erhielt den Namen eines Fraters Leo, mit dem wir abwechselnd ihn fortan auch nennen wollen.

Indes ward zur Flucht gerüstet. Die Kleinodien und kirchlichen Geräte und die Urkunden sollten zwei vertraute Bauern aus dem Bregtal, Pächter von Klosterhöfen, als Viehhändler gekleidet über den benachbarten Randen in die Schweiz flüchten. Der Abt wollte ins Elsaß. Es sollte nur abgewartet werden, ob die Schweden über den Bodensee vorrückten.

Am 20. April war Nachricht gekommen, Überlingen sei bereits bedroht und das Kloster Salem geplündert. Da plötzlich wendet der Feind sich wieder zurück nach Oberschwaben und Bayern und haust fürchterlich in der Gegend von Memmingen.

Aus des Abts Heimat Ingoldingen kommt die Nachricht, daß die Kaiserlichen alles geplündert hätten und die Einwohner in die Wälder geflüchtet seien. Unweit von ihnen rauben die Schweden die Klöster Roth und Ochsenhausen aus.

Villingen ist vor Belagerung für den Augenblick sicher, aber die Bauern in der benachbarten Baar werden von den Kaiserlichen unter Montecuculi geschunden, wie von Feinden. Die Klosterleute bleiben einstweilen.

Im Juli nähern sich die Schweden wieder dem See und ziehen auch die Donau herauf. Schon am 7. Juli sind schwedische Reiter in Tuttlingen, am 12. in Geisingen, vier Stunden unterhalb Villingen. Jetzt geht's ans Fliehen. Die Wertsachen wandern der Schweiz zu, und auch der Abt und die Patres verlassen die Stadt. —

Zwischen rauhen Bergwänden schleicht durch enges Tal die Breg, eine der Stammütter der Donau. Einsam steht an ihrem Ufer heute noch das Wirtshaus „zum Fischer". Hier übernachten die Mönche schon am 13. Juli und finden da viele bewaffnete Bauern.

Am folgenden Morgen geht's durchs „Eisenbächle", die Patres nach dem Kloster Friedenweiler[1], der Abt über den

[1] Unweit Neustadt auf dem Schwarzwald.

„Thurner" nach St. Peter und weiterhin Freiburg zu, wo er am Abend eintrifft und im „Schnecken" absteigt. Des kaiserlichen Obristen Rudolf von Ossa Stallmeister, ein Kroate, ist sein Mitgast in der Herberge.

Die Stadt füllt sich mit Flüchtlingen vom Schwarzwald her, meist Mönche und Nonnen, aber auch eine verwitwete Gräfin von Fürstenberg ist hier auf der Flucht ins Elsaß. Mit ihr, die einen Zug Reiter zur Deckung bekommt, gelangt der Villinger Abt über den Rhein und nach seinem Zufluchtsort, dem Priorat St. Marx bei Ruffach in den Vogesen. —

Kaum sind die Klosterleute fort aus Villingen, so erscheinen Schweden und Württemberger unter dem Kommando des in württembergischem Dienste stehenden Obristen Röllinger, eines Ulmers, vor den Stadtmauern und fordern zur Übergabe auf. Mannesmutig wird dem Feinde abgesagt, und alle Bürger werden unter die Waffen gerufen; selbst die Geistlichen der Stadt stellen sich mit der Wehr zur Verfügung.

An die Klosterpforte pocht spät am Abend eine Rotte Bürger, und als der Bruder Leo öffnet, schreien sie: „Vorwärts, mit auf die Mauern! Der Abt und die Herren Patres sind geflohen und lassen uns die Schweden und Schwaben auf dem Hals. Und doch kommt der Feind nur, weil das Kloster in ewigem Prozesse liegt mit dem Herzog von Württemberg. Wir hätten gute Lust, hier einzukehren und das Nest, aus dem die Vögel ausgeflogen, zu plündern."

„Die armen Franziskaner am Riedtor drunten, die sind alle geblieben, die Herren Benediktiner aber haben uns schön sitzen lassen. Drei Brüder der Franziskaner sind diesen Morgen aufs Rathaus gekommen mit Musketen, mit Kraut und Lot und haben sich gestellt zum Kampf. Von Euch hat man nichts gesehen und nichts gehört."

„Männer," antwortete unser Lienhard, „mein Abt und die Patres sind fort, weil sie glaubten, eine Last zu sein in einer Stadt, die ohne Belagerung sich dem Feinde nie öffnen

wird. Der Prälat hat mir aber aufgetragen, zu helfen, wo ich helfen könne. Wollt Ihr Frucht vom Kloster oder Wein, es soll Euch werden, auch Pferde könnt Ihr haben und mich selber, wenn's nötig."

„Heda!" rief der Bürger einer, der Naglermeister Rahm, einer von Hasle, längst Schutzbürger in Villingen, „das ist ja des Rappenwirts Lienhard."

„Aber den rechten hat der Abt dagelassen," riefen die andern, „der kann seine Leute gut verteidigen, gönnt den Bürgern was und will selbst mithelfen. Für heut' ist's gut. Wenn wir mehr Zeit und Durst haben, kommen wir, und wenn wir Euch brauchen, rufen wir. Gute Nacht!"

Der Frater schlug die Pforte zu, meldete dem einzig dagebliebenen, alten P. Willibald das Vorgefallene und riet ihm, dem Abt einen Boten zu schicken und die Gesinnung der Bürger über seine Flucht vermelden zu lassen.

„Wen soll ich schicken?" fragte der Pater. „Dich kann ich nicht entbehren, und der alte Hans und der nicht viel jüngere und auch ungeschickte Knecht Christoph und die zwei noch älteren Klosterbrüder werden sich bedanken, bei diesen gefährlichen Wegen fortzugehen, und jetzt ist zudem nicht mehr durch die Schweden durchzukommen."

„Ich wollt's gerne versuchen, aber ich sehe es ein, ich bin hier nötig und glaube, ich sollt' mich morgen auch zur Verteidigung stellen. Die Franziskaner sind uns ohnehin zuvorgekommen. Auch die Kapläne vom Münster sollen sich angemeldet haben."

„Kannst morgen das gleiche tun," meinte der Pater. „Unter solchen Umständen dürfen wir nicht zurückbleiben, und wie die Bürger sich eben haben vernehmen lassen, rechnen sie darauf."

Der Frater konnte die Nacht nicht schlafen, so rumorte in seiner Seele der Gedanke an das Soldatenleben. Er war froh, als der Münsterwächter die vierte Morgenstunde anblies und er aufstehen konnte.

Schon vor Tag marschierten Rotten von Bürgern am Kloster vorüber dem obern Tor zu, um die auf der Mauer abzulösen. Lienhard zog ein Wams an, Stiefel und einen Filzhut vom Schwabenhans, nahm eine Muskete aus der Knechtsstube, Lot und Kraut und schritt mit der ersten besten Rotte den Stadtmauern zu.

Als die Sonne über Stadt und Land aufging, waren die Württemberger und die Schweden abgezogen.

Drüben im Elsaß weilte indes Abt Georg. Er war am 19. Juli in St. Marx eingetroffen. Ringsum waren bekannte Flüchtlinge angekommen. Im Sauerbrunnen von Sulzbach saß der Abt von Alpirsbach[1], in Kienzheim die Priorin von Amptenhusen mit einigen Nonnen. Die letzteren besuchten den Abt am 25. in St. Marx, er den erstern einmal im Bade. Der Pfarrherr von Gebweiler lädt ihn zum Pantaleonsfest ein. Am 27. trifft er hier ein und staunt über die Menge der Festteilnehmer trotz der Kriegsläufte.

Auch die Gräfin von Fürstenberg hat der Villinger Abt im Schlosse zu Kienzheim besucht, wo er den General Montecuculi und den Obersten Philipp von der Leyen, den Bräutigam der Gräfin, antrifft.

Am 31. Juli langte der Schwabenhans in St. Marx an mit einem Briefe des P. Willibald, der dem Prälaten heimzukehren rät, da die Schwedengefahr vorüber sei, und ihm die Schimpfereien der Villinger über seine Flucht nicht vorenthält, aber auch nicht des Fraters Leo wackeres Benehmen.

„Sonst alles in Ordnung?“ fragte der Abt den Schwabenhans.

„Ja, nur möcht’ ich dem gnädigen Herrn noch melden, daß der Lienhard oder, wie er jetzt heißt, Frater Leo den Villingern Frucht und Wein versprochen hat und mit ihnen bewaffnet auf die Stadtmauern gezogen ist.“

---

[1] Im nördlichen Schwarzwald.

„Weiß das schon aus dem Briefe. Frater Leo hat recht und klug getan. Aber Du, alter Fuchs, kannst den Lienhard von jeher nicht leiden, weil er besser mit den Pferden umgehen kann als Du, und jetzt erst recht nicht, weil ich ihn bei meiner Abreise über Dich gesetzt habe. Laß den dummen Neid, denn mit dem Frater kannst Du doch nie gleichstehen. Aber so seid Ihr alte Hausknechte allzeit gewesen; wollt immer die Herren spielen. Richte mit dem Jörg, der mich hierher begleitet, die Rosse für morgen in aller Früh. Wir wollen heimreiten."

Der rote Hans ging schweigend davon, aber innerlich voll Ingrimm, daß er dem Frater nichts hatte anhängen können.

In Kolmar ließ sich der Abt am andern Tage einen Paß ausstellen vom Kommandanten Marquis Bentivoglio und ritt über Breisach und Freiburg auf dem gleichen Wege wieder heim. Im „Fischer" im Bregtal nahm er abermals Nachtquartier, und am 3. August morgens war er vor dem Niedertor zu Villingen.

Die Bürger, so hier Wache halten, lassen ihn unter freundlichem Grüßen, das er nicht erwartet, ein. Und am Nachmittag erscheint „angetrunken" der zweite Beamte der Stadt, der Bürgermeister Joachim Freiburger, und entschuldigte die bösen Redensarten der Bürger über des Abtes Flucht.

„Ich weiß alles," erwiderte dieser, „allein was hab' ich getan? Ich bin fort, wie meine Vorgänger schon öfters, fort vor den Württembergern, die uns wegen St. Georgen seit 100 Jahren verfolgen. Und Ihr Villinger hättet mich, um Euere Stadt zu retten, schließlich dem Röllinger ausgeliefert, wenn er mich verlangt hätte als Bedingung des Abzugs."

„Es ist besser," gab der angeheiterte Bürgermeister zurück, „daß einer fürs Volk sterbe, als daß das ganze Volk zugrunde gehe. So steht schon in der hl. Schrift geschrieben. Also bleibt bei uns, Herr Abt, in guten und in bösen Tagen.

Villingen hat Euch Herren gastlich aufgenommen, als der Herzog Euch einst verjagt; darum teilt mit Euern Gastfreunden Friedens- und Kriegszeiten."

„Es sei, wie Ihr begehrt," antwortete etwas verletzt der Abt. „Sagt das dem Schultheißen und Euern Amtskollegen auf dem Rathaus. Ich bleibe, mag kommen, was da will. Aber unehrlich wär's von den Villingern, den Gastfreund zu verraten und den Württembergern auszuliefern."

„Helft uns in Rat und Tat, Herr Abt, unsere Mauern, die stark sind und mit Kartaunen wohlbewehrt, zu verteidigen, und wir werden treu zu Euch stehen, wie Ihr zu uns. Treue um Treue war stets Bürgertugend in Villingen und in ganz Deutschland. Die Bürger haben stets Treue gehalten, aber die Herren nicht immer."

Der weinselige Bürgermeister wurde dem Prälaten zu offen, und er suchte mit guten Worten ihn loszubekommen. „Also, Herr Bürgermeister, Treue um Treue. Ich will bleiben und alles tun zum Besten der Stadt, was ich tun kann; Ihr Villinger aber müßt auch an mir als ehrliche Leute handeln. Und nun Gott befohlen! Mögen Schweden und Württemberger hinfüro uns gänzlich in Ruhe lassen." —

Es kamen zunächst wieder friedliche Tage. Es wird zur glücklichen Heimkehr aller Konventualen eine musikalische Rekreation gehalten, in welcher Frater Leo, den der Abt für seine Haltung belobigt hatte, als Sänger und Lautenschläger mitwirkte. Selbst eine Reise nach der benachbarten Stadt Rottweil kann der Abbas unternehmen, so weit hat sich der Feind verzogen.

Sie liegen drunten in den Pässen des Kinzigtales, die Württemberger und die Schweden. In den ersten Tagen des September besetzen sie Hasle und Husen unter den Befehlen des Feldmarschalls Horn, des Herzogs Julius von Württemberg und des schwedischen Obersten Schaffelizki. Wenige Tage darauf belagern und nehmen sie die festen Städtchen Zell und Gengenbach.

Doch schon kommen aus dem Hegau Nachrichten, daß der Schwed von dorther wieder im Anzug sei. Von allen Seiten laufen böse Zeitungen ein, und der Abt von Villingen notiert in seinen Tagebüchern: „Überall Trauer, Angst und das Bild des Todes."

Bereits hat der Feind das Städtchen Engen wieder belagert und liegt vor den Burgen des Hegaus. Plünderung fürchtend, flüchten die Nonnen von Amptenhusen in die Wälder, und P. Matthäus, ihr Beichtvater, kehrt heim nach Villingen mit der Bitte, man solle jemand zu Pferd dahinschicken, um die Rinder und Pferde des Klosters zu retten.

Der Frater Leo ist eben auf einer Exkursion; er hat die Dokumente des Klosters, die man den Württembergern wegen des alten Streites aus dem Gesicht tun muß, dem P. Johann Kreper, Pfarrer in Furtwangen, zur Aufbewahrung gebracht. Als er am Abend zurückkehrt, hat der Prälat einen neuen, schwierigen Auftrag für ihn.

„Morgen, Frater," sprach der Abt, der seit der Profeß den Lienhard mit „Ihr" anredet, „müßt Ihr auf unserm besten Pferd nach Amptenhusen reiten und auf feindessichern Umwegen die Herden des Klosters nach Villingen zu retten suchen. Die Frauen sind schon fort, in den Wäldern versteckt. Jede Stunde können von Engen her die Schweden dort eintreffen. Es ist das zwar kein Geschäft für einen Ordensmann, allein Not bricht Eisen und auch die Klosterregel. Ich brauche einen mutigen, umsichtigen Menschen, und der seid Ihr."

„Ich will tun, was ich kann, gnädiger Herr, aber Jörg, der Knecht, der mit Euch im Elsaß war, muß mit. Man weiß heutzutag nicht, was dem Einzelnen passiert, und zwei sind in solcher Zeit stets besser, als einer. Wir reiten nach Mitternacht zum Tor hinaus, und ich will schauen, daß ich gegen Abend mit dem Klostervieh wieder hier bin."

„Richtet alles ein, wie's Euch paßt," und Gott geleite Euch!" — sprach der Abt und gab dem Frater die Hand zum Abschied.

In Knechtsgestalt ritten in jener Nacht zwei junge Männer wohlbewaffnet zum „niedern Tor“ hinaus in die dunkle, kühle Herbstnacht hinein.

„Ich komm' jetzt zwei Tage nimmer vom Gaul,“ hub der Frater an, als sie im freien Feld dahintrabten. „Wenn's so fortgeht, kann ich meine alten Gelüste am Reiten büßen, und aus dem Mönch wird wider Willen ein Kriegsknecht.“

„Aber,“ meinte Jörg, ein derber Bauernbursch aus der Baar, „der Schwabenhans ist damit nicht einverstanden. Der hat gestern abend in der Gesindestube wieder gehörig losgezogen, als ich ihm sagte, daß Ihr nach Amptenhusen reiten und das Klostervieh holen sollt. ‚Die Novizen,‘ schrie er, ‚gehören in die Kirche zum Chorgebet und in ihre Zellen zum Studieren und nicht auf die Gäule und hinaus in die Welt. Aber der Abt hat an dem Lienhard von jeher den Narren gefressen und unsereinen kennt man nimmer. Man wird aber auch einmal froh sein über den alten Hans; denn der Frater mit seinem Kruselkopf und seinen Blitzaugen hat keinen Klostergeist, wenn er jetzt auch Profeß gemacht hat.‘“

„Laß den Hans reden,“ gab der Frater zurück. „Ich weiß schon lang, daß er eifersüchtig auf mich ist, und doch bin ich ihm stets gut gewesen, ja dankbar, weil ich manche Stunde Heimweh bei ihm vergessen habe. Über meinen Klostergeist laß ich unsern Herrgott und den Prälaten entscheiden, aber nicht den Schwabenhans.“

„Doch jetzt wollen wir einmal eine Strecke weit scharf traben lassen, damit wir vom Fleck kommen.“ Sie gaben den Pferden die Sporen und jagten der Donau zu. —

Zwölf Stunden später hielten die gleichen Reiter mit einer Herde von Rossen, Rindern und Schafen wieder am gleichen Tor von Villingen. Der Frater hatte weislich die Klosterhirten, einen greisen Mann und einen Hirtenbuben, mitgenommen, der Herde voraus, und so war es glatt abgelaufen.

„Der jung' Klosterbruder,“ sagten die Bürger, die am

Tore Wache hielten und den Zug einließen, „ist ein Hauptkerl. Er reitet fast täglich zum Tor hinaus, wie ein Offizier, und bringt heute mehr heim als wir, wenn wir in die württembergischen Dörfer ausfallen zum Viehholen.“ —

Die Schweden hielt indes der kaiserliche Kapitänleutnant und Kommandant des Städtchens Thengen, Onophrius Singer, in Atem. Er hatte die Bauern des Hegaus alarmiert und bewaffnet und trieb richtig in wenig Tagen den Feind wieder aus dem Gau hinaus.

Die Klosterherde von Amptenhusen war trotzdem zu rechter Zeit untergebracht worden, denn wenige Tage darauf stehen die Württemberger schon wieder vor Villingen und lassen auf den nordwestlichen Höhen ihre Reiter und Fußtruppen sehen.

Einen Villinger Metzger, den sie auf dem Gäu ertappt, senden sie in die Stadt und lassen fragen, ob Unterhändler von ihnen sicher dahin kommen könnten. Es wird gewährt, und alsbald nähern sich sieben Reiter dem obern Tor, worauf der Schultheiß, der Bürgermeister und der Stadtschreiber sich zu ihnen dahin begeben und in der Torstube ihr Begehr vernehmen. Sie verlangen, daß die Stadt unter Wahrung aller ihrer religiösen und politischen Freiheiten sich in den Schutz des Herzogs von Württemberg begebe und seine Besatzung in den umliegenden Dörfern des Brigtals dulde und verproviantiere.

Das hieß den Fuchs als Patron in den Hühnerstall lassen. Allein was sollten die guten Villinger machen ohne jegliche militärische Besatzung, nur auf sich angewiesen? Und doch waren sie seit 1325 bis dato gut österreichisch gewesen.

Die vorderösterreichische Regierung, von Freiburg ins stärkere Breisach geflüchtet, hatte bis jetzt nur geraten, bewaffnete Bauern in die Stadt zu ziehen und die Württemberger nicht zu fürchten, da die Schweden unter Horn aus dem Kinzigtal ins Elsaß gezogen seien, aber Soldaten und damit Hilfe hatte sie nicht gesendet.

Um Zeit zu gewinnen, erbaten sich die Ratsherren Frist, bis sie Boten an die österreichische Regierung gesandt hätten, die sie alsbald auch abfertigten und durch die sie dringend um Hilfe baten. —

Und der Abt? Wie mußte ihm zu Mut sein, da die alten Dränger vor den Toren standen und der Herzog und seine Beamten längst auch Ansprüche machten auf den Klosterhof im Villinger Stadtbann! Würde nicht der Prälat das erste Opfer der herzoglichen Invasion sein? War den Boten der Stadt zu trauen?

Was tun? Auch einen Eilboten nach Breisach schicken, die Vorgänge schildern und um kaiserliche Besatzung bitten. Wer käme schneller hin und zurück als der Frater Leo? Und war das nicht ein ehrenvollerer Auftrag für ihn, als Klosterkühe treiben und retten? —

Wenige Stunden nach diesen Erwägungen des Abtes war der Lienhard schon zum Riedtor hinausgeritten, vor ihm die zwei Boten der Stadt auf gleichem Weg.

Vor dem dritten Tage konnte kein Bote zurück sein.

In den Straßen der Stadt ging's jetzt tumultuös her. Die Bürger teilten sich in zwei Parteien, die einen für Österreich, die andern für Württemberg. Die letzteren bildeten die Mehrheit. Zu ihr zählten die Stadthäupter, vorab der Schultheiß Haug und der Bürgermeister Joachim Freiburger. „Treue um Treue" hatte dieser in seiner Weinseligkeit im Kloster gerufen, aber, nachdem er den Württemberger Gewalthaufen gesehen und des Herzogs schlaue Unterhändler gesprochen, meinte der biedere Realpolitiker:

„Wir Villinger haben so loang kein ruow noch sicherheit, allweil der abbt hie ist, und wenn er nit fort will, so wollen wir ihn selbst ausfertigen, dervor ist doch kein ruow."

Die Württemberger hatten sich indes aus der Nähe von Villingen fortgemacht, die feste Nachbarstadt Hüfingen überfallen, die Bürger und Bauern, so sich dahingeflüchtet, nieder-

gemacht, alle Dörfer ringsum angezündet und alles Vieh getötet.

Die Villinger waren ausgefallen, ihren Nachbarn zu helfen, aber zu spät, und kamen nur heim mit der bösen Botschaft von den Freveltaten der Württemberger. Die Furcht vor diesen wuchs und vermehrte in der Stadt die Unruh über die Entscheidung. Zu dieser hatte wiederholt ein Reiter aus dem württembergischen Lager, der mit verbundenen Augen aufs Rathaus geführt worden, aufgefordert. —

Indes war unser Frater über unwegsame Höhen im Kloster St. Peter angekommen, hatte vom Abt ein neues Pferd erbeten und war ohn' Aufenthalt weiter geritten, Freiburg und Breisach zu.

„Hie Württemberg, hie Österreich!" ging die Losung in Villingen. Am dritten Tage versammelte der Rat die Zünfte aller Bürger und schlug vor, sich für Württemberg zu entscheiden, da keine andere Rettung in Sicht sei. Von Breisach komme jedenfalls, wie immer, wieder nur Vertröstung, aber keine Hilfe. Es neigte sich die Stimmung nach des Rates Wunsch, und schon wollte der Schultheiß zur Abstimmung schreiten, als ein junger Mann, halb Mönch, halb Reiter, die Saaltüre aufriß und dem Schultheißen einen Brief brachte vom kaiserlichen Landvogt in Breisach, von wo er eben von einem Botenritt zurückkehrte.

„Was sagt und will der Landvogt?" riefen jetzt die Bürger. „Man soll uns den Brief vorlesen, da wir jetzt alle beisammen sind und ehe wir abstimmen."

Landvogt des Kaisers war damals der Markgraf Wilhelm von Baden-Baden, und dieser schrieb, „daß er staune über das Vorhaben der Villinger, die Stadt ohne Not und ohne Belagerung dem Herzog auszuliefern. Er hätte treuere Gesinnung erwartet, werde aber alsbald Truppen schicken, denn der schwedische General Horn sei wieder im Anmarsch."

„Kaiserlich wollen wir bleiben," riefen jetzt unter dem Eindruck des vorgelesenen Schreibens die meisten Bürger und

setzten es alsbald durch, daß die Württemberger abgewiesen wurden.

„Das hat uns," so äußerte, nachdem die Zünfte auseinandergegangen, der Bürgermeister Joachim, „das hat uns der Abt angerichtet mit dem Teufelskerl, dem Bruder, der zurzeit stets unterwegs ist mit Botenreiten. Der ist so früh gekommen, weil er reitet wie der Henker; die Boten, die wir geschickt, wären heute nimmer gekommen vor Mitternacht, und dann hätten wir den Vertrag fertig und Ruhe gehabt vor den Schweden und den Schwaben für immer."

„Wo ist denn der junge Mönch her, der ebenso bescheiden als fest vor mich hintrat?" fragte der Schultheiß Haug.

„Er ist aus Hasle im Kinzigtal und hat mit meinem Sohn die hiesige Lateinschule besucht, daher kenne ich ihn," sagte der alte Stadtrat Hans Stör, genannt Filz.

„Hasle ist ein böser Name für den Rat von Villingen," sprach jetzt der Schultheiß; „dort haben 1325 die Grafen von Fürstenberg, unsere einstigen Herren, alle Mitglieder des hiesigen Rats, die auf einem mit vier Schimmeln bespannten Wagen das Loskaufgeld von Fürstenberg brachten, als sie wehrlos bei der Tafel saßen, gefangen und erst gegen hohes Lösegeld wieder freigegeben."

„Wir werden auch noch von den Schweden oder den Württembergern gefangen, wenn nicht bald die Kaiserlichen einziehen oder der Abt von hier auszieht," meinte der Joachim.

„Unsere Vorfahren waren 1325 froh, daß das Haus Österreich und der Herzog Albrecht uns in ihren Schutz nahmen gegen die harten Fürstenberger, darum sollten wir jetzt auch zum Kaiser stehen so lange als möglich," gab ein Ratsherr zurück.

Während die Herren so beim Verlassen des Rathauses diskurrierten, saß der Frater Leo beim Abt und berichtete von seiner Reise: wie er einen halben Tag früher gekommen wäre, wenn nicht die Freiburger, da er eben vor ihre Stadt geritten kam, die Tore einige Zeit geschlossen gehabt hätten wegen eines Tumultes zwischen Bürgern und Soldaten.

„Ihr seid früh genug gekommen, Frater," sprach der Prälat, „aber gerade in der höchsten Not. Zehn Minuten später und die Württemberger wären unsere Herren gewesen und ich ihr erster Gefangener. Aber auch der Bürgerschaft und ihrer Ehre habt Ihr einen großen Dienst geleistet, denn es wäre eine große Schande gewesen, hinter so starken Mauern mit einem Feinde zu paktieren, der noch gar nicht ernstlich eine Belagerung versucht hat."

„Ich danke Euch, Frater, und die Stadt wird's Euch später auch noch danken. Und nun ruht Euch einige Tage aus, und wenn die Württemberger stille stehen, so kehrt zurück zu Euren Studien. 's wird allerdings nicht viel damit sein; denn der Schwed sei im Anzug, das Kinzigtal herauf, so schreibt mir heute der Abt von Alpirsbach."

7

Schon dämmerte am 7. November des Jahres 1632 der Abend, als durch das Franziskanertor von Villingen kaiserliche Reiter und Musketiere in die Stadt zogen unter dem Kommando des tapferen Obristleutnants Wernher Ascher von Büningen. Wer aber glauben wollte, die Villinger hätten den Truppen zugejubelt und sie mit Freuden in ihre Quartiere genommen, der würde den Bürgern zu viel Ehre antun. Der Wind hatte infolge geheimer Wühlereien schon wieder umgeschlagen.

Die meisten weigerten sich, Einquartierung aufzunehmen. Ja, der Wildmannwirt zog mit Kind und Kegel durch die Straßen und alarmierte die Bürger, der Abt solle die Soldaten füttern, er allein sei schuld, daß die Villinger keine Ruhe bekämen. Der Quartiermeister der Soldaten war so zahm und nachgiebig, daß er sich begnügte, seine Leute für diese Nacht in den Zunfthäusern unterzubringen.

Am folgenden Morgen ließ Ascher durch Trompeter die Bürger in die Kirche der Franziskaner einladen und tat eine

kurze Rede: „Allen treuen Untertanen des Hauses Österreich liegt die Verteidigung des Vaterlandes ob. Ich bin gekommen, diese in die Hand zu nehmen, und bereit, für die Verteidigung der Stadt Blut und Leben zu lassen. Die Bürger sollen nur ihre Beihilfe durch einen Eid bekräftigen."

„Ich stelle es Euch aber frei, zu beraten, was Ihr tun wollt, ehe Ihr den Eid schwört. Jeder, der nicht schwören will, kann sich entfernen. Aber bedenkt, daß Eure Vorfahren stets treu zum Hause Österreich und zur katholischen Sache standen und daß der Helm in Eurem Stadtwappen eine Erinnerung sein soll an die wackere Haltung der Bürger im Bauernkrieg."

Ohne Bedenkzeit erklärten die also Angeredeten sich zum Schwur bereit. Sei es aus Furcht, sei es aus Scham, alle erhoben die Hände zum Schwur — bis auf einige vom Rat. —

Der Abt fand für gut, sich zeitig mit dem neuen Stadtkommandanten ins Benehmen zu setzen, und stattete ihm, der bei den Franziskanern wohnte, alsbald einen Besuch ab, bei dem er den Geist der Bürgerschaft und des Klosters Verhältnis zu Württemberg ins rechte Licht setzte, damit der Offizier wüßte, warum die Bürger so gegen die Einquartierung getobt.

„Der Bürger und der Bauer," sprach der Obristleutnant, „müssen meist zu jedem Opfer gezwungen werden. Sie haben von jeher ein großes Mißtrauen gegen alle Herren und meinen, Kriegshändel seien stets nur Streite zwischen Fürsten, und sie müßten dabei die Haut zu Markt tragen. 's ist aber auch, ehrlich gesagt, vielfach so. Ich bin überzeugt, unsere Villinger werden ihre Pflicht schon tun, wenn sie erst sehen, daß es sich nicht bloß um des Klosters Haut handelt, sondern auch um ihre eigene."

„Wenn der Schwed einmal ernstlich vor ihren Mauern liegt, werden sie sich schon wehren."

„Die Württemberger," erwiderte der Abt, „haben es

ihnen bei den Unterhandlungen auf der Stube im ‚obern Tor‘ gar schön vorgegeben und die Villinger alles für bare Münze genommen. Drum sind viele unter ihnen württembergisch gesinnt. Säßen die Herzoglichen aber einmal in der Stadt, so würden sie eine andere Nummer spielen, mit mir zuerst und dann mit der Bürgerschaft."

„Ich werd' Euch beide schützen, Herr Abt, und weder Schwed noch Schwab soll die Stadt betreten, solange ich hier kommandiere. Aber, à propos, habt Ihr unter Euern Klosterleuten draußen in den Dörfern keine, die ich als Kundschafter benützen könnte, mutige Leute, die den Kopf auf dem rechten Fleck haben? Ich sollte wenigstens zwei haben!"

„Meine Bauern," entgegnete der Abt, „sind seit der grausigen Schlächterei, welche die Württemberger in und um Hüfingen aufführten, meist in die Wälder und in ferne Dörfer geflohen, ihre Häuser sind niedergebrannt, und solange der Feind um den Weg ist, wüßt' ich nicht, wo sie suchen. Ich habe nun wohl einen Mann, der an Mut und Geschick zehn Bauern aufwiegt, aber den kann ich nicht gut hergeben zu solch einem Geschäft, denn er ist Mönch und hat schon Profeß abgelegt."

„Laßt hören, wer ist das? Profeß hin, Profeß her, im Kriege muß jeder helfen, der 's Zeug zum Helfen hat."

„Es ist unser Frater Leo, als Laie Lienhard Rupp geheißen, des Rappenwirts Sohn von Hasle, drunten im Kinzigtal, ein junger Mann, der, wie man zu sagen pflegt, auf allen Sätteln reiten kann. Er ist ein tüchtiger Student, ein frommer Mönch, weiß auch in weltlichen Dingen vortrefflich Bescheid, ist mutig, entschlossen und zu alledem ein vorzüglicher Reiter."

„Den Mann such' ich," rief der Ascher, „der soll mir den Kundschafter machen um Villingen herum! Und nun keine Skrupel mehr, Herr Abt; Päpste und Kardinäle, Äbte und Bischöfe sind schon Kriegsleute gewesen, drum kann's auch Euer Mönch sein."

„Aber Kundschafter sein ist doch kein ehrlich Ding, Herr Obristleutnant, und schickt sich am wenigsten für einen Mönch."

„Im Krieg ist jeder Mann was wert, der mithilft, sei es mit der Waffe in der Hand, sei es als Kundschafter. Ja, dieser ist oft mehr wert, als ein ganz Regiment, und sein Mut muß größer sein, als der des Soldaten, welcher in der offenen Schlacht kämpft. Ein guter Kundschafter ist ein tapferer Mann, und ein tapferer Mann ist im Krieg ein Ehrenmann."

„Also schickt mir morgen beizeiten Euern Frater, ich will ihn aber Lienhard heißen; denn bei mir dient er nicht als Mönch, sondern als Laie. Es ist Euer eigenstes Interesse, daß der Schwed und der Württemberger uns nicht unversehens auf den Hals kommen, und so steht Euer Bruder dann auch in Eurem eigenen Dienst. Im offenen Kampf will ich ihn nicht verwenden und seinen Stand schonen."

„Es sei, wie Ihr wünscht, Herr Kommandant," sprach jetzt der Abt. „Was ich tun und leisten kann, soll geschehen, denn ich weiß wohl, was für uns Klosterleute auf dem Spiel steht."

Mit diesen Worten schied er. —

Am folgenden Tag trabte ein Zug Reiter unter Führung Wernher Äschers zum Bickentor hinaus. An der Seite des Obristleutnants ritt, soldatisch ausgerüstet, Lienhard, den der Kommandant heute in seine Aufgabe einführen und einen Rekognoszierungsritt mitmachen lassen wollte.

Außer ihm waren noch einige gemeine Kaiserliche im Zug.

„Wie heißt der Ort dort drüben?" fragte der Kommandant, als sie auf die nächste Anhöhe geritten waren, auf ein Dorf deutend, das nördlich der Stadt an einem Hügel hin lag.

„Es ist Mönchweiler," antwortete der Lienhard, „einst ein Klosterdorf, seit unserer Vertreibung von St. Georgen aber protestantisch und württembergisch."

„Jetzt will ich sehen, was Ihr für ein Kundschafter seid. Reitet mit zwei Dragonern hinüber zu jenem Dorf und bringt

mir Nachricht, ob der Feind dort steht und wie stark er ist. Ich will indes die Stadt umreiten und ihre Befestigung in Augenschein nehmen."

Im Galopp gingen die drei Reiter ab. Ascher zog dem niedern Tor zu, ließ die Mannschaften antreten und gab seine Befehle. An jedem der kleinen Rundtürme in den Mauern rief er die Wachen, teils aus Bürgern und Bauern, teils aus Soldaten bestehend, an.

So ward auch das obere Tor umritten, und ehe er wieder am Bickentor zurück war, stürmten die drei Reiter querfeldein daher. Hinter ihnen krachten Schüsse, und in der Ferne sah man feindliche Reiter, die im Bereich der städtischen Geschütze Kehrt machten.

Lienhard ritt an den Kommandanten heran und meldete: „In Mönchweiler liegen württembergische Truppen. Wir ritten ungefährdet bis an die Mühle vor dem Dorfe, den Müller nahm ich in ein scharfes Verhör und erfuhr, daß etwa 200 Musketiere und Reiter seit zwei Tagen im Dorf angekommen sind. Wir hatten dies kaum vernommen, als einige feindliche Reiter auf uns einstürmten und uns bis unter die Tragweite unserer Geschütze verfolgten."

„Ihr habt Eure Sache gut gemacht, Junker Lienhard, und reiten, das hab' ich gesehen, könnt Ihr auch wie kein zweiter von meinen eigenen alten Reitern. Die 200 Württemberger aber wollen wir demnächst verjagen. Mönchweiler soll unser erster Ausfall heißen. Aber Ihr, Frater, dürft nicht mit. Hab's Eurem Abt versprochen, Euch nicht als Kombattanten zu verwenden. ‚Die Kirche trinkt kein Blut', sagt ein alt Sprichwort, aber schon mehr denn einer ist gefallen von geistlicher Hand in offener Schlacht. Und wer weiß, was der Krieg noch aus Euch macht. Mit dem Klosterleben wird's jedenfalls nicht viel mehr sein, wenn die Zeiten so fortgehen."

Wie Ascher geplant, so ward's ausgeführt. Er überfiel das Dorf Mönchweiler mit Übermacht, schlug die Württemberger hinaus und überließ seinen Soldaten und den mit-

gezogenen Bürgern von Villingen das Dorf zur Plünderung. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde samt dem Vieh als Beute nach der Stadt mitgenommen, wofür die Württemberger einige katholische Orte der Gegend überfielen und ausraubten.

Mit wechselndem Glück wurden so in den letzten Wochen des Jahres 1632 Ausfälle gemacht.

Mehrmals noch ward unser Frater zu einem Späherritt verwandt, so auch gen Rottweil, vor welcher Stadt die gesamte Streitmacht des Württembergers sich konzentriert hatte. Sein Bericht war so günstig, daß Ascher ungehindert des Herzogs großes Dorf Schwenningen überfallen konnte.

Kaum war aber der Kundschafter wieder aus dem Sattel, als er jeweils auch wieder im Kloster den Frater Leo anzog und im Studium und Gebet den Regeln des Hauses sich unterwarf.

So kam das Kriegsjahr 1633 und dieses brachte in den ersten Tagen schwere Not in die Stadt.

Feldmarschall Horn hatte seinen Siegeszug durchs Elsaß unterbrechen müssen, weil droben an der Donau, in Oberschwaben, der kaiserliche Feldmarschall Altringer die Schweden hart bedrängte. Horn ging deshalb Ende Dezember 1632 über den Rhein, nahm im Vorbeigehen Freiburg ein und zog durchs Höllental der Donau und Schwaben zu.

In dem zwei Stunden von Villingen südwärts gelegenen Städtchen Bräunlingen machte er halt und forderte am 6. Januar die Villinger zur Übergabe auf, was am gleichen Tage auch der mit seinen Truppen vor die Stadt gerückte Landhofmeister des Herzogs von Württemberg, Pleikart von Helmstatt, tat. Zum Überfluß hieß es noch, der schwedische Reiterobrist Schaffelizki komme aus dem Kinzigtal herauf.

Der tapfere Ascher verwarf, zum Schrecken der meisten Einwohner, ohne langes Bedenken die Aufforderung sowohl der Schweden als der Württemberger.

Der Magistrat, die Weltgeistlichkeit und die Franziskaner

baten den Kommandanten vergeblich, die Stadt nicht so preiszugeben. Wer nicht um Übergabe bat, das waren die Benediktiner und ihr Abt.

„Horn," so beruhigte Ascher die Ängstlichen, „wird uns nicht belagern. Er hat keine Zeit dazu, er muß nach Schwaben, um seinen Leuten Luft zu schaffen vor dem Kriegsvolk Altringers. Wir haben also nur mit den Württembergern zu rechnen, und die fürchtet man nicht hinter unsern Mauern mit einer Besatzung von 1000 Mann kampfgeübter Bürger, Bauern und Soldaten und einer schönen Anzahl von Feldschlangen, Falkaunen und Doppelhaken."

Wie Ascher geahnt, so kam es. Horn zog ungesäumt von Bräunlingen weiter, Schwaben zu, und nur die Württemberger legten sich unter Obrist Rau vor die Stadt. —

Ehe aber der württembergische Ring sich um die Stadt schloß, waren noch zwei Reiter aus den Toren gelassen worden und in scharfem Trab landaufwärts geritten.

Kaum hatte nämlich Obristleutnant Ascher die Deputation der Franziskaner entlassen und beruhigt, als er seinen Degen umgürtete, in das Benediktinerkloster sich begab und in des Abts Wohnung sich führen ließ.

„Herr Abbas," begann er, „Ihr allein seid nicht gekommen, mich umzustimmen, da Ihr ebensowenig Interesse daran habt als ich, daß der Feind, heiß' er Schwed oder Schwab, in die Stadt komme. Aber ich kann Euch jetzt selbst nicht in derselben brauchen. Die Württemberger werden uns belagern, und je länger sie vor unsern Mauern sitzen und schießen, um so mehr wird's in der Bürgerschaft heißen, der Abt sei schuld, daß die draußen liegen. Dies wird den Mut der Verteidigung schwächen, und ich möcht' Euch deshalb zu meinem und zu Euerm Frommen den Rat geben, Euch wieder auf die Flucht zu machen."

„Dann, Herr Obristleutnant, werden sie wieder schimpfen, die Bürger, ich sei geflohen und lasse sie im Stich. Ich kann's denen im Rat und den Bürgern, die ihnen nachschreien, nie

recht machen. Zudem hab' ich versprochen, zu bleiben, komme was da wolle."

„Ich weiß einen Ausweg, hochwürdiger Herr, daß Ihr fortkommt und die Villinger noch glauben, Ihr tätet Ihnen einen Gefallen, und froh sind, wenn Ihr geht. Droben am Bodensee in Lindau liegt der Oberst König vom Gewalthaufen des Generals Altringer. Er hat ein gutes Regiment. Dem bringt Ihr meinen Brief, daß er zum Entsatz komme und die Württemberger im Rücken beunruhige. Ich glaub', die Villinger werden deff' froh sein. Also zugesagt und abgeritten, ehe ich die Tore schließen muß."

„Es sei so, wie Ihr wollt," entgegnete der Abt. „Ich übernehme diesen Auftrag gerne, weil er der allgemeinen Sache und mir dient, aber die Bürgerschaft muß es wissen, sonst geht das Räsonieren wieder los."

„Laßt mich dafür sorgen, daß die Villinger Euch loben. Ich gehe alsbald aufs Rathaus und berichte von Eurer wichtigen Sendung, schreibe dann den Brief über die militärische Lage an den Obrist König und überlasse Euch das Übrige. A propos — Ihr könnt Euern tapfern Frater mitnehmen als Reisebegleiter. Der Feind wird bald so nahe zu sehen sein vor der Stadt, daß ich keinen Kundschafter mehr brauche."

„Ja," erwiderte der Abt, „den Frater Leo nähm' ich gerne mit, aber ich kann ihn fast nicht im Kloster entbehren, während ich fort bin. Das letztemal war er sehr notwendig, denn die Bürger klopften ziemlich ungestüm an die Klosterpforte."

„Ich leg' Euch einen Leutnant und zwei Reiter als Salvguardia ins Kloster zu den Musketieren, die schon bei Euch Quartier haben, dann könnt Ihr unbesorgt von hinnen reiten. Euer Kloster steht in meinem Schutz."

„Ich dank' Euch, Herr Obristleutnant. So ist alles eben und, sobald ich Euer Schreiben habe, reit' ich mit unserm Frater zum Tor hinaus. In seiner Person hab' ich alles, Diener, Berater und Helfer."

So geschah es. Die zwei Reiter, welche noch spät am

Nachmittag das niedere Tor passierten, waren der Lienhard, mit Pike und Pistolen bewaffnet und als Reitknecht gekleidet, und der Prälat im Benediktinerhabit, beide in schwere Mäntel gehüllt.

„Zum zweiten Male in die Fremde in wenig Wochen," hub der Abt an, während sie das Tal der Brig hinabritten. „Es ist eine harte Zeit. Wann und wie soll das alles noch enden? Eine harte Zeit für Bürger und Bauern und Klosterleute. Nur der Soldat profitiert von ihr, er raubt und sengt und brennt und mordet nach Herzenslust. Wie geht's auch drunten in Hasle, Frater, habt Ihr Nachricht?"

„Schlecht, gnädiger Herr! Als ich dieser Tage gegen Vöhrenbach ritt im Auftrag des Kommandanten, hab' ich Bauern getroffen aus dem Mühlenbach unweit Hasle. Sie hatten ihr Geld in die Schweiz geflüchtet und erzählten, wie übel die Schweden drunten hausen im Tal. Diese Bauern haben ihre Einkehr im Rappen, und als sie das letztemal in Hasle waren, fanden sie Vater und Mutter und Bruder gesund und wohl, aber klagend über schwere Kontributionen."

„Ich wollt Euch heimlassen, Frater, als Ihr von Dillingen kamt, aber Ihr habt Euch ja selbst anerboten zu bleiben, und jetzt brauch' ich Euch so nötig und danke Gott, daß Ihr damals nicht fort seid."

„Es hat mich noch keine Stunde gereut, hochwürdiger Herr, daß ich geblieben bin, und die daheim haben mir früher schon sagen lassen, ich hätte recht getan, in meinem Kloster zu bleiben. Ich wollt' nur, ein kaiserlicher Offizier, wie der Ascher, läge in Hasle, das bombenfest ist und die Waldbäche ringsum in seine Laufgräben leiten kann, dann wäre der Herzog letzthin nicht so leichten Kaufs hineingekommen."

„Ja, Ihr habt recht, Frater, der Herr Obristleutnant ist ein wackerer Mann, der sich nicht von jedem einschüchtern läßt und besonders mir und unserm Kloster zugetan ist. Wenn aber Ihr in Hasle sein könntet und kein Ordensmann wäret, Ihr würdet einen tapferen Offizier ersetzen."

„Ich wollt', gnädiger Herr, ich wär' jetzt ein General und könnte das Elend mildern helfen, das die Soldaten an den Bürgern, ganz besonders aber an dem Landvolk verüben, das nicht hinter Mauern wohnt und von Freund und Feind beraubt und mißhandelt wird."

„Wer weiß, mein Sohn, was noch aus Euch wird. In so schweren Kriegsläuften, wie die jetzigen, kann kein Mensch sagen, was die Zukunft aus ihm macht. Aber das weiß ich, daß Ihr überall Euern Mann stellen werdet. Und darum wünsche ich, daß Ihr mir und meinem Kloster erhalten bleibt."

Der Frater dachte bei diesen Worten an die Prophezeiung des Einsiedlers, schwieg aber darüber, wie seit dem Tage, da sie ihm geworden war. —

Unter diesen und ähnlichen Reden ritten die zwei in die kalte Winternacht hinein. Diese machte bald ihre Wirkung auf die Reiter geltend. Als sie sich dem Städtchen Geisingen an der Donau näherten, gab deshalb der Abt seinen Willen kund, nicht bloß durchzureiten, sondern beim Ochsenwirt, einem Bekannten, haltzumachen, sich zu wärmen und einen Trunk zu tun.

Ihr Paß, vom kaiserlichen Kommandanten in Villingen ausgestellt, öffnete ihnen die Tore und, nach kurzer Rast im Ochsen erfrischt, trabten die zwei Mönche wieder in die Nacht hinein, trotzdem der dem Prälaten wohlbekannte Wirt ihnen abgeraten hatte.

„Ein Teil von Horns Gewalthaufen," meinte er, „ist vor wenig Tagen in der Nähe durchgezogen, und vom Troß streift noch allerlei Gesindel, Marodeure, Buben und Soldatenweiber, in der Gegend herum."

„Wir haben Eile," erwiderte ihm der Abt, „wollen heute abend noch bis Amptenhusen und morgen bis Überlingen. Der Feind steht vor unserer Stadt, und ich will Hilfe holen am Bodensee oder in Schwaben. Und ich hab' da einen tapfern Reitknecht bei mir, der fürcht' sich nicht, und unsere Pferde können ausziehen, wenn's not tut."

„Bauern," gab der Wirt zurück, „brauchen die Herren nicht zu fürchten. Sie sind alle geflohen, teils hierher, teils weiter, als die Schweden anrückten. Nach Amptenhusen sollen diese nicht gekommen sein, sie haben die Donau nicht verlassen. Die Herren werden also dort wohl gut Nachtquartier finden."

So war es. Tiefe Stille herrschte auf dem weitern Weg. Nur fernes Geheul von hungrigen Wölfen tönte bisweilen an der Reiter Ohr, oder ein Hund, der ein Haus ohne Bewohner bewachte, bellte sie an.

Eine dünne Schneedecke erhellte den Weg, und so kamen sie ohne Ungemach gen Mitternacht an die Klostermauern von Amptenhusen.

Der Klostermeier und seine Knechte eilten bewaffnet an die Tore, als der Frater mit dem schweren Torklopfer Lärm machte. In der Klausur zeigten sich alsbald die Lichter geängstigter Nonnen. Auch der Beichtiger, ein Konventual von Villingen, ward aufgeschreckt und kam in den Hof gerannt.

Die Angst ging in Freude über, als sie die Stimme des Prälaten hörten und bei ihm bald den Frater erkannten, der im Herbst die Klosterherden gerettet.

Im Hause des Beichtigers trug der Meier noch einen Imbiß auf und einen warmen Trunk. Unser Leo nahm erst teil daran, als er die Pferde versorgt wußte.

Der Pater Beichtiger und der Meier erzählten noch kurz, wie die Klosterknechte und einige hundert Bauern hinter den Klostermauern gewacht, als die Schweden dieser Tage drunten im Donautal vorüberzogen. Der Prälat berichtete von Villingen.

„Wir wollen zur Ruhe," schloß er aber bald seine Rede. „Morgen in aller Frühe, wenn die Klosterfrauen die Mette singen, will ich die Messe lesen und dann die Priorin begrüßen und wieder abreiten. Es eilt, wenn die Villinger Hilfe bekommen sollen."

Als das Metteglöcklein am folgenden Morgen um fünf

Uhr die Nonnen in die Kirche rief, diente Frater Leo seinem Abt am Altare und dann richtete er die Pferde her zum Weiterritt.

Der Meier rief ihn von dieser Arbeit weg und übergab ihre Vollendung einem Klosterknecht. Die Priorin wollte den Frater sprechen und ihm danken für seine dem Kloster geleisteten Dienste. Außerhalb der Klausur, in der Stube der Pförtnerin, empfing sie ihn mit den Worten: „Wir alle sind Euch vielen Dank schuldig für die Rettung unserer Herden. Wenn auch die Villinger ein oder das andere Stück schlachten, so werden sie es vergüten. Gibt es dann wieder friedlichere Tage, so können wir das meiste wohl wieder holen. Die Hirten konnten nicht genug erzählen, wie umsichtig Ihr den Zug geleitet hättet auf dem weiten, gefährlichen Weg. Ihr müßt von mir zum Lohn dieses silberne Becherlein hinnehmen. Mein Vater trank noch daraus, und ich hab' es mit ins Kloster gebracht. Mögt Ihr stets mit Gesundheit daraus trinken und Euch erinnern, was Ihr uns getan."

„Und noch etwas hab' ich da, ein Amulett. St. Barbara ist darauf gestickt, die Patronin für Kriegsgefahr, und allerlei hochgeweihte Sachen drin. Der Prälat hat mir erzählt, welch gefährliche Ritte Ihr machen müßt, darum nehmt dies heilig' Ding und tragt's zum Schutz."

„So viel, hochwürdige Frau," entgegnete der überraschte Frater, „hab' ich nicht verdient, ich will aber beides mit Dank nehmen. Das Becherlein könnt' hier einmal den Schweden in die Hände fallen und ist bei mir besser aufgehoben. Und das Amulett will ich tragen, St. Barbara und den guten Frauen von Amptenhusen zur Ehr', und gern einmal, wenn ich kann, dem Kloster noch besser dienen als im vorigen Herbst." —

Als es Tag geworden und matt die Wintersonne über die Allgäuer Berge in den Bodensee schaute, näherten sich unsere zwei Reiter bei Sernatingen dem schwäbischen Meer. Schon in Stockach hatten sie erfahren, daß ihnen ein Fähnlein

kaiserlicher Reiter unter Führung des Kapitänleutnants Onophrius Singer mit Gefangenen vorausreite, auf dem Weg nach Überlingen.

Der tapfere Kommandant des festen Städtchens Thengen im Hegau hatte die Nachhut der Schweden im Donautale überfallen und eine große Anzahl von Gefangenen gemacht, unter ihnen einige adelige Franzosen und Schweizer. Sie sollten über Überlingen nach Lindau gebracht, die Soldaten in die kaiserlichen und bayerischen Truppen gesteckt, die adeligen Herren aber gefangen gehalten werden, bis sie entweder das Lösegeld bezahlt hätten oder ausgewechselt würden.

Wo die Straße sich senkt, dem Seegestade zu, ging's durch einen Hohlweg, und die Truppe des Kapitänleutnants mußte in schwachen Kolonnen marschieren. Diese Gelegenheit benutzte einer der Franzosen, dem man sein Pferd gelassen hatte, zur Flucht.

Er sprengt im Galopp die Straße zurück, zwei Reiter hinter ihm drein. So stürmen alle drei dem Abt und seinem Begleiter entgegen.

Die Reiter holen den Flüchtling ein. Der eine fällt seinem Pferd in die Zügel, während der andere seinen Degen ziehen und den armen Mann durchbohren will.

Da fällt unser Frater, der den Augenblick erfaßt, mit seiner Pike dem wütenden Reitersmann so scharf unter den Degen, daß der beinahe der Hand seines Herrn entflogen wäre.

„Was will dieser junge, bartlose Gesell'?" schrie der kaiserliche Reiter.

„Ich will nicht, daß Ihr einen wehrlosen Mann tötet," sprach der Angeschrieene und setzte sich mit seiner Pike in regelrechte Position, falls der Reiter sich nicht zufrieden gäbe.

„Nimm Dich in acht, Kamerad," rief der zweite Reiter, der sich indes des Pferdes und seines Herrn völlig bemächtigt hatte, „der junge Mann hat Dir einen Gefallen getan, denn der Kapitän würde mit Dir ein Wort reden, das Dir an den

Hals ginge, wenn Du ihm dieses gute Beutestück, den Franzosen, niedergemacht hättest!"

Indes kam auch der Kapitänleutnant herangeritten. Er hatte in der Ferne noch den Vorgang beobachtet.

„Bindet den Franzosen zwischen Eure zwei Pferde," befahl er den Reitern. „Er soll jetzt laufen. Es war zu gutmütig von mir, ihm nur die Waffen zu nehmen und sein Pferd zu lassen. Aber ohne die Dazwischenkunft dieses jungen Reiters hätte der tolle Hans da mir den jungen Monsieur, der mir einige Tausend Taler wert ist, getötet. Ich dank' Euch, Fremdling. Ihr seid ein besonnener Mann. Wo kommt Ihr her?"

Jetzt nahte sich der Abt, zeigte seine Pässe und stellte sich und seinen Reitknecht vor.

„Das trifft sich ja ganz schön, Hochwürden," sprach der Offizier. „Ich gehe den gleichen Weg mit meinem Transport Schweden. Lindau ist auch mein Ziel. Wir können zusammenbleiben zu Eurer größern Sicherheit. Der Franzose, den meine Reiter da wegführen, ist ein Marquis von St. André. Der General Altringer muß mir ein gut Stück Geld geben, wenn er ihn zu gelegentlichem Auswechseln behalten will, wenn nicht, will ich dem Welschen die Rechnung selbst machen. Ich hab' dort vorn noch zwei reiche Basler, Tschudi heißen sie. Sie sollen den Spaß, mit den Schweden gemeinsame Sache gemacht zu haben, teuer bezahlen. Ich habe sie alle bei Tuttlingen erwischt."

Mit Dank nahm der Abt die Begleitung an. Sie ritten dem Haufen nach und hatten ihn bald eingeholt. Es war ein betrübender Anblick für die zwei Ordensleute, die gefangenen Krieger zu sehen: mit Blut bespritzt, von Wunden bedeckt, ganz ausgeraubt, viele ohne Schuhe und ohne Kopfbedeckung, schleppten sie sich schwankend zwischen den Reitern dahin.

Ein Korporal, ein schon älterer Soldat, den Arm in einer Schlinge tragend, konnte kaum mehr weiterkommen.

Tränen der Wut über seine Schwäche und sein Elend standen in seinen Augen.

Da ritt der Lienhard an den Kapitän heran und sprach: „Herr, wenn Ihr es erlaubt, will ich den alten Soldaten, der unter Schmerzen sich hinschleppt, auf meinen Gaul heben und neben ihm hergehen. Ich vermag es nicht zu sehen, daß ich junger Mensch reite, während der Verwundete kaum mehr gehen kann."

„Ihr seid ein frommer Klosterknecht, daß Ihr Mitleid habt mit dem alten Kerl, den's kränkt, daß er gefangen wurde. Weil Ihr mir so wacker den Franzosen erhalten, sei Euer barmherziger Wunsch erfüllt. Aber Euer Pferd könnt Ihr behalten. Ich lasse den alten Korporal auf den Gaul des Franzosen setzen. Aber Ihr, Klostermann, sorgt mir dafür, daß er nicht davonreitet."

„Reitet ruhig weiter, Herr Kommandant. Ich komme mit dem Verwundeten gleich nach," antwortete der Frater, der sich bereits aus dem Sattel geschwungen hatte, um dem müden Krieger auf das Pferd des Franzosen zu helfen, das einer der kaiserlichen Reiter neben dem seinigen am Zaum führte. „Ich stehe für ihn ein."

„Ihr habt da," meinte der Kapitänleutnant im Weiterreiten, „einen hübschen, wackern Knecht bei Euch, Herr Abt, der hätte das Zeug zu einem ebenso tapfern, wie frommen Soldaten. Ich will ihm in Überlingen noch ein paar Taler schenken für die Rettung des Marquis."

„Der nimmt für so was kein Geld," erwiderte der Abt. „Er ist zudem kein Knecht, sondern ein gebildeter Mönch."

Und nun erzählte der Prälat kurz den Lebenslauf seines Fraters, auch seine Verwendung als Kundschafter Äschers.

„Wenn dem so ist," rief erstaunt der Offizier, „so behalte ich meine Taler, aber den Degen des Franzosen, den der Bauer dort mit der Beute in seinem Karren führt, den soll Euer Frater von mir bekommen als Andenken. Und Ihr, Herr Abt, müßt ihn noch weiter ausstatten. Die kurze Pike,

die er führt, taugt nichts. Pikeniere kommen in dem jetzigen Krieg ganz ab. Piken sind nur noch für die Bauern."

„Ich hab' unter den Beutestücken, die ich mit meinen Reitern teilen muß und die ich nicht so verschenken darf, flotte schwedische Karabiner und Lederkoller für Reiter. Von denen kauft Ihr, hochwürdiger Herr, mir je ein Stück ab für Euern tapfern Frater, den Ihr nicht mehr so in Knechtsuniform mitnehmen dürft, der taugt in einen echten Reitersrock und für soldatische Bewaffnung."

Gerne ging Abt Georg auf den Vorschlag ein.

In Überlingen, wo alles überfüllt war von flüchtigem Landvolk und unsere Reisenden kaum eine Unterkunft fanden, blieben sie nur bis zum folgenden Morgen. Zu Schiff sollte die Reise weitergehen bis Lindau.

Auf dem gleichen Fahrzeug schiffte sich der Kapitänleutnant mit all seinen Reitern und Gefangenen ein.

Jetzt gab's Zeit, auf der langen Fahrt das schwäbische Meer hinauf die Beute zu teilen und den Frater zu einem richtigen Reisigen herauszustaffieren. Und als der sein Koller anhatte und den Degen des Franzosen um die Hüfte, die Sturmhaube auf seinem Lockenkopf, sprach der kaiserliche Offizier zum Prälaten: „'s ist schad drum, daß der kein Soldat ist, einen schönern Reiter hab' ich noch keinen gesehen. Doch, was nicht ist, kann noch werden. Unser Obergeneral in Schwaben, der Altringer, war auch nur ein armseliger Schreiber beim Bischof von Trient und ist heute einer der fürnehmsten kaiserlichen Generale und Graf von Lima." —

Lienhard hatte gestern schon in dem alten Korporal, den er auf des Franzosen Pferd nach Überlingen gebracht, einen „Landsmann" entdeckt. Er war ein Reichstäler aus dem „Hambe", daheim bekannt als der „lang' Franz". Des Reichstals verwiesen wegen leichtsinniger Streiche, hatte er sich anwerben lassen bei den Kaiserlichen und den Krieg in Norddeutschland unter dem Friedländer (Wallenstein) mitgemacht. Gefangen, wurde er unter die Schweden gesteckt und hatte

bisher bei ihnen gedient — und bereits über 15 Jahre schon im jetzigen Kriege zugebracht.

Bei ihm saß nun der Frater auf der ganzen Fahrt das schwäbische Meer hinauf und lauschte seinen zahllosen Geschichten aus dem Kriegsleben, bis die Türme von Deutsch-Venedig, wie Lindau damals noch hieß, aus der Flut auftauchten und alles sich rüstete zum Verlassen des Schiffes.

Der Begleiter des Abts erbat von diesem noch ein Stück Geld für den verwundeten Korporal, der ihm zum Abschied zurief: „Vergelt's Gott, Landsmann, und behüt Dich Gott. Ich komme, wenn meine Wunden heil, wieder in die kaiserliche Reiterei, und dann sehen wir uns vielleicht wieder einmal, sei's im Krieg oder im Frieden, daheim im Kinzigtal; denn die Zeit meiner Verbannung aus dem Reichstal ist längst um, und einen alten Soldaten müssen auch die Hambacher ehren, wenn er Geld bringt, und das will ich mir wieder machen. Jetzt ist Hab und Gut zum Teufel. Behüt Dich Gott!" —

Die Reise des Abts nach Lindau war umsonst gewesen. Beim Obristen König waren noch andere Bittsteller. Beamte des schwäbischen Kreises und der Kommandant von Konstanz wollten auch Sukkurs. Allen wurde er abgeschlagen. Der Horn war in Kempten angekommen, und man konnte Lindau nicht schwächen.

Unsere Villinger ritten mit diesem traurigen Bescheid schon am gleichen Tage wieder ab. Spät am Abend kamen sie nach dem Kloster Hofen[1], wo sie nächtigten und den bekannten Schriftsteller P. Buzelin als Prior trafen.

In Überlingen, wohin sie zurückritten, sollte und wollte der Abt die Ereignisse in Villingen abwarten. Unseres Fraters Aufgabe aber war es, dem Obristleutnant Ascher Kunde zu bringen, daß kein Entsatz zu hoffen wäre.

[1] Heutige Sommerresidenz des Königs von Württemberg bei Friedrichshafen.

8.

Die Württemberger hatten nicht gesäumt, ihre Drohung, die Stadt zu belagern, auszuführen. Der Obrist Rau rückte schon am 11. Januar vor das Bickentor und bemächtigte sich, von einem dicken Nebel begünstigt, der Kapelle vor demselben und der Bickenmühle.

Die Besatzung vertrieb ihn wieder daraus und steckte die Gebäude in Brand.

Jetzt errichtete der feindliche Obrist vor dem Tor einige Batterien und beschoß vier Tage lang die Stadt aus 12 Geschützen mit Granaten und glühenden Kugeln.

Schon lagen die Stadtmauern zu beiden Seiten des Tores in Trümmern und die Gemüter der Bürger ebenfalls darnieder. Sie sprachen vom Akkordieren. Aber Ascher hielt die Aufregung nieder und belebte den Mut der Belagerten durch tägliche, glückliche Ausfälle.

In diesen Tagen nahte sich unser Lienhard der Stadt. Er war ohne ein ander schriftlich Zeichen, als den Paß von Ascher, von Überlingen nach Amptenhusen geritten. Dort kleidete er sich in das Gewand eines Bauern und ging zu Fuß der bedrohten Stadt zu, um Gelegenheit zu finden, hineinzugelangen.

Über Donaueschingen hinausgekommen, war Vorsicht nötig; denn die Württemberger streiften nach allen Winden aus.

Unbehelligt kam er gegen Abend nach Beckhofen, wie die Klosterhöfe an der Brigach, eine gute Stunde unter Villingen, hießen. Alles war geflohen; Totenstille in Haus und Flur. In der Klostermühle allein stieß der Frater auf einen Knecht, der ihm erzählte, alle Bauern mit Weib und Kind, fahrender Habe und Vieh seien teils nach Villingen, teils weiter geflohen hinüber ins Bregtal. Er sei nur ab und zu da, um zu schauen, wie es stehe, und Bericht zu bringen den Flüchtlingen im Bregtal drüben.

Der Frater hatte sich zu erkennen gegeben und dem

Knecht alles mitgeteilt. Da er hörte, die Württemberger seien erst einmal hierhergekommen, um Heu zu holen, und die Villinger kämen oft mit Waffen vor die Tore, so beschloß er, sein Standquartier in Beckhofen zu nehmen und von da aus alltäglich in die Nähe der Stadt zu streifen, um bei einem Ausfall den Villingern sich anschließen zu können.

Es war am dritten Tage seiner Ankunft, als er ins „Zollers Wäldle", südlich der Stadt, im dichtesten Dickicht von Fichten stand und auf die Stadt hinüber sah, die von der Waldseite aus nur leicht zerniert war.

Da hörte er auf dem schmalen Waldweg, der gen Vöhrenbach hinzog, Stimmen und Pferdegetrab. Er spähte scharf aus seinem Versteck und bald sah er sechs feindliche Lanzenreiter am Waldsaum hinziehen und angesichts der Stadt halt machen. Es war ein Kornett mit einem Pikett, das ausgeritten war, um zu kundschaften, ob nicht von Freiburg her kaiserliche Truppen zum Entsatz kämen.

„Wenn wir nur einmal in dem verfluchten Nest da drunten lägen," hub der Führer an. „Die Belagerung bei dem Hundewetter hab' ich satt. Bald Kälte, daß man am Gaul anfriert, bald Schneesturm, daß man keine zehn Schritte vor sich hinsieht."

„Die Musketiere und Pikeniere scheinen auch genug zu haben," antwortete ein Reiter, „denn diesen Morgen sind einige hundert davongelaufen, gesunde und kranke."

„Weiß schon," murrte der Kornett. „Als ich die Ordre holte beim Obrist, sprach er davon, er könne keinen Sturm wagen, er habe kein Fußvolk mehr. Und wenn die Kerle weiter so ausreißen, muß und will er die Belagerung aufheben."

Der im Dickicht hatte genug gehört. Die Reiter zogen der Stadt zu. Sie kamen gerade recht; denn eben waren die Belagerten ausgefallen zum Franziskaner- oder Riedtor heraus, und es gab Leben in der hier schwach besetzten Belagerungslinie.

Bürger, Bauern und Soldaten stürmten auf die Württemberger ein und trieben sie zurück. Jetzt wurde es drüben im Brigtal plötzlich lebendig. Es waren Bauern, die auf Karren Heu und Früchte in die Stadt bringen wollten, und zu denen, nach Verabredung, die Besatzung ausfallen sollte. Es gelang. Die Übermacht war zu groß. Die Württemberger flohen oder wurden niedergemacht. Bei den anderen Toren waren ebenfalls zum Schein Ausfälle gemacht worden, und von den Mauern knallten die Hakenbüchsen und Falkaunen, um das Gros des Feindes zu beschäftigen und abzulenken.

Jetzt galt's für den Mann in des Zollers Wäldle, zu handeln, wenn er in die Stadt wollte. Er bindet das weiße Tuch, in welches die Küchenschwester Kleopha im Kloster Amptenhusen ihm allerlei Eßwaren mit auf den Weg gegeben, an seinen Stock und rennt bergab den Bauern und den Villingern zu. Diese waren so emsig beschäftigt, möglichst schnell ihre Wagen zum Tor hineinzubringen, daß sie des Fremdlings nicht achteten, bis er bei ihnen eintraf, sein Tuch vom Stock riß, diesen in einen Heuwagen steckte und mutig mithalf, die Wagen schneller vorwärts zu bringen.

Ein Bauer neben ihm rief nur: „Wo kommst denn Du her, ein so junger Kerl und ohne Wehr?"

„Ich bin von Villingen, komme vom Bodensee her und möcht' mit Euch in die Stadt, habe Botschaft an den Kommandanten."

Erst innerhalb des Tores erkannte ihn der Klosterknecht Georg, welcher bewaffnet den Ausfall mitgemacht und der den Frater begleitet hatte, als er die Herden von Amptenhusen holte.

Jetzt machte sich alles um ihn herum; denn die Villinger wußten männiglich, daß er mit dem Abt fort sei, um Entsatz zu holen.

„Kommen Kaiserliche?" fragten die Bürger. „Bringt Ihr gute Botschaft mit?"

„Die Kaiserlichen kommen nicht, aber wir brauchen sie auch nicht. Ich habe droben in Zollers Wäldle einen württembergischen Streifposten abgehorcht und dabei erfahren, daß ihr Obrist abziehen will, weil ihm sein Volk scharenweise davonläuft."

„Hurra!" riefen jetzt die Bürger und Soldaten und lobten den wackeren Frater, der davoneilte, um dem Obristleutnant Meldung zu machen.

„Der junge Klostermann," sprach der Rottmeister Hans Stör, der Kürschner, „ist ein wahrer Nothelfer. Schon einmal, als der Rat mit den verfluchten Böblingern[1] akkordieren wollte, ist er plötzlich von Breisach dahergeritten mit der Meldung, daß kaiserliche Soldaten kämen. Und jetzt bringt er in einem Augenblick, wo die Stadtmauern schon Lücken haben, wieder guten Bericht."

„Und mich freut's doppelt, denn er ist mein Landsmann, der Lienhard, und wie ich von Hasle," fiel der Naglermeister Rahm ein.

„Aber jetzt wieder tüchtig auf die Mauern und Türme," kommandierte der kaiserliche Leutnant, der den Ausfall geleitet, „wenn der Württemberger doch bald abzieht, ist unsere Mühe belohnt."

Der Stadtkommandant war eben von der Bresche am Bickentor zurückgekehrt, nachdem er ihre provisorische Verrammelung angeordnet hatte, als ihm die Ordonnanz meldete, ein junger Bauer wünsche ihn zu sprechen, er habe Botschaft von Lindau.

„Das ist ja unser Frater," rief Ascher dem Eintretenden entgegen. „Aber wie seid Ihr denn in die Stadt gekommen?"

Bruder Leo erzählte, wie er seinen Einzug durchs Riedtor bewerkstelligt, und der Obristleutnant fragte weiter:

„Und nun, was habt Ihr für Botschaft? Kommt der Obrist König mit seinem Regiment? Habt Ihr keinen Brief?"

---

[1] Alter Spottname für Württemberger.

„Einen Brief hab' ich nicht, Herr Kommandant, hätt' auch keinen mitgenommen; denn wenn ich erwischt worden wäre, hätten die Württemberger erfahren, daß kein Entsatz kommt."

„Zum Teufel — kein Entsatz? Ich kann ja die Villinger kaum mehr halten. Sie wollen akkordieren."

„Die Lindauer fürchten die Schweden, so unter Horn bei Kempten liegen, und lassen den Obristen König nicht fort. Aber wir brauchen ihn hier auch nicht," gab der Frater zurück.

Und nun erzählte er, was wir wissen, vom Abzug der Belagerer.

„Ihr seid doch ein famoser Kerl, Frater. Euch schickt man nirgends umsonst hin. Wenn Ihr nicht Mönch wäret, ich würd' Euch zum Leutnant und zu meinem Adjutanten machen. Das ist ja prächtig, was Ihr erlauscht habt. Jetzt hat's gute Weile."

Lienhard bestellte nun noch Grüße vom Kapitänleutnant Singer und erzählte, wie und wo er mit diesem Offizier zusammengekommen sei, schwieg aber von dem Vorgang mit dem Marquis und dem Degen, welchen er dabei erhalten.

Ascher entließ mit vielem Dank und Lob den Kundschafter in sein Kloster, wo er sich jetzt erholen möge. Wenn die Württemberger einmal abgezogen wären, dann könne er über Amptenhusen, wo seine Habe noch sei, an den See reiten und den Abt holen. —

Wie der Lienhard im Wäldchen es erlauscht, so geschah es. Nach einigen Tagen, am 24. Januar, hob Obrist Rau die Belagerung auf und zog sich auf die nächstgelegenen württembergischen Dörfer zurück. Aber täglich streiften seine Leute im Gebiete der Stadt, um Zufuhr abzuschneiden oder abzufangen und katholische Dörfer, die sie bisher geschont, niederzubrennen.

Hinter ihren Mauern aber waren die Villinger jetzt un-

behelligt, wenn auch überall in der Stadt Schmalhans Küchenmeister war, und sie konnten im Jahre 1633 am 5. Februar in Ruhe ihren Agatha-Tag feiern.

Seitdem, 1271, durch einen feurigen Ballon, der zum Niedertor hereinflog, die Stadt niedergebrannt war bis aufs Münster und das Franziskanerkloster, hatten die Bürger gelobt, alljährlich am Tage der heiligen Patronin gegen Feuersgefahr diese in jedem Hause besonders anzurufen. In jedem Stall, in jeder Küche und in jeder Stube wurden so viele Lichter angezündet, als in den betreffenden Räumen Menschen wohnten oder arbeiteten, und davor kniend gebetet, bis die Lichter auslöschten. Bei welchem Familienglied das Licht zuerst erlosch, das starb zuerst.

Die schöne Sitte existierte in Villingen bis vor wenig Jahren noch; jetzt begnügen sich die Leute mit dem Lichte der Aufklärung des 20. Jahrhunderts.

Unser Frater betete an jenem Agatha-Tag im Stall mit den Knechten, in der Klosterküche mit den Brüdern und im Refektorium mit den Patres, soweit diese anwesend waren. Natürlich hatte er sich gleich nach seiner Ankunft wieder in die Kukulle des Mönchs gesteckt und kümmerte sich nicht um die Vorgänge in der Stadt, solange der Kommandant ihm keine Ordre sandte.

Hatte Obrist König den Villingern nicht Luft machen können, so besorgte dies doch bald ein anderer kaiserlicher Obrist, Vitzthumb. Der kam mit seinem Regiment die Donau herauf, allerdings nur bis Tuttlingen, aber seine Annäherung genügte, daß die Württemberger ihre Stellung bei Villingen aufgaben und sich in nördlicher Richtung tiefer in den Schwarzwald zurückzogen.

Diese Gelegenheit benützte Ascher, um die herzoglichen Dörfer zu überfallen, zu plündern und einzuäschern. Selbst die Glocken auf den Kirchtürmen wurden mit fortgeführt, weil auch die Württemberger alle Glocken in katholischen Orten im Brigtal geraubt hatten.

Nach gänzlichem Abzug des Feindes schickte der Kommandant dem Frater Leo Bericht, jetzt wieder an den See zu reiten und den Abt zu holen.

Wie gekommen, so kehrte der Bote als Bauer nach Amptenhusen, aber als Arkebusier oder Bandelierreiter, wie die mit Karabiner bewaffneten Reiter hießen — nach Überlingen und Villingen zurück.

Drei Tage später ist er mit dem Prälaten wieder im Kloster. Dies geschah am 27. Februar 1633.

Als die Bürger auf der Niedertorwache den Frater diesmal als vollendeten Bandelierreiter einziehen sahen, meinte einer: „Ein so schöner Reiter ist noch keiner durch dies Tor gezogen." Und ein anderer: „Der stirbt nicht im Kloster zu Villingen, wenn die Kriegszeiten so fortgehen." —

Der Abt hatte kaum Zeit, sich nach den Trümmern umzuschauen, welche die Beschießung durch die Württemberger in Stadt und Mauern geschaffen, als eine neue Sendung ihn und seinen getreuen Frater abrief.

Bei den Franziskanern am Riedtor, wir wissen es bereits, wohnte der Kommandant. Dem machte der Prälat seine Aufwartung. „Ihr kommt mir gerade recht, Herr Abt, für eine geheime Sendung. Aber die Sache muß unter uns bleiben. Der Markgraf von Baden schickte mir gestern Befehl, sobald als möglich Villingen zu verlassen, um den Paß ins Waldkircher Tal bei Obersimonswald zu besetzen. Ihr müßt mir nun zum General Altringer reiten, der jetzt bei Überlingen liegen soll, und ihn, nicht in meinem, wohl aber in Euerm und der Stadt Namen bitten, daß er dem Markgrafen schreibe, von dem Befehl abzustehen, oder daß er selbst uns hier zu Hilfe komme."

„Dem Auftrage will ich mich gerne unterziehen, Herr Kommandant; denn es wäre der Stadt und mir ein großer Nachteil, wenn die kaiserliche Besatzung mit ihrem tapfern Führer jetzt abzöge und uns so die Württemberger wieder

auf den Hals lüde. Ich reite heute noch ab und suche den General Altringer, bis ich ihn finde."

„Ihr nehmt doch Euren Frater wieder mit, der mir vor einigen Tagen, wie Ihr wohl erfahren habt, so trefflichen Dienst leistete?"

Der Abt bejahte und erzählte, wie derselbe beim letzten Ausritt zu einem Degen und zur vollen Ausrüstung eines Arkebusiers gekommen sei.

„Wenn der junge Mann nicht Mönch wäre und Ihr ihn nicht so gut brauchen könntet, ich würd' ihn Euch doch noch wegnehmen, wenn ich fort muß."

„Nun, Herr Obristleutnant, mein Frater und ich wollen jetzt reiten, damit Ihr bei uns bleibt und so nicht in Versuchung kommt, mir meinen braven Novizen wegzuschnappen." —

Wieder ritten die zwei zum Tor hinaus und in den Winter hinein.

„Jetzt glaub' ich bald, Frater," meinte der Abt, „daß auch ich in diesem Krieg verwildere. Immer unterwegs. Von Chorgebet und Ordensregel ist fast keine Rede mehr, und mit der Pistole im Halfter sitzt der Abt von St. Georgen meist im Sattel und reitet in der Welt umher."

Wieder ging's Amptenhusen zu, von dort aber zunächst nach Tuttlingen zum Obrist Vitzthumb. Unterwegs ward in Möhringen der dortige Amtmann und Badefreund Johann von Reischach besucht.

Vitzthumb sollte dem Abte noch Briefe an Altringer im Sinne seiner Mission mitgeben, was er um so lieber tat, als Altringers Generalfeldwachtmeister, Obrist Rudolf von Ossa, dem Vitzthumb bereits geschrieben hatte, den Äscher nicht im Stich zu lassen.

Aber in Tuttlingen vernahmen sie auch, daß der Obergeneral der kaiserlichen und bayerischen Truppen nicht bei Überlingen, sondern draußen im schwäbischen Allgäu, zwischen Waldsee und Memmingen sich befinde.

Unverdrossen reiten sie weiter. In Überlingen ist aber-

mals alles überfüllt von Landleuten und Soldaten. Alle Quartiere zum Erdrücken voll. Am folgenden Morgen durcheilen sie den Linzgau und kommen auf den Abend nach Ravensburg. Endlich am dritten Tage treffen sie vor Waldsee die Nachhut des Altringerschen Gewalthaufens unter Obrist von Ossa.

Von dem erfuhr der Abt, nachdem er ihm seines Weges Absicht verraten hatte, daß das Heer Altringers ganz in der Nähe in Schlachtordnung aufgestellt und der General dabei sei.

„Habt Ihr einen Bandelierreiter vom Ascher als Salvguardia bei Euch?" fragte der Obrist, den Begleiter des Abtes wohlgefällig musternd.

„Nein, Herr!" erwiderte der Abt, „es ist ein Frater meines Klosters, der meist mit mir auf Reisen geht, auch dem Herrn Ascher schon gedient hat und so nach und nach mein völlig militärischer Kompagnon geworden ist."

„Donnerwetter, Herr Abt, der sitzt stramm auf seinem Gaul und ist in sein Reiterkostüm wie gegossen! Keiner meiner Leutnants macht eine so schöne Figur. Wenn Ihr in Eurem Kloster lauter solche Fratres habt, kann Euch nichts Leids geschehen." —

Kaum vom Obrist weggeritten, sehen sie das Heer Altringers „wie eine schwarze Wolke" über den Feldern bei der Stadt Waldsee lagern.

Im Schloß der Truchsesse von Waldburg trifft der Abt den gesuchten General, der ihn freundlich empfängt und seine Botschaft anhört.

„Aber," sprach er, „ich bin jetzt auf vollem Marsche, muß mich mit meinen Obristen beraten und treffe diese erst in Leutkirch wieder. Zieht mit uns, Herr Abt, ich stelle Euch meinen Wagen zur Verfügung, und in Leutkirch sollt Ihr Bescheid bekommen."

Was blieb dem armen Prälaten anders übrig, als dankend ja zu sagen.

Wie staunte nach des Abts Rückkehr in die Herberge der

Frater, als es hieß, morgen weiterziehen mit der ganzen Armee. Und wie vieles hatte er erst zu schauen und zu mustern, als der Morgen kam und die Regimenter durch die Stadt zogen: Pikeniere, Hellebardiere, Musketiere, Artilleristen als Fußvolk, Lanzenreiter, Kürassiere, Arkebusiere und Dragoner als Reiterei und neben diesen noch als irreguläre Reiter die gefürchteten Kroaten.

Die nachfolgenden Weiber, Buben, Troßknechte, Marketender, Kommißmetzger, Sudelköche, Handwerker, Hausierer, Waibel und Steckenknechte gaben dem ganzen den Anschein einer Völkerwanderung.

Auf den Wagen des Generals verzichtete der Abt; denn sein Pferd wäre nicht lange ohne Reiter gewesen in diesem wilden Meere von Menschen. Und so ritten, als vor dem Städtchen draußen die Truppen sich teilten, die zwei Mönche mit dem rechten Heeresflügel unmittelbar vor dem Troß des Weges dahin.

Nur langsam bewegt sich der Gewalthaufe weiter. Es wird Abend, lange bevor sie das Städtchen Leutkirch erreichen. Wohin sie kommen in den Dörfern, ist jedes Haus übervoll von Soldaten. Endlich finden sie im Dorf Sonthofen bei einem greisen Bauersmann, der einen Sohn als Prior im Eremitenkloster zu Bonndorf auf dem Schwarzwald hat, ein Nachtquartier, aber ohne Bett und als Nahrung Wasser mit trockenem Brot.

Nachts kommen Reiter und begehren Einlaß. Mit guten Worten, und da sie den Frater für einen Kameraden halten, werden sie abgetrieben.

Mit Tagesanbruch aufbrechend, langen die zwei Villinger zeitig genug in Leutkirch an, um bald darauf zu vernehmen, daß sie den ganzen Ritt vom Schwarzwald bis herauf ins Allgäu zur Winterszeit umsonst gemacht hätten.

Altringer hält Kriegsrat. Alles ist gegen eine Expedition nach Villingen, um gegen die Württemberger zu operieren. So lange Horn in Bayern liege, so hieß es, ließe der Kur-

fürst, in dessen Namen Altringer kommandierte, seine Völker nicht aus dem eigenen Lande ziehen. Dem Markgrafen von Baden aber in seine Dispositionen eingreifen wolle und könne der kaiserlich-bayerische General nicht.

So bekam der Abt für seine Mühe nichts mit als einen Brief an die Villinger, recht standhaft zu sein, einen zweiten an den Kommandanten mit dem üblichen Bedauern und einen dritten als Schutzbrief für des Klosters Untertanen.

Auch zwei Dragoner gab ihm der Obergeneral noch mit auf den Rückweg bis zum nächsten Militärposten des Regiments König am Bodensee.

Unser Lienhard war unwillig über diese Begleiter, und schon im Dorf Gebratzhofen bestimmte er den Abt, sie mit einer Geldbelohnung zurückzuschicken, da es eine Schande für ihn, den Arkebusier, sei, und er im Notfalle auch leisten könne, was die zwei.

Überall trafen sie noch auf Altringers Nachtrab und auf den Troß, welch letzterer sich mit dem unterwegs in den Dörfern gemachten Raub beladen hatte, zur alten Beute hinzu.

Überall finden sie aber auch auf dem Weg über die Städte Wangen und Tettnang dem Bodensee zu alles verödet, die Dörfer verlassen, die Bewohner flüchtig in den Wäldern. Auf der ganzen Strecke begegneten ihnen nur vier Bauern.

„Herr Prälat," hub der Frater bei diesen furchtbaren Spuren des Kriegs unterwegs einmal zu reden an, „ich hab' mir in diesen Tagen, da wir mit dem Kriegsvolk zusammen waren oder, wie jetzt, seine Marschlinie durchreiten, schwere Gedanken gemacht. Ich darf sie Euch offenbaren und um Aufklärung bitten!"

„Wem soll eigentlich dieser Krieg Nutzen bringen? Die katholischen Stände kämpfen gegen die protestantischen, und die Zeche zahlt das arme Volk beider Konfessionen, die Bürger und noch mehr die Bauern. Ob katholisch oder

protestantisch, erbarmungslos wird das Landvolk ausgeraubt von den kaiserlichen Soldaten, wie von den Schweden. Nur die Offiziere und Soldaten haben Gewinn und Beute von diesem Krieg, sicher aber nicht die Religion, weder die katholische noch die protestantische. Und nun frage ich, warum leiden die, so am schuldlosesten sind, die Bauern und weiterhin die Bürger, so furchtbar und allein? Sie haben den Krieg weder verschuldet noch angefangen und tragen einzig seine Last, seine Not und sein Elend."

„Lieber Frater," entgegnete der Abt, „da fragt Ihr fast mehr, als ich Euch beantworten kann. Von jeher, das müßt Ihr auch noch aus Euern klassischen Studien wissen, haben die Völker gebüßt, was ihre Fürsten und die regierenden Herren überhaupt verschuldet haben. Und dies harte Gesetz geht durch alle Verhältnisse im Leben. Die Kinder leiden unter der Schuld des Vaters, und unser ganzes menschliches Elend haben wir von dem ersten Menschenpaar geerbt, ohne ihre Sünde geteilt zu haben. Selbst in der Tierwelt büßt die Herde die Schuld des schlechten Hirten."

„Aber gerade deshalb ist Gottes Sohn Mensch geworden und hat vorab dem armen, mühseligen und beladenen Volke sein Evangelium verkündet von einer andern, bessern Welt. Wenn diese Hoffnung nicht wäre, müßte der geplagte Bauersmann allüberall verzweifeln, besonders in unsern Tagen."

„Und erst dieser Krieg! Deutsche gegen Deutsche. Wie zerrissen ist unser armes Vaterland durch die Religionsspaltung und diesen Religionskrieg! So was an Zwietracht und Elend kennt die Weltgeschichte nicht. Und immer noch sieht man kein Ende. Niemand will an Frieden denken und Frieden machen. Die Fürsten wollen ihn nicht, weil keiner dem andern die Macht gönnt und alle gegen die kaiserliche Macht stehen. Die Soldaten und ihre Führer, hoch und nieder, wollen ihn nicht, weil sie allein noch was haben und essen, trinken und rauben, während das Volk hungert, ausgeraubt und verelendet ist."

„Gott im Himmel muß doch bald ein Erbarmen haben über unser armes Volk.“

„Aber wenn man sieht, wie sein Gebot verhöhnt wird und wie in der langen Kriegszeit alles verwildert ist in Glaube und Sitte, nicht bloß in den Feldlagern, auch im Volke, so muß man an Gottes Strafgericht glauben, und daß er seine Zuchtrute nicht so bald wegnehmen wird.“

„Wir selbst, lieber Frater, verwildern, wie ich schon wiederholt gesagt, in diesem Krieg. Klosterleute sollen wir sein, sind aber Vagabunden geworden, die ruhelos hin und her reiten. Und selbst zu Hause, wer mag da den rechten Geist eines Ordensmannes gewinnen in diesem ewigen Lärm und Tumult einer vom Feinde stets bedrohten Stadt?“

Der Frater schwieg einige Zeit und sprach dann: „Ich dank' Euch, gnädiger Herr, für die Belehrung. Daß auch Ihr nicht in die Geheimnisse der Weltregierung schauen könnt, tröstet mich, und ich will fortan meinen Zweifeln entsagen und bei Betrachtung all des Elendes, das über dem armen Volke liegt, denken: ‚Gott weiß, warum; ich brauch's nicht zu wissen.‘“ — —

Nach vielen Mühsalen über Schneefelder kamen die zwei geistlichen Reiter wieder ungefährdet vor die Tore von Villingen.

Die Briefe vom Altringer brachten keinen Trost, aber man bedurfte für jetzt auch keinen. Der Feind ließ sich nicht mehr sehen. Auch die Besetzung des Passes von Obersimonswald wurde, weil unnötig, zurückgenommen. —

Die Frühjahrssonne des Jahres 1633 hatte kaum den vielen Schnee weggeleckt, als die Villinger am 28. April ihre Tore öffneten und in feierlicher Dankprozession um ihre Mauern zogen.

Beim Obristleutnant fand nachher große Tafel statt mit zeitgemäßem, vielem Trinken. Auch der Abt ist geladen mit dem ausdrücklichen Wunsch, den Frater mitzubringen. Die zwei Bürgermeister und einige vom Rat sind ebenfalls Gäste

des Kommandanten, der heute auch einen interessanten Gefangenen an seinen Tisch zog, einen Schlachtenbummler im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Reiter des Kapitänleutnants Tanner hatten bei einer Streifpartie den Mann aufgegriffen und in die Stadt gebracht, einen Herrn Kasimir von Wamboldt von Umstadt in Hessen, ein „gelehrtes Haus, das den Soldaten nachzog, von Ketzerei angesteckt und ein kurioser Kauz."

Sämtliche Offiziere der Garnison bildeten noch weiter die Korona an der Tafel.

Als der Obristleutnant, wie bei den Soldaten jener Zeit üblich, zuviel hatte, stieß er mit dem Frater Leo an und sprach: „Ich trink' Euch zu, wackerer Klosterbruder, auf die Gesundheit Eures Abtes, der mich nächstens verklagen wird."

Der Prälat merkte den Hieb und sagte lächelnd: „Herr Kommandant, das Gewissen drückt Euch, ich weiß schon warum — weil in meiner Abwesenheit Eure Soldaten meinen Untertanen in Rothenzimmern die Pferde geraubt haben und weil Ihr wißt, daß ich einen Schutzbrief für die Klosteruntertanen vom General Altringer mitgebracht habe. Ich bin aber überzeugt, daß ich die Pferde durch Euern Machtspruch wieder bekomme."

„Ihr habt's erraten, Hochwürden, ich wollt' mit meinem Trinken auf Euer Wohl Euern Vorwürfen zuvorkommen. Doch die Pferde kann ich nicht mehr beschaffen. Die Beute gehört nach Kriegsrecht den Soldaten, die sie machen, und meine Reiter können in Dörfern, wo Klosterbauern und herzogliche beisammen wohnen, die katholischen nicht unterscheiden, und lang fragen können sie nicht; es muß gar schnell gehen bei so einer Streifpartie."

„Es ist traurig genug," erwiderte der Abt, „daß in diesem Krieg unsere Bauern von Freund und Feind ausgesogen werden. Ich will den Reitern gerne die gestohlenen Rosse mit einigem Geld auslösen, aber meine Bauern müssen sie

wieder haben. Es waren gestern schon einige von ihnen hier und haben bei mir Klage geführt."

„Die Gäule auslösen, das ginge eher. Kapitänleutnant Tanner, was meint Ihr dazu?"

„Ich," entgegnete der Angeredete, der neben dem Kommandanten saß, „ich würde dem Herrn Prälaten raten, sein Geld zu behalten; denn die Bauern sind keine Stunde sicher, daß sie die Gäule nicht wieder verlieren. Holen sie unsere Reiter nicht, so holt sie der Schwed oder der Württemberger oder die Franzosen, die dieser Tage zu den letzteren gestoßen sind und auf ihrem Hermarsch schon das Kinzig- und Gutachtal gebrandschatzt haben."

„Ihr habt recht, Leutnant," rief Ascher, „der Hochwürdige behält sein Geld und unsere Arkebusiere und Kürassiere behalten die Rosse."

„Hab' mir's gedacht, so kommt's," entgegnete ernst der Abt. „Aber so war es zu allen Zeiten bei den Soldaten; schon ein römischer Dichter sagt: ‚Nulla fides pietasque viris, qui castra sequuntur.'"

„Wie heißt das?" riefen jetzt alle Offiziere, die um den Kommandanten und um den Abt saßen.

„Das sollt Ihr Herren nicht eher erfahren, als bis ich die Pferde meiner Bauern wieder habe."

„Fehl geschossen, Herr Abbas, ich hab's wohl gehört und kann's den Herren Offizieren sagen," spottete der von Wamboldt unten von der Tafel her.

„Wie heißt's," riefen die Offiziere.

„Soll ich's sagen, Herr Abt?" fragte der Umstädter.

„Nur gesagt, meiner Bauern Rosse bekomme ich doch nicht, darum sollen die Herren auch was hören."

„Es heißt: Treue und Frömmigkeit finden sich nicht in den Kriegslagern."

„So ist's auch," lachten die Offiziere.

„Diese Übersetzung," meinte Abt Georg, „ist milde und nicht gefährlich."

„Auf gut Deutsch, Ihr Herren,“ hub jetzt der weinselige Bürgermeister Freiburger, ein Jurist, an, „auf gut Deutsch heißt's: ‚Soldaten geben gestohlene Rosse nicht zurück.‘“

„Bravo!“ jubelten die Offiziere, „also hat der Herr Prälat selbst auf seine Rosse verzichtet.“

„Und ich will den Herren noch ein lateinisch Sprichwort zitieren,“ rief der Wamboldt: „Bellum omnium pater — der Krieg ist aller Dinge Vater.“

„Ja,“ bemerkte lächelnd der Abt, „er ist auch der Vater Eurer Gefangenschaft.“

„Er ist aber auch der Vater des heutigen Mahles und der heutigen Prozession,“ meinte der Kapitän Störklin, ein tapferer Kriegsmann, in Neuenburg am Rhein daheim.

„Spaß beiseite, Hochwürden!“ nahm jetzt Ascher das Wort, „meine Reiter werden bald keine Klosterbauern mehr plündern. Ich habe zweifache Ordre, sobald als möglich von hier abzuziehen. Der Markgraf verlangt's neuerdings und auch der Marschall von Schauenburg, welch letzterer von Waldshut her im Anzug ist. Die Erzherzogin[1] hat beiden strenge Befehle geschickt, den Breisgau vom Feinde zu säubern. Ich soll gen St. Blasien aufbrechen und mich dort mit dem Marschall verbinden. Zugleich hab' ich meine Bestallung als Obrist erhalten.“

„Da gratulieren wir mit traurigem Herzen, Herr Obrist!“ meinte der Abt. Und die Bürgermeister und die Räte stimmten dem bei und begannen nun mit dem Prälaten den Obristen zu bestürmen, alles zu versuchen, um bleiben zu können. Denn Villingen sei verloren, wenn er mit seinen Truppen abzöge; die Württemberger würden alsbald die Belagerung wieder aufnehmen, und noch seien die in Bresche gelegten Mauern nicht hergestellt.

„So ungern manche Bürger die Soldaten kommen sahen,“

---

[1] Claudia, Prinzessin von Toskana, die nach dem Tode ihres Mannes, des Erzherzogs Leopold V., Regentin im Breisgau war.

hub der Stadtschreiber Meyenberg, einer der einflußreichsten Leute im Rat und gut württembergisch, zu reden an, „so ungern werden sie hören, daß dieselben mit ihrem tapferen Führer uns verlassen wollen. Soldaten und Bürger haben Waffenbrüderschaft geschlossen in den vielen Kämpfen, welche beide auf und vor den Mauern mit dem Feinde bestanden haben."

„Ich lasse den Kapitän Störklin mit 200 Kriegsknechten als Kommandanten hier, und die Bürger und Bauern sind auch Soldaten. Beide haben sich so gut bewährt und das Kriegshandwerk so trefflich gelernt diesen Winter über, daß sie die Stadt halten, bis ich, im Notfall, wiederkomme," gab der Obrist zurück.

„Und dann habt Ihr noch zwei Männer in Eurer Mitte, die allein eine ganze Kompagnie wert sind — den Spitalverwalter Singer und den Frater Leo. Der Singer hat bei dem letzten Überfall auf die zwei Fähnlein des württembergischen Kapitäns Spitz wie ein Held gefochten, und er allein hat diesen Kapitän und seine Frau gefangen genommen. Und der Frater da vermöchte sicher gerade so viel, wenn er den Degen führen dürfte wie ein Soldat. Doch Not bricht Eisen und zieht schließlich auch einem Mönch den Degen aus der Scheide."

„Den Spitalverwalter müßt Ihr mehr zurückhalten, er ist zu tollkühn und geht zu scharf drauf los, den Frater aber soll der Abt mehr loslassen — dann habt Ihr Villinger zwei Helden, die keinen Feind fürchten."

„Und im Notfalle will ich, wie gesagt, mit meinen Soldaten zurückkommen, wenn meine Vorgesetzten es erlauben. Zu diesem Behuf schlage ich Euch vor, wenn ich abmarschiere, mit mir eine Gesandtschaft zum Marschall Schauenburg ziehen zu lassen und dies von ihm zu verlangen."

„Einverstanden," riefen Bürgermeister und Räte, „und der Herr Abt soll unser Gesandter sein."

Dieser sagte zu; denn in Villingen war er, wie wir wissen,

nicht gerne, wenn die Württemberger wieder nahten. Er erbat sich aber und erhielt auch als Begleiter zwei angesehene Bürger.

„Wenn meine Trompeter," schloß der Obrist, „in den nächsten Tagen das zweitemal Alarm blasen, so richtet Euch, Herr Abt, und reitet den Franziskanern zu, denn nach dem dritten Trompetenzeichen wird abgeritten."

So geschah es. In der Nacht vom zweiten auf den dritten Mai zogen die Kaiserlichen ab zur größten Betrübnis der Villinger, die unter Tränen Abschied von den Soldaten nahmen und sie baten, doch bald wiederzukommen.

Sturm und Regen begleitete die Ausziehenden, unter ihnen der Abt und ein Klosterknecht. Der Frater Leo, so hatten die Bürgermeister sich vom Abte erbeten, sollte in Villingen bleiben und in allem dem „gemeinen Wesen" sich zur Verfügung stellen. —

Am folgenden Morgen beruft der neue Stadtkommandant Kapitän Störklin den Spitalverwalter Singer und den Klosterfrater in seine Wohnung, eröffnet ihnen, daß der abgezogene Obrist ihn nochmals besonders auf sie aufmerksam gemacht und ihm befohlen habe, sich mit ihnen ins Benehmen zu setzen.

„Den Spitalverwalter kenne ich längst," sprach der Kapitän, „er hat schon manchen Ausfall mitgemacht als kühner Reiter. Und von Euch, Frater, hab' ich schon oft gehört als tüchtigem Reiter und gutem Kundschafter."

„Wir wollen die Sache nun so verteilen. Ich führe das Kommando über die 200 Kriegsknechte und das Oberkommando über die Bürger und über die Bauern, die in der Stadt sind; Ihr aber, Verwalter, seid mein Leutnant bei der Bürgerschaft und der Klostermann bei den Bauern. So will ich's dem Rat heute zu wissen tun und dann allen waffenfähigen Männern in der Stadt."

„Solange der Feind nicht anrückt, nehmt Ihr, Frater, die Bauern mit vor die Stadt und besorgt die Wache bei

den Herden. Die Wiesen beginnen zu grünen, und in der Stadt ist Futternot, doppelte Not, weil die Bauern ihr Vieh mitgebracht haben, als sie bei uns aufgenommen wurden."

„Wir müssen, so oft es geht, täglich hinaus mit den Tieren. Da gilt es, klug zu sein und sich nicht überrumpeln zu lassen. Es gilt bei Überfällen mit dem Degen in der Hand Front zu machen, bis die Hirten das Vieh hinter den Stadtmauern in Sicherheit haben. Es ist dies ein Rückzug, der schwerer zu decken ist, als der von Kriegsleuten."

Schon am folgenden Tage trat unser Lienhard, wieder als flotter Arkebusier ausgestattet, seinen Dienst an. Am gleichen Tage war auch der Abt heimgekehrt. Schon in Löffingen war ein Ordonnanzreiter des Marschalls von Schauenburg bei Äscher eingetroffen mit einem Briefe, der ihn mahnte, seinen Zug zu beschleunigen und zugleich den Villingern seine Zusicherung zu geben, daß der Obrist nötigenfalls zurückkehre.

So war der Zweck der Sendung des Prälaten erreicht, und er ritt mit dieser Trostbotschaft wieder der geängstigten Stadt zu.

Eben war er mit seinem Reitknecht in das Weichbild derselben gekommen, als er auf ihrer Nordseite einen Kampf bemerkte. Die Württemberger hatten kaum erfahren, daß Äscher abgezogen sei, als sie der Stadt sich näherten und vor den Mauern höhnten.

Der Spitalverwalter Singer ließ sich das nicht lange gefallen; er machte einen Ausfall mit Bürgern, denen sich Soldaten anschlossen, vertrieb die Feinde, wagte sich aber zu tollkühn vor und wurde schwer verwundet. Er erlag dieser Verwundung einige Wochen später. Der tapferste Bürger war mit ihm fort.

Durch Singers Tapferkeit kam der Abt ungefährdet in die Stadt zurück, wo ihn die Kunde erwartete, das Klösterle in Rippoldsau und das Kloster in Amptenhusen seien von den Württembergern geplündert worden. —

Fast täglich zeigte sich fortan der Feind, aber die Villinger fürchteten ihn nicht. So oft er kam, zogen sie ihm mannhaft entgegen und verjagten ihn. Nächtliche Ausfälle, um Beute zu holen, vorab Vieh, gingen nebenher. Täglich kamen Landleute, Schutz suchend, in die Stadt, und wurden die Männer als Kriegsknechte aufgenommen und vereidigt.

Ins Feld aber zog jeden Morgen auf ungefährdeter Seite der Frater Leo mit den Bauern und den großen Herden, unermüdlich spähend und den kostbaren Schatz weit umreitend, um jede Gefahr zeitig zu merken. Daneben suchte er die Weinfuhren, welche von Furtwangen und Vöhrenbach den Wald herauf aus dem Breisgau kamen, sicher in die Stadt zu bringen. Es gelang immer.

Doch bald verging diese friedliche Arbeit. Der Herzog Eberhard von Württemberg, erbost über die steten Ausfälle der Villinger und die Brandschatzungen seiner Untertanen, beschloß, energischer vorzugehen und gab Befehl zur Belagerung der Stadt. Obrist Rau fordert erst zur Übergabe auf. Die Bürger versammeln sich wieder in der Franziskanerkirche und schwören einhellig, ihre Stadt zu verteidigen.

Ascher, sofort avertiert, schickt den Leutnant Tanner mit fünfzig Reitern. Dieser gebot alsbald, wer Pferde habe und tüchtig sei im Reiten, müsse sich seiner Truppe anschließen, sonst könne er nichts ausführen angesichts einer Belagerung, die Ausfälle erfordere.

Zwischen der Stadtmauer und dem Kloster lag der Klostergarten, in dem der Abt zur Sommerszeit allabendlich promenierte. Hier hatten ihn der Hauptmann Störklin und der Leutnant Tanner aufgesucht.

„Herr Abt," begann der Kapitän, „Ihr wißt ohne Zweifel schon, daß, außer der Aufforderung Rau's, in der letzten Nacht noch der Herzog Julius von Württemberg einen Trompeter in die Stadt gesandt und die Bürger zur Huldigung aufgefordert hat, weil die Krone Schweden die ganze Baar samt

Villingen ihm geschenkt habe für seine dieser Krone geleisteten Dienste."

„Jetzt haben wir es mit zwei Herren zu tun, mit dem Eberhard und mit seinem Vetter Julius. Einer wird dem andern Hilfe leisten, und die Not wird groß werden."

„Noch in der Nacht," entgegnete Abt Georg, „kam mein Advokat Dr. Steidlin ins Kloster und meldete mir den Vorfall. Es ist traurig, daß wildfremde Leute, wie der schwedische Kanzler Oxenstierna, in Deutschland Länder austeilen und Städte verschenken. Aber die Villinger werden jetzt nicht mehr über mich schimpfen, daß ich ihnen die Württemberger auf den Hals gehetzt hätte, nachdem der Oxenstierna ihnen selbst den Herzog zu ihrem Herrn gemacht hat. Sie müssen sich jetzt mit mir wehren, und das freut mich eigentlich. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Doch die Stadt hat dem Herzog tapfer abgesagt, und wir müssen jetzt zusammenstehen zur Abwehr. Was ist Euer Begehr, Ihr Herren? Ihr werdet mich zu allem bereit finden, was ich leisten kann."

„Wir verlangen, Herr Abt," nahm Leutnant Tanner das Wort, „Euere Klosterpferde zum Dienst und Euere Knechte und den Frater Leo als Kombattanten und Reiter; denn an solchen fehlt es uns vorab. In Furtwangen liegt eine große Sendung Salpeter für die Stadt zur Pulverbereitung, die muß noch herein, ehe der Württemberger vor den Mauern sitzt. Er hat sein schweres Geschütz noch in Rottweil, und diese Galgenfrist muß benutzt werden."

„Den Frater laß ich nicht gerne unter die Truppe in Reih und Glied. Aber es wird nicht anders gehen; die Not ist am Mann," entgegnete der Abt.

„Bah, Hochwürden," meinte der Leutnant, „keine Skrupel wegen des halbgeistlichen Fraters. In Breisach ist, ehe ich abritt, die Kunde eingetroffen, daß ein spanisches Heer, auf dem Weg nach den Niederlanden, aus Italien nach Deutschland kommt und uns hilft. Sein Kommandant ist der

Kardinal-Infant Ferdinand. Der Vortrab seines Heeres unter dem Herzog von Feria ist schon diesseits der Alpen. Wenn Kardinäle in den Krieg ziehen, darf's auch ein Frater. Reden wir also nicht mehr über den Punkt."

„Und nun hab' ich noch eine Kleinigkeit," sprach der Kapitän. „Draußen auf den Wiesen vor dem oberen Tor sind des Klosters Fischweiher. Die Bürger möchten sie noch ausfischen, ehe die Schwaben, die schon oft darin gefischt, es wieder tun. Ihr werdet nichts dagegen haben, Herr Abt, und den Villingern und meinen Soldaten auch einmal ein Fischessen gönnen in dieser harten Fastenzeit."

„Meinetwegen, die Villinger haben in letzter Zeit so wie so darin geholt, was sie bekommen konnten, und einige Bürger, die von einem Ausfall zurückkamen, machten mir letzthin zwei von meinen eigenen Fischen zum Präsent, wie zum Spott."

„Aber jetzt haben die Herren sicher noch etwas auf dem Herzen — einen Trunk aus dem Klosterkeller."

„Soldaten können immer trinken," riefen die beiden, „sie dürsten nach Taten und nach Wein, und wir versuchen gerne auch den Benediktinerwein. Er soll gut sein und eigenes Gewächs. Unsere Quartierherren, die Franziskaner, die müssen den ihrigen kaufen oder betteln, und da gibt's nicht immer den besten."

Der Prälat nahm die Offiziere mit in die Konventstube und ließ ihnen vom besten Hecklinger aufstellen, bis der Abend kam und die Betglocke mahnte zum Aufbruche aus der klösterlichen Stille. —

Andern Tags erschien schon frühe ein Korporal von Tanners Reitern, requirierte die Klosterpferde, die Knechte und den Frater und übte die Mannschaft fortan in bestimmten Stunden auf dem Marktplatz im Reiten, Fechten, Schießen und Manövrieren ein. Bürgerssöhne, Studenten und bessere Bauern, die in die Reiterei eingetreten, waren mit dabei, und bald hatte der Kapitänleutnant Tanner 200 flotte Reiter zu seiner Verfügung.

Glückliche Ausfälle wurden gemacht, die Salpeterwagen und andere Vorräte hereingeschafft, und alles ist guten Mutes in der Stadt, welche die Württemberger immer enger einzuschließen beginnen. Jeden Abend kommt der Frater Leo zum Abt und erzählt, was tagsüber vorgefallen.

Blutig und unglücklich ging es nur her am 3. Juli 1633, wo der Frater die Feuertaufe erst recht erhielt.

Die Villinger waren durch die siegreichen Gefechte gegen den Feind tollkühn geworden und wollten fast täglich vor die Tore hinaus. Ein Offizier Äschers, Butschlin, der eben erst mit 50 Mann zu Fuß eingerückt war, hatte abgeraten an diesem Tage; man müsse das Glück nicht forcieren, es sei ohnedies ein Unglückstag; er habe Morgenrot am Himmel beobachtet.

Die meisten folgten seinem Rat; einige Hundert Bürger und Bauern aber zogen, geführt von einem Wiener, einem Feldwebel, aus und fielen in einen Hinterhalt des Feindes, der meist aus Franzosen bestand oder, wie die Villinger sagten, aus „schwedischen Franzosen".

Von den Stadtmauern aus sah man, daß es „letz" gehe; aber die Offiziere und Soldaten gönnten es mehr oder weniger den tollkühnen Bürgern und Bauern und rührten sich nicht. Nur Kapitänleutnant Tanner kam ihnen mit 50 Reitern zu Hilfe, unter ihnen unser Lienhard. Umsonst, auch diese wurden geworfen, und mit überlegener Gewalt fiel der Feind über die Ausgefallenen her und machte viele nieder.

Nur des Fraters Tapferkeit hieb den Leutnant aus einem Angriff dreier französischer Reiter frei, von denen der eine, ein riesiger Geselle, den beiden Villingern nachjagte und den Offizier noch kurz vor dem Franziskanerkloster niedergemacht haben würde, wenn nicht der Klosterbruder ihm zuvorgekommen wäre und dem Franzosen einen tödlichen Stich beigebracht hätte.

Erst als die in der Stadt endlich zu Hilfe kamen, zog sich

der Feind zurück. Mehr als 150 Tote und Verwundete wurden hereingetragen, unter den ersteren auch einer der Studenten, Spech, der bei den Reitern eingetreten war.

Mit Bewunderung hatten Bürger und Soldaten von den Mauern aus zugeschaut, wie unser Frater mit dem riesigen Franzosen einige Zeit ritterlich gefochten und ihn dann zu Fall gebracht hatte. Am dankbarsten war ihm der Leutnant Tanner, der um so weniger gerne gefangen genommen oder gar getötet worden wäre, als er wenige Tage zuvor seine Hochzeit mit einer Villingerin gehalten hatte.

Dem Feinde lebendig in die Hände zu fallen, war sicherer, grausamer Tod, wenn nicht ein glücklicher Zufall eintrat. So war auch einer der Reiter, die hinausgeritten, in Gefangenschaft geraten. Er hieß von seinem Gewerbe nur der „Hosenstricker". Im Lager der Feinde wurde ihm durch einen hessischen Soldaten, der früher als Gefangener nach Villingen eingebracht worden war und dem der Hosenstricker zur Flucht verholfen, diese ebenfalls ermöglicht. Er sah aber noch, wie gefangene Bürger an den Füßen in Kamine gehängt und zu Tod geräuchert wurden.

Ein Troßbub des Feindes war ertappt worden, da er eine Mühle vor der Stadt anzündete. Die Villinger verbrannten ihn vor dem Franziskanerkloster lebendigen Leibes. Der Bub war so trotzig im Tode, daß er, als der Holzstoß nicht recht brennen wollte, rief, er habe bei dem Mühlenbrand ein besseres Feuer angemacht. —

Als Herden- und Hirten-Kommandant hatte der Frater Leo jetzt eine neue schwierige Aufgabe. Das Gras für das liebe Vieh konnte nur durch Ausfälle unter seiner Leitung in die Stadt gebracht werden. Bei so gefährlicher Art des Holens wurde der Futtermangel bald empfindlich. Darum zogen jetzt auch Weiber und Mägde mit den Bewaffneten hinaus, wurden aber öfters überfallen, und manche büßten mit Tod oder Gefangenschaft eine friedliche Arbeit. Mehr denn einmal rettete nur die Schnellig-

keit seines Pferdes den ritterlichen Hirtenmeister vor dem gleichen Lose. —

Nach allen Seiten schrieben die Villinger um Sukkurs, aber es kam keiner. Der Feind wurde immer drohender. Droben am „Hubenloch“ hatte jetzt der Herzog sein grobes Geschütz aufgestellt und wiederholte, ehe er zu bombardieren anfing, seine Aufforderung zur friedlichen Übergabe mit allen freiheitlichen Versprechungen.

Er wurde abgewiesen und schoß nun am 14. August in die Stadtmauer beim Riedtor bedenkliche Breschen und sandte in die Stadt selbst Granaten. Häuser wurden abgetragen und nächtlicherweile die Mauern mit dem Material repariert.

Aber Nachtwachen und Hunger hatten die Bürger erschöpft.

„Wenn jetzt nicht bald Hilfe kommt,“ berichtete eines Abends, von den Mauern kommend, der Frater dem Abt, „so geht der Feind zum Sturm über. Aber sie sollen nur kommen, die Württemberger und die schwedischen Franzosen, wir wollen sie mit blutigen Köpfen heimschicken.“

„Die Hilfe kommt,“ sprach ernst der Abt; „der Kapitän Störklin hat mir eben sagen lassen, vor einer Stunde sei ein Reiter mit weißer Fahne bis an das Niedertor geritten, verfolgt vom Feinde. Eingelassen, habe er einen Brief gebracht vom Obrist König von Lindau mit der Meldung, Truppen des Herzogs von Feria seien auf dem direkten Marsch gen Villingen. Also Mut!“

„Das will ich gleich noch drüben am Obertor bekannt geben,“ sprach der Frater und eilte davon.

„Der Frater Leo,“ meinte der Abt, als der Reiter fort war, zum P. Bonaventura, „ist ein ganzer Soldat geworden. Man denkt gar nicht mehr daran, daß er ein Mönch sei, so hat man sich gewöhnt, ihn als Soldaten zu sehen. Er ist unermüdlich. Der Kommandant ist des Lobes voll über sein tapferes, umsichtiges Verhalten. Ruhelos sei er Tag und Nacht im Dienste bei nächtlichen Ausritten wie auf der Mauer,

wo er tagsüber beim Geschütz seinen Mann stelle. Zweimal schon habe ihn der Leutnant Tanner, dessen Kornett krank sei, zum Kornett ernennen wollen, er habe es aber abgelehnt unter Hinweis auf seinen Stand."

„Allen Soldaten gebe er ferner das Beispiel eines frommen Kriegsmannes. In den Wachstuben kniee er nieder, wenn die Angelusglocke von den Kirchen ertöne, und bete. Bei Soldaten, Bürgern und Bauern sei er gleich beliebt und heiße nur der ‚Münch'. Mit ihm wollten alle gehen bei Ausfällen, weil sie meinten, mehr Glück zu haben." —

Die Hoffnung auf Hilfe, welche alles neu belebt hatte, ging zu Schanden. Horn hatte durch eine Abteilung seines Kriegsvolks die zum Entsatz Villingens bestimmte Mannschaft Ferias bei Mülheim an der Donau geschlagen und zerstreut.

Der Herzog erneuerte sein Schießen aus alten und neuen Batterien und schritt am 8. September zum Sturm, nachdem eine nochmalige Aufforderung zur Übergabe trotzig von Bürgern und Soldaten abgewiesen worden war.

Der 8. September 1633 war ein Heldentag für Villingen. Ungebeugt durch die den ganzen Tag währende Beschießung, wuchs mit der Gefahr der Mut der Bürgerschaft und der Besatzung. Frauen und Knaben beteiligten sich an der Verteidigung. Alle hofften auf den Schutz der Mutter Gottes, deren Festtag ja war. Einer frommen Jungfrau in der Stadt, so hieß es, sei die Himmelskönigin erschienen und habe sie versichert, die Stadt werde unter ihrem mächtigen Schutze stehen.

Nachdem der Feind mehr denn 600 Kugeln in die Stadt geworfen, schritt er mit drei Regimentern am Nachmittag zum Sturm. Voran das „schottische Regiment", welches sich gegen Zusicherung der ersten Beute zum Vorantritt angeboten.

Der Angriff erfolgte an allen vier Toren. Am heftigsten tobte der Kampf am Riedtor. Zweimal erstieg der Feind die Mauern, zweimal ward er hinuntergeworfen. In den

vordersten Reihen kämpfte hier unser Frater. Das schottische Regiment verlor alle Offiziere und drei Vierteile seiner Soldaten.

Die Bauern, meist nur mit Hellebarden bewaffnet, kämpften wie Löwen. Die Weiber trugen Steine, heißes Wasser und selbst Bienenkörbe auf die Zinnen, um damit den Feind abzuwehren.

Als dieser nach Verlust von 800 Mann bei Einbruch der Nacht geschlagen abzog, bedauerten es viele Bauern, daß man nicht länger zu fechten hätte, denn „es wären ihnen und ihren Kolben noch zu wenig zuteil geworden".

Ermutigt durch des Feindes Abzug, ruft der Leutnant Tanner seinen Reitern am Riedtor zu: „Die Pferde holen, wir jagen dem Feinde nach. 's muß auch noch Beute geben für die schwere Arbeit des Tages!"

In den dunklen Abend hinein sausen bald darauf eine Anzahl Reiter, die am schnellsten sich beritten gemacht; ihnen voran der Leutnant und der Frater, um den Feind noch zu erreichen, ehe er in seinen Verschanzungen und unter dem Schutz der Batterien angelangt ist.

„Was regt sich dort drüben am Walde!" sprach der Leutnant, sein Pferd anhaltend; „ich sehe Windlichter dort aus ‚Zollers Wäldle', wo bisher kein Feind stand. Wollt Ihr dorthin reiten, Frater, mit zwei Reitern und Kundschaft holen, dieweil ich denen vor uns noch etwas abjage und die Musketiere und Bürger hinter uns die gefallenen Feinde ausziehen? Ihr nehmt doch nie eine Beute und versäumt drum nichts. Die Reiter bei Euch will ich aber schon schadlos halten, falls Ihr nicht selbst bessern Fang macht, als wir."

Freudig sprengte Lienhard mit seinen Gefährten von der Truppe weg und dem Wäldle zu. — Sie kamen nicht mehr zurück. Vergebens ging der Leutnant, als er von der Verfolgung zurücktritt, mit einer neuen Patrouille an die Stelle, wohin er den Frater gesandt. Aber alles war totenstille in und um das Wäldchen.

Die Wächter am Tore spähten die ganze Nacht, ob nicht Reiter der Stadt sich näherten. Umsonst, der tapfere Frater und die zwei Reiter mit ihm waren und blieben verschwunden. —

Auf die Nachricht, daß Feria mit den Spaniern diesseits der Alpen sei, war der kaiserliche Feldmarschall Altringer aus Bayern nach Oberschwaben gezogen, um sich mit ihm zu vereinigen. Der schwedische Feldmarschall Horn, der Konstanz belagerte und von dem Vorgang in den kaiserlichen Lagern unterrichtet war, meldete dem Herzog von Weimar, der mit seinem Haupthaufen bei Donauwörth lag, und dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, der im Elsaß stand, was vorging. Der letztere zog alsbald durch den Breisgau und das Höllental dem Bodensee und Bernhard von Weimar von der Donau weg Schwaben zu, um die Vereinigung der Kaiserlichen zu hindern.

Dem Pfalzgrafen vorauf war auch noch eine Kompagnie Reiter, die zum Regiment des Obristen Reinhold von Rosen und zum Weimarschen Heere zählte, den Schwarzwald heraufgeritten.

Diesen Reitern war der Lienhard und seine zwei Begleiter in die Hände gefallen.

9.

Die Kunde, daß der Schwed sich den süddeutschen Gebieten nähere, hatte schon im Sommer 1631 ihre Schatten bis an die Kinzig geworfen.

In der fürstenbergischen Herrschaft Haslach waren die Bauern auf den 6. Juni des genannten Jahres ins Städtle bestellt worden, mit „ausgelegter Wehr“, um den Wachdienst zu ordnen.

Der damalige Herr von Hasle und dem Kinzigtal, Graf Friedrich Rudolf von Fürstenberg, stand als General-Feldwachtmeister in kaiserlichen Diensten und hatte zu dieser Heerschau seinem Amtmann Auftrag gegeben.

Es muß ein schönes Schauspiel gewesen sein, als die Buren um Hasle alle einrückten mit Sensen, Hellebarden, Piken, Musketen, selbst noch mit Armbrusten. Die Sturmhaube aber fehlte keinem.

Am stolzesten, wir wissen es aktenmäßig, zogen die Mühlenbacher daher; sie hatten einen „Pfeiffer" und einen „Drummenschläger" bei sich und eine Fahne.

Wenn heute die Landwehr irgendwo sich versammelt, denkt kein Mensch daran, den guten Leuten, die fürs Vaterland einen weiten Weg in die Stadt gemacht haben, einen Trunk von Staats wegen zu kredenzen.

Die Buren und Bürger, welche im Dreißigjährigen Krieg in Hasle an jenem Junitag ihre Wehrhaftigkeit zeigten, erhielten aus dem „landgräflichen Keller" jeder eine Maß Wein, als die Revue, welche der Oberamtmann abnahm und bei der auch die Haslacher paradierten, vorüber war.

Eine Maß reichte aber in jenen Tagen einem Deutschen nicht, darum tranken sie weiter, die Mannen, im Rappen und im Kreuz und im Adler, bis sie tollkühn alle Schweden herbeiriefen, um ihnen die Kraft ihres Weines zu zeigen.

Die Mühlenbacher bekamen Streit mit ihrem eigenen Fähndrich, Hans Meßmer, nahmen ihm die Fahne, zerrissen sie und schlugen ihm den Federhut vom Kopfe.

Der Spaß kostete die rebellischen Landwehrleute 100 Reichstaler Strafe an die „Herrschaft" und Beschaffung einer neuen Fahne und eines Federhuts für den Fahnenträger. Der herrschaftliche Wein war bezahlt.

Nach dieser Heerschau harrten die Kinzigtäler der Dinge, die da kommen sollten. Es ging noch Jahr und Tag, bis der Schwed kam, und friedlich saßen allabendlich im Rappen der Obervogt, der Pfarrherr, der Schulmeister und die bessern Bürger, die wir bereits kennen.

Eines Abends, es war im September 1632, brachten Bauern aus dem Obertal die Kunde, die Schweden kämen in hellen Haufen von Freudenstadt und von der Brenzebene her.

Der Oberamtmann befand sich schon im Rappen, und so kam die Schreckensbotschaft zuerst dorthin.

Der Schulmeister muß an die Tore eilen und sie schließen lassen, der Hochturmwächter ins Horn stoßen, damit die Bürger sich versammeln. Nachtwachen werden alsbald auf den Toren und Rundtürmen organisiert. Jammern und Wehklagen der Frauen geht durch alle Gassen. Wenige Augen schließen sich in jener Nacht vom 6. auf 7. September.

In der Nacht noch eilen Boten in die Täler, die Bauern zu alarmieren und die Bewaffneten in das Städtle zu bringen.

Basche Holl, der Wächter am obern Tor, horchte und schaute, von Bürgern umgeben, jede Sekunde zur Turmluke hinaus, ob er nicht die Hufe der Rosse höre oder die dunkle Wolke des Feindes sehe.

In all dem Getümmel und der Aufregung kam noch gegen Morgen ein Bote das Tal herauf und signalisierte die Schweden, die bereits vor Offenburg lägen, auch von unten her.

Schweden von allen Seiten, das war zu viel für die Haslacher.

In aller Frühe rückten etwa 100 Bauern an; die übrigen wollten zunächst die Dinge in ihren Dörfern abwarten.

Gegen Mittag kamen Reiter das Tal herunter. Einer ritt als Parlamentär vors obere Tor, begehrte Einlaß und zum Schultheißen geführt zu werden. Diesem eröffnet er, der Herzog Julius von Württemberg sei mit seiner Armee im Anzug und fordere die Stadt auf, sich unter schwedischen Schutz zu begeben unter Zusicherung der Freiheit der Religion, der Privilegien, des Archivs, der Befreiung von Besatzung und Bewilligung einer Sauvegarde. Widerstand nütze nichts. Feldmarschall Horn sei mit seinen Gewalthaufen ebenfalls bereits drunten an der Mündung des Tales angekommen. Husen habe sich dem Herzog schon auf dem Herwege ergeben.

Der Schultheiß berief mit der Rathausglocke Rat und Bürgerschaft, und eine Stunde später hielten die Württem-

berger ihren Einzug. Die Bauern wurden ungefährdet heimgeschickt, und die Bürger entwaffneten sich.

So waren die Haslacher im Nu württembergisch-schwedisch geworden ohne einen Schuß und ohne einen Schwertstreich.

Ein Teil der Armee ging gleich weiter Offenburg zu, um sich mit Horn zu vereinigen. Ein Regiment blieb einige Tage im Städtle im Quartier. Die Soldaten waren aber nicht lauter biedere Württemberger, sondern Landsknechte aus aller Herren Länder. Raub und Beute war, wie aller Kriegsleute in diesem Krieg, auch ihre Parole. Bald ging allenthalben Klage durch die ganze Bürgerschaft: „Dem einen ist man in sein' Keller kommen, nit allein seinen Wein hinweg gefiehrt und verkauft, sondern auch unnutzlich lassen laufen; dem anderen hat man seinen Kornkasten visitiert, denselben spoliert und genommen, was ihnen gefallen; dem Dritten hat man seine Truhen und Kästen aufgebrochen, daraus seine silberne Bächerlin oder andere Kleinotien genommen, welche sie von vil Jahren her von ihren Vorältern bekommen. Und auf der Gassen weder bey Tag noch Nacht ist Niemandt sicher gewest, dem einen hat man seinen Huot ab dem Kopf genommen, dem anderen seinen Mantel ab dem Leib gerissen, auch den Geistlichen, so sie zur Morgen friehe haben wöllen in die Kirchen gehn, seindt ihnen die Soldaten begegnet, tribuliert und spöttlich angeschrawen, geschmeht und gescholten; den Weibern haben sie die Hüet, Stürtz[1] und Schlayer, Mäntel und andere Sachen abgerissen."

In wenig Tagen war das ganze Tal schwedisch besetzt. Die Reichsstädte Offenburg, Gengenbach und Zell mußten sich ergeben wie Hasle und Husen; Horn zog nach so getaner Arbeit dem Elsaß zu. Die Württemberger gingen wieder talaufwärts zurück. Unter dem Titel Sauvegarden blieben kleine Besatzungen in den Städten des Tales.

Der große Krieg tobte im folgenden Jahre in Bayern

---

[1] Eine Kopfbedeckung jener Zeit.

und Schwaben, der kleine im Breisgau und auf dem Schwarzwald.

Kommandant im Kinzigtal ist der schwedische Obrist Schaffelizki, der mit seinen Reitern zwischen Wolfach und Offenburg hin und her streift. Es gefällt ihm gut, sehr gut im Tale, vorab aber in Hasle.

Er wohnt jeweils im Amthaus, und erst neulich hat er dem Oberamtmann gesagt: „Es ist verdammt schön bei Euch. Ich will dem Feldmarschall schreiben, daß er mir bei unserm Reichskanzler Oxenstierna so was ausbittet wie die Herrschaft Haslach. Euer Graf hat sie ohnedies verwirkt als kaiserlicher General, und ich hab' noch kein Stück Land erhalten, wie so viele meiner Kameraden in unserer Armee. Ihr, Herr Fink, bleibt dann mein Amtmann und Obervogt und die Bauern sollen es gut haben unter meinem Regiment."

„Ja, Herr Obrist," erwiderte der Fürstenberger, „gut haben ist eine schwere Nuß für unsere Bauern. Sie sind vor Feind und Freund nicht sicher."

„Ich leg', wenn ich einmal hier Herr bin, von meinen Reitern so viel in die Stadt, daß sie die Dörfer ringsum wachend und wehrend durchstreifen können, und wer von ihnen meine Untertanen kränkt, den laß ich hängen. Item, mein Sinnen und Trachten bleibt die Herrschaft Hasle im Kinzigertal. Also, mein lieber Obervogt, Euch und den Bürgern von Hasle und den Bauern, so zur Herrschaft gehören, kann nichts Besseres widerfahren, als daß Ihr schaffelizkisch werdet."

Und so kam es. Wenige Monate nach dieser Unterredung, am 25. August 1633, schreibt der Obrist aus dem Breisgau an den Obervogt, Oxenstierna habe ihm die Herrschaft geschenkt und er werde demnächst zur Huldigung nach Hasle kommen. Im Weigerungsfalle hätten die Untertanen Tod und Plünderung zu erfahren.

Trübselig saß auf diese Botschaft hin die bekannte Gesellschaft am Abend im Rappen, und sorgenvoll sah alles der

nächsten Zukunft entgegen. Der Obervogt erzählte, daß er den Grafen Friedrich Rudolf nicht von dem Unglück benachrichtigen und um Rat fragen könne, er sei zu weit weg in Österreich. Er habe deshalb an des Grafen Bruder, Wratislaw, nach Meßkirch und an seinen Vetter Egon nach Heiligenberg Eilboten gesandt und angefragt, was er machen solle.

„Gewalt geht über Recht," meinte der Schultheiß. „Was wollen wir machen. Ringsum nichts als Schweden. Tod und Verheerung ist unser Los, wenn wir nicht huldigen. Ich werde deshalb der Bürgerschaft Unterwerfung empfehlen."

„Und ich," entgegnete der Obervogt, „ich fliehe, wenn vor dem Schweden keine Antwort von den beiden Grafen kommt. Drüben im Bad Griesbach, zwischen den Bergen des Renchtales, ist meine Familie schon. Dahin mach' auch ich mich."

„Wir Bürger," brach der Kaufmann und Rat Battier los, „wir müssen bleiben. Uns wird's nicht so leicht, Hab und Gut preiszugeben und davonzulaufen, wie den Herren. Drum bin ich auch dafür, daß wir huldigen."

„Nur nicht so spitzig, Herr Rat!" gab der Obervogt zurück. „Ich kann die Verantwortung meinem Herrn gegenüber nicht so leicht nehmen, wie Ihr, und so ist das beste, ich bleibe neutral und gehe."

„Wir aber können nicht die Neutralen spielen. Wir nehmen es Euch nicht übel, Herr Obervogt, wenn Ihr flieht, aber, wenn's später schief geht, werdet Ihr unsere Lage zu würdigen wissen, dem Grafen gegenüber" — entgegnete der Schultheiß.

„Ich bleibe einstweilen auch," äußerte der Pfarrer Ramsteiner. „Der Hirte gehört zur Herde."

„Ja, und der Obervogt zu den Bürgern," höhnte der Battier.

„Und ich," sprach jetzt auch der Schulmeister Andreas Mezger, „ich bleib' erst recht. Mir kann der Schwed zwar nichts nehmen, wenn ich fliehe, denn ich trage Hab und Gut

bei mir, und meine alten Stiefel haben mir die Württemberger letzthin schon mitgenommen. Aber ich bin Torschließer, und ein solcher darf sich erst zuletzt aus dem Staub machen."

So redeten die Männer hin und her und gingen frühzeitig und in ziemlicher Verstimmung auseinander. Am andern Morgen war der Oberamtmann fort — über die Berge in den Sauerbrunnen von Griesbach, einem durch den „Simplicissimus" des Schultheißen von Renchen, Hans Jakob Grimmelshausen († 1676), bekannten Rendezvous der Flüchtlinge jener Tage.

Schaffelizki wartete mehr denn zehn Tage in Geduld auf eine Antwort des Obervogts. Den Grund seines Schweigens mochte er sich denken. Aber gleichwohl betrachtete er die Herrschaft als die seinige. Am 8. September schreibt er aus dem Städtchen Herbolzheim im Breisgau und meldet, daß er am folgenden Tag selbst kommen und einen seiner Kapitäne mit einer Kompagnie Reiter mitbringen werde.

Er hoffe, die Tore offen zu finden, da seine Leute zugleich als Sauvegarde dienen würden, wenn, was demnächst der Fall, größere Harste schwedischer Truppen durchs Tal zögen.

Der Landschreiber, ein Vetter des flüchtigen Oberamtmanns, öffnet das Schreiben und bringt es dem Schultheißen, der alsbald den Rat und die Vierundzwanziger einruft.

„Was tun?" ruft Hans Engler, indes vorsichtiger geworden, den Bürgern zu. „Ich wollt' mir noch alles gefallen lassen, wenn der Schwed uns nur die Huldigung erließe. Immer kann dieser Feind nicht im deutschen Lande bleiben, und früher oder später kommen die Fürstenberger wieder, dann ist der Teufel los."

„Und wir Bürger müssen alle Suppen ausessen, welche die Herren uns kochen," meinte Hans Iselin, der Schmied und Vierundzwanziger.

„Ich weiß einen Rat," sprach bedächtig der Zimmermeister Michel Steiner, der eben erst das vom Grafen gestiftete Kapuzinerkloster gebaut hatte. „Der Pater Guardian

im Kloster ist ein sehr gescheiter Mann und gilt bei dem schwedischen Obristen sehr viel, weil die Kapuziner seit einem Jahre alle kranken Soldaten pflegen und beherbergen, die jener aus dem ganzen Tal ihnen zuschickt. Wir senden den Pater zum Schaffelizki, wenn er kommt, und der soll wegen des Nachlasses der Huldigung mit ihm paktieren."

„Einverstanden," riefen alle Versammelten, und alsbald begab sich der Schultheiß mit zwei Räten vors untere Tor hinaus ins Kapuzinerkloster.

Graf Christof, der vorige Herr im Tale, hatte dies Kloster zu errichten beschlossen, aber der Tod von der Hand seines Vetters Wilhelm von Fürstenberg hatte ihn daran verhindert. Sein Sohn Friedrich Rudolf nahm, wohl auch zur Sühne für manche Jugendverirrung, des Vaters Gelübde auf und gelobte, „eher kein gutes Hemd anzuziehen, als diesen Willen des Vaters nicht auszuführen".

Zu den Geldern, die er dazu bestimmte, gehörte auch der zehnte Pfennig vom Vermögen der wegen Hexerei verurteilten Personen. Es waren aber allein in den Jahren 1630 und 31 aus der Herrschaft sechs Hexen und drei Hexeriche hingerichtet worden. Unter den letztern Jörg Thoma, der Alte, auf der Pfaus, ein fast hundertjähriger Greis.

Eben waren die Zellen des Klosters mit acht Kapuzinern aus Freiburg bevölkert worden, als der Krieg sich ins Tal wälzte. —

Am 9. September 1633 gegen Abend kam Schaffelizki mit seiner Kompagnie vor dem untern Tore an und fand da zu seinem Empfang den Rat, die Geistlichkeit und viel Volk versammelt.

„Das lob' ich mir!" hub freundlich grüßend der Obrist an, „daß Ihr mich so gut aufnehmt. Soll der Stadt nicht zum Nachteil sein, einen schwedischen Obristen zum Herrn zu haben. Aber ich sehe den Obervogt nicht. Wo ist er?"

„Er mußte zu seiner Familie in den Sauerbrunnen nach Griesbach und läßt sich dem gnädigen Herrn empfehlen," antwortete der Landschreiber.

„Kann mir schon denken, was der Fuchs für Familienangelegenheiten hat," gab der Schwede zurück. „Es sind fürstenbergische. Aber laßt ihm sagen, wenn er nicht innerhalb drei Tagen hier ist, laß ich ihn drüben im Renchtal ausheben."

„Aber da seh' ich ja meinen alten Freund, den Pater Guardian," sprach Schaffelizki weiter, ritt zu dem Kapuziner hin und reichte ihm die Hand. „Der hält mir meine kranken Soldaten warm und pflegt sie wie ein rechter Christenmensch, obwohl sie meist Ketzer sind. Ich komme morgen in aller Frühe zu Euch, Pater! Für heut ist's zu spät zu einem Besuch."

„Aber ich, gnädiger Herr Obrist, möchte Euer Exzellenz heute abend noch eine Bitte vortragen," begann demütig sich verneigend der Kapuziner.

„Gerne will ich Euch anhören. Kommt nur mit ins Amthaus, wo mein Quartier bereit sein wird. Der Schultheiß hat wohl auch für meine Soldaten gesorgt bei den Bürgern."

„Es ist alles bereit für Euere Kompagnie, Herr Obrist. Die Offiziere liegen alle im Amthaus und die Reiter bei den Untertanen" — meldete der Angerufene. —

Bald war alles am Tor verschwunden bis auf den Wächter. In einem Zimmer des Amthauses parlierten der Obrist und P. Apollonius; so hieß der Guardian, der ein Freiburger war.

„Was ist Euer Begehr, Pater?" fing der Obrist an, nachdem er sich's bequem gemacht hatte in des Obervogts Stube. „Ich will Euch gerne gewähren, was in meiner Macht steht."

„In Euer Gnaden Macht stehen die zwei Dinge, die ich erbitte, Herr Obrist. Ich will sie gleich nennen, 's ist Kapuzinerart, nicht lange Umschweife zu machen. Ich bitte für die Bürgerschaft um Nachlaß der Huldigung und für den Obervogt um Frieden in seinem Sauerbrunnen."

„Teufel, das ist viel, brauner Mann! Doch laßt Euer Kapuzinersprüchlein hören."

„Nur Gottes Wort, mein Herr, währt ewig, nicht aber Eure Herrschaft über fürstenbergisches Land; Kriegszeiten sind für Soldaten Spielzeiten; heute Sieg, morgen Niederlage; heute rot, morgen tot; heute Herr der Landschaft Hasle, in kurzem nimmermehr. Die Kriegsobersten kommen und gehen, die Bürger müssen bleiben. Wenn sie Euch heute huldigen, kommt morgen der alte Herr und sieht sie scheel darob an. Euch kann es ja gleich sein, ob Huldigung oder nicht. Die Einkünfte sind Euch doch sicher, so lange Eure Soldaten unbesiegt im Tale liegen. Auch ist die Stadt erbötig, für den Nachlaß des Eides ein Extra-Douceur zu Euren Füßen zu legen."

„Und für den flüchtigen Obervogt bitte ich auch schön. Er hat mich nicht beauftragt, aber ich bin's ihm schuldig, für ihn einzustehen. Er hat viel getan für die Erbauung unseres Klosters, das ja Euch auch zugut kommt und mir Eure Gnade verdient hat, die ich jetzt ausnützen will."

„Was konnte der Obervogt Vernünftigeres tun, als wegzugehen, solange er keine Erlaubnis hatte, der Gewalt zu weichen und Euch die Herrschaft zu übergeben. Und diese Erlaubnis wird nie kommen. Die beiden Grafen, bei denen er angefragt, werden gar nicht oder nur ausweichend antworten."

„Ist der Bürger schlecht daran, wenn er einem abwesenden Herrn absagt, so ist's der Beamte dieses Herrn noch mehr. Also, Herr Obrist, habt ein Einsehen in die Lage der Bürger und des Obervogts, begnügt Euch mit dem Ertrag der Herrschaft und laßt im übrigen alles beim alten."

„Dies sind meine zwei Bitten, kapuzinerisch kurz und gut vorgebracht. Und nun bitte ich um gütige Entschuldigung und gnädige Gewährung. Wir Kapuziner wollen dann täglich des Herrn Obristen im Gebete gedenken, auf daß er ein langes, glückliches Leben habe und nach diesem Zeitlichen die ewige Seligkeit."

„Ihr verlangt gleich viel auf einmal, Pater, aber Ihr

habt Euer Sprüchlein gut gesagt," antwortete milder, als der Bittsteller es erwartete, der Obrist. „Ihr habt recht, die Herrschaft werde ich wohl nicht ewig behalten. Das Kriegsglück ist ein wechselnd Ding. Die Einkünfte kann ich leichter versorgen, als den Besitz der Landschaft bewahren. Ich will die Huldigung nachsehen gegen tausend Taler Lösegeld. Damit können die Haslacher sehr zufrieden sein. Mein Kamerad, der Kanoffski, hat in Freiburg die Huldigung verlangt und erhalten, und Freiburg ist eine andere Stadt als Hasle."

„Und auch den Obervogt will ich schonen, er mag kommen oder fortbleiben, er soll unbehelligt sein. Aber seinen Keller will ich mit meinen Offizieren strafen, solange wir da sind. Und nun geht, Pater, und meldet dem Schultheißen und dem Landschreiber meine Meinung."

Unter warmen Danksagungen und Segenswünschen schied der Pater Apollonius vom Schaffelizki, und Rat, Beamte und Bürger von Hasle atmeten leichter auf, als sie die gute Botschaft des Kapuziners erfuhren.

Der Obrist ließ am andern Morgen den Landschreiber und den Schultheißen vor sich kommen, schärfte ihnen für den Nachlaß der Huldigung um so größern tatsächlichen Gehorsam und Ablieferung der Zölle und Gefälle ein und verlangte für den folgenden Tag die fixierten Taler in klingender Münze. Mit dieser ritt er am vierten Tage wieder davon und dem Breisgau zu, seinen Kapitän mit den Reitern zurücklassend.

10.

Wieder saßen die Stammgäste im Rappen. Zu ihnen gesellte sich fortan regelmäßig der schwedische Kapitän, ein deutscher Protestant aus Sachsen, Jürgen Schulze. Er brachte neues Leben in die alte Gesellschaft durch die Erzählung seiner Erlebnisse und der Tagesneuigkeiten, die ihm allerlei Ordonnanzen, welche täglich talauf talab durchs Städtle ritten, zutrugen. Fürsichtig erzählte er aber nicht alles, was in den

letzten Tagen draußen sich zugetragen; die von Hasle erfuhren aber doch, daß der Obrist schon wenige Tage nach Antritt seiner Herrschaft von Horn, der vor Konstanz Haare gelassen hatte, in die Seegegend gerufen worden und mit seinem Regiment durch das Waldkircher Tal nach der Baar gezogen sei, daß die Schweden Freiburg verlassen und die Belagerung von Breisach aufgegeben hätten, weil Altringer und Feria mit 50 000 Mann in den Breisgau gekommen wären.

Auch das hatten die Bürger im Kinzigtal erfahren, daß die Kaiserlichen es den Untertanen nicht besser machen, als die Schweden, „daß sie das Land beiderseits des Rheins vil mehr verderbt und außgefressen als der Feind, insonderheit im Breisgaw auf dem gantzen Land alle Dörfer und Güeter, Matten, Gärten, auch wo sie in Quartieren gewesen, Alles verderbt und übel zugericht“.

Auf solche Nachricht hin war den Bürgern in Hasle und den Bauern im Tal der Schwed fast lieber, obwohl der auch nicht von Seide war, da jedem Reiter täglich, außer dem Quartier, ein Gulden Löhnung geleistet werden mußte und die Soldaten überdies bei den Bauern holten, was und so viel sie bekommen konnten. —

Eines Abends im Oktober erzählte Kapitän Schulze im Rappen, seine Dragoner hätten heute bei einem Patrouillenritt am Rorhardsberg einen alten, bäuerlich gekleideten Fremdling aufgegriffen und eingebracht, der vorgebe, ein Klosterknecht aus Villingen zu sein und im Auftrag seines Abtes eine Reise ins Elsaß machen wolle. Er, der Kapitän, traue dem verschmitzt aussehenden Alten nicht recht, vermute in ihm einen Spion und habe ihn einstweilen in den Rundturm beim „neuen Tor“ einsperren lassen.

Unten am Tisch, an welchem der schwedische Offizier das erzählte, saßen der Rappenwirt und Elsbeth, sein Weib, das nach getaner Arbeit, wie von jeher, auch zu den Gästen saß und ihnen gern zuhörte.

Da sie nun von einem Villinger Klosterknecht reden

hörten, sprachen sie alsbald: „Herr Rittmeister, wenn der Gefangene aus dem Kloster kommt, können mein Mann und ich leicht herausbringen, ob er die Wahrheit sagt; denn wir haben einen Sohn dort und kennen den Abt, sowie manchen Pater und Knecht."

„Ihr habt recht, Frau Wirtin," erwiderte der Offizier, „und es fällt mir jetzt ein, daß der Korporal mir meldete, der Kerl spreche von Bekannten, die er hier habe. Ich gab darauf nicht groß acht und befahl, ihn einstweilen die Nacht über zu internieren. Morgen soll er Euch vorgeführt werden."

„Was habt Ihr für Nachricht von Villingen, Bartlin?" fragte jetzt der Schultheiß den Rappenwirt. „Wie geht's dem Lienhard in dieser harten Zeit? Wie man hört, haben die Villinger viel mitgemacht."

„Hab' schon lange nichts mehr direkt von ihm gehört. Daß er freiwillig im Kloster blieb, wißt Ihr, und er hat wohl getan. Letzthin haben zwei Bauern aus dem Mühlenbach von ihm Grüße gebracht. Sie trafen ihn im Bregtal; er habe sie an der Tracht erkannt. Er kam von einem Dienstritt und erzählte den zweien, er sei viel auswärts und in und um Villingen ginge es her wie im Krieg."

„Jetzt wird er sein Gelüste am Reiten büßen können," meinte der Schultheiß weiter, „aber so lustig, wie damals im Sauerbrunnen, wird er wohl nimmer sein."

„Wenn ich nur nichts vom Krieg und vom Reiten hören müßte, wenn von unserem Lienhard die Rede ist," hub jetzt Frau Elsbeth an. „Ich wollt' lieber, er wäre einmal ein frommer Pater und tät' predigen und die Messe lesen, daß man auch noch diese Freude erleben könnt'!"

„Da müßt Ihr noch lange warten, Frau Wirtin," sagte scherzend der Kaufmann Arquin. „Jetzt braucht man Soldaten und keine Mönche. Seid froh, wenn die Schweden Euren Lienhard nicht einmal abfangen auf einem seiner Botenritte und ihn unter ihre Kriegsleute stecken."

„Seid still, Herr Arquin," entgegnete Frau Elsbeth,

„und malt mir den Teufel, der mich schon ohnedies mit ähnlichen Gedanken plagt, nicht an die Wand.“

„Beruhigt Euch, Frau Wirtin,“ beschwichtigte der Kapitän, „wenn der Gefangene, den meine Leute heute abend eingebracht haben, ein Villinger Klosterknecht ist, so werdet Ihr bald das Neueste erfahren über Euren Sohn. Und wenn Ihr und der Rappenwirt den Mann als das anerkennt, wofür er sich ausgibt, so mag er laufen, wohin er will.“

Der Morgen kam und mit ihm bald nach 8 Uhr ein Unteroffizier mit dem Gefangenen. Kaum hatte Bartlin Rupp ihn erblickt, als er ausrief: „Ei, das ist ja der Schwabenhans,“ und zum Korporal gewendet, „den dürft Ihr laufen lassen, es ist der Klosteroberknecht von Villingen. Nehmt einen Schoppen mit und laßt mir den Hannes da.“

„Der Herr Rittmeister hat befohlen, wenn Ihr ihn kennt, so soll ich ihn seinen Weg ziehen lassen,“ antwortete der schwedische Reiter, ein guter Deutscher, setzte sich an einen Tisch und erwartete seinen Trunk.

Indes war auch Frau Elsbeth aus der Küche gekommen, hatte den wieder leichter atmenden Schwabenhans auch gegrüßt und gefragt: „Ja, wie seid Ihr denn da herunter und an den Rorhardsberg gekommen? Das ist doch der gewöhnliche Weg nicht von Villingen nach Hasle!“

„Der Herr Prälat wollte wissen, wie es im Elsaß aussieht und in St. Marx. Wir haben schon lange nichts mehr vom Prior vernommen, von andern Leuten aber gehört, der Rheingraf habe im Elsaß so wüst gehaust. Da meinte der gnädige Herr, ich sollte eine Wanderung dahin riskieren. Im Kinzigtal, das wußten wir, liegen Schweden und droben auf der Benzebene Württemberger. Ich hab' darum den Weg über den Rorhardsberg genommen und bin so diesen Herren da in die Hände gekommen. Voriges Jahr haben mich die Württemberger auch einmal gefangen, ich bin aber wieder losgekommen. Diesmal wär's schlimmer gegangen, wenn ich in Hasle nicht bekannt wäre.“

„Aber jetzt nehmet Platz, Johannes," mahnte die Wirtin, „ich will Euch ein gehörig' Frühstück bringen und einen guten Trunk. Dann setz' ich mich zu Euch, und Ihr erzählt mir vom Kloster und von unserem Lienhard."

„Ja, i weiß viel Neues, Frau," entgegnete der Hans, sich langsam auf einen Stuhl setzend. „I wollt', es wär' was Gut's."

„Gut's gibt's heutzutag nichts," meinte Frau Elsbeth, der Küche zueilend.

Bartlin Rupp, der Wirt, hatte indes dem Schweden seinen Wein kredenzt und trat jetzt zum Schwabenhans und fragte: „Was macht Unserer im Kloster? Wie geht's dem Prälaten?"

„I hab' schon g'sagt, i weiß nichts Gut's, Rappenwirt," spricht abermals der befreite Klosterknecht. „Aber i will lieber damit warten, bis Eure Frau kommt, sonst muß i zwei Mal b'richten und ebbis Ungutes sagt man nit gern zwei Mal."

Frau Elsbeth kam bald wieder, stellte dem Hannes eine Platte voll eingeschlagener Eier und Käs auf, ihr Mann brachte „z' Trinke", und nun setzten sich beide zu dem alten Fuchs von Klosterknecht, der meinte, er wolle zuerst den ärgsten Hunger und Durst stillen, ehe er erzähle, denn die Schweden hätten ihm gestern abend nichts gegeben als die Rippenstöße, mit denen sie ihn in das Turmverlies beförderten.

Über der guten Atzung und dem guten Trunk taute der Alte bald wieder auf, und seine Fuchsnatur blinzelte in gewohnter Art unter seinen roten Haaren hervor.

„I weiß, wie g'sagt, nichts, was Euch freuen kann," fing er nach einiger Zeit an. „Euer Sohn ist nicht mehr im Kloster."

„Jesus, Maria und Josef!" rief erblassend Frau Elsbeth. „Wo ist er?"

„Gefangen, wahrscheinlich von den Schweden."

„Was Ihr nit saget, Johannes!" rief jetzt Bartlin, der

Vater, während die Mutter hellauf zu weinen anfing. „Um Gottes willen, erzählt weiter und macht's kurz."

„Der Lienhard oder, wie er jetzt heißt, der Frater Leo," so erzählte der Alte weiter, „ist in den letzten Jahren fast immer zu Pferde gewesen und hat, bald allein, bald mit dem Abt, allerlei auswärtige Geschäfte besorgt. Er hat auch die Belagerung mitgemacht und ist hernach mit den Villingern ausgefallen. Vom letzten Ausfall ist er nicht mehr zurückgekommen. Er und zwei Villinger Bürgerssöhne sind einem Licht am Waldesrand nachgeritten und seitdem verschwunden. Alles Suchen nach ihnen war vergebens."

„I sollte vom Rorhardsberg Freiburg zu, hab' den Weg verfehlt und bin von den Schweden gefangen worden. Der Herr Prälat hat also nit g'wußt, daß i hierher komme, sonst hätt' i g'wiß ein Briefle mitgebracht von ihm."

„Oh, mein Lienhard, was muß ich mit dir erleben!" jammerte die Mutter. „Lieber wär's mir, ich läg' unterm Boden, drunten auf dem Gottesacker, als daß ich erfahren hätte, was ich eben gehört."

„Tröstet Euch, Frau Wirtin," sprach jetzt der rote Hans weiter. „Der Frater ist jedenfalls lebendig bei den Schweden; denn so sie ihn getötet, hätte man ihn gefunden. Im schlimmsten Fall muß er sich bei ihnen als Soldat ‚unterhalten' lassen, und das ist für ihn kein Unglück, denn er ist ein Soldat mit Leib und Seel, und i glaub nit a mol, daß er's ungern hat, daß er gefangen worden. Im Kloster war er nie so gern, ausreiten und den Herrn spielen war ihm lieber."

„Mit dem Trost könnt Ihr uns vom Leib bleiben," fuhr mit Recht der Vater jetzt auf. „Wenn Ihr Verstand hättet, würdet Ihr nicht so was sagen, besonders nicht vor meiner Frau. Ich weiß nicht, seid Ihr so dumm oder so boshaft!"

Verlegen schwieg der Rote. Die Mutter aber jammerte: „Das fehlt' noch zu meinem Kummer, daß der Lienhard froh wär', gefangen und Soldat zu sein und dem Feinde des katholischen Glaubens dienen zu können. Nie und nimmer

glaub' ich das von meinem Sohn, sonst wär' er mir lieber tot liegen geblieben auf dem Feld vor Villingen. Und wenn Ihr, Hannes, ihn so hinstellen wollt, so wär's mir lieber, die Schweden hätten Euch uns gar nicht ins Haus gebracht."

„Gott aber helfe mir und meinem Mann, das Leid zu tragen. Es wird unser frühes Grab sein, wenn wir nichts mehr hören von unserm Lienhard."

Weinend ging sie hinauf in ihre Schlafstube; dort sank sie in Schmerz an ihrem Lager zusammen. —

Dem Schwabenhans war's nimmer wohl in dem Hause, in das er so viel Leid gebracht. Er bedankt sich kurz beim Wirt, der ihm keine Acht mehr gibt und wie versteinert am Fenster steht, und entfernt sich dem Elsaß zu. —

Bald war's bekannt im ganzen Städtle, des Rappenwirts Lienhard, der Münch, sei von den Schweden gefangen worden, und als am Abend die Stammgäste kamen, bildete die Familientrauer den Gegenstand der Rede.

Frau Elsbeth ließ sich nicht sehen. Sie saß bald weinend, bald die Tränen trocknend in der obern Stube, und hier suchten sie der Pfarrer Ramsteiner und Hans Engler, der Schultheiß, auf, um sie zu trösten.

„Nichts geschieht von ungefähr,
Von Gottes Hand kommt alles her" —

begann der Pfarrer. „Wer weiß, Frau Elsbeth, warum der liebe Gott es zugelassen und gefügt hat, daß Euer Sohn unter die Schweden gefallen ist. Aus jedem scheinbaren Unglück kann er ein Glück machen. Wir müssen darum nicht verzagen bei solchen Heimsuchungen, die später sich oft in ganz anderem Lichte zeigen. Sprecht, liebe Frau Elsbeth, aus christlichem Herzen: ‚Herr, Dein Wille geschehe', und gedenkt der Worte des hl. Apostels Paulus: ‚Demütigt Euch unter der gewaltigen Hand Gottes.' Diesen Spruch der hl. Schrift müssen wir Christen in dieser schweren Zeit täglich in unser Herz schreiben."

„Ja, Herr Pfarrer," meinte die gebeugte Mutter, „ich

wollte gern alles tragen, wenn er nur nicht bei den Schweden wäre und da als Soldat dienen müßte, der arme Bub, und helfen die katholische Religion verfolgen."

„Über den Punkt dürft Ihr Euch trösten," gab der Pfarrer zurück, „für die katholische Religion kämpfen auch die Kaiserlichen nicht. Und ich kehr' die Hand nicht um, ob schwedisch oder kaiserlich — was das Christentum betrifft. Und jetzt hat ja auch der König des ganz katholischen Frankreich sich zum Schwed geschlagen und hilft Deutschland ausrauben und in den Boden drücken. Und der Papst hat bis heute dem Franzosenkönig nicht abgeraten und noch weniger ihn in den Bann getan."

„Ja, und die Kaiserlichen," nahm jetzt der Schultheiß das Wort, „haben dieser Tage im Breisgau gegen die katholischen Bürger und Bauern gehaust ärger als der Schwed."

„Also, Frau Elsbeth, nicht verzagen," sprach der Pfarrer, ihr die Hand zum Abschied reichend. „Ich will für Euch beten, daß Ihr Mut bekommt und hofft, der liebe Gott werde es mit dem Lienhard noch zum Guten lenken. Betet recht andächtig zur schmerzhaften Mutter Gottes; in ihrem Leid ist Trost für alle und jede Leiden ihrer Kinder. Und ein Teil von Marias unsäglichem Schmerz ist jeder Mutter geblieben. Aber jede Mutter hat darum auch mehr Anrecht auf ihren Trost."

„Ich dank' Euch, Ihr Herren, und besonders Euch, Herr Pfarrer," erwiderte, ihre Tränen trocknend, Frau Elsbeth. „Ich will's so machen, wie Ihr sagt, und alles Gott anheimstellen und der schmerzhaften Mutter."

Jeden Nachmittag sah man fortan die Rappenwirtin vors untere Tor hinausgehen und hinüber zum Kapuzinerkloster. Dort stand und steht heute noch auf dem linken Seitenaltar ein großes Holzbild der Mutter der Schmerzen. Vor dem kniete Frau Elsbeth, dachte an ihren Sohn Lienhard und bat um Hilfe für ihn und um Trost für sich.

Und jedesmal, wenn sie im Gebet gerungen hatte mit

ihrem Schmerz, trat ihr wie lichter Sonnenschein der Trostgedanke durch die Seele: „Dein Sohn lebt noch, und du wirst ihn wieder sehen."

Sie sollte davon noch mehr überzeugt werden.

Eines Abends kam eine Nachbarin zu ihr, die Frau des Schuhmachers Jörg Obert, und riet, den Bartlin jung doch zum „Einsiedel" nach St. Jakob zu schicken. Der sei ein sogenannter Hellseher und könne im Geiste überall hinschauen über Berg und Tal und Menschen suchen, die weit fort seien. Er brauche dazu nur etwas von dem, was der Gesuchte einst am Leibe gehabt. Jörg Oberts Weib war glaubhaft; denn sie war von Wolfe und hatte schon gar viel gehört von dem Wundermann.

„Ihr habt recht, Frau Nachbarin," meinte Frau Elsbeth. „Ich hätt' selbst an den Einsiedel denken können; denn unser Lienhard war ja auch bei ihm, ehe er ins Kloster ging, und hat, als er heimkam, nicht genug von ihm erzählen können."

Am andern Morgen, es war ein trüber, kalter Oktobertag des Jahres 1634, wanderte Jung-Bartlin, der um seinen Bruder auch manche Träne geweint, mit einem Paß des Rittmeisters Schulze zum obern Tor hinaus, Wolfe und St. Jakob zu. In seiner Hosentasche trug er ein „Fazzinettli" (Taschentuch), das der Lienhard einst gebraucht und zufällig daheim gelassen hatte.

Der fromme Klausner war bis jetzt ungestört geblieben in seiner Einsamkeit am Wolfacher Stadtwald, und so traf ihn der junge Haslacher in seiner Mooshütte im Gebet. Bartlin nahm seinen Hut ab und sprach schüchtern:

„Gelobt sei Jesus Christus, ehrwürdiger Einsiedel! Einen schönen Gruß von meiner Mutter, der Rappenwirtin von Hasle, und sie hat einen großen Kummer und läßt fragen, ob Ihr keinen Trost wißt. Sie hat ein besonderes Vertrauen zu Euch."

„Laß hören, mein Sohn," antwortete ernst und feierlich der greise Klausner, sichtlich gerührt von der ängstlichen Stimme Bartlins, der noch nie einen so frommen, abge-

härmten Mann gesehen. „Laß hören. Wenn ich Deiner Mutter einen Trost geben kann, will ich's tun. Kummer gibt's vielen in dieser drangsalvollen Zeit, aber nicht Trost für jeden Kummer. Wem der Schwed Hab und Gut genommen, dem kann ich's nimmer bringen."

„Ich hab' einen Bruder gehabt," begann Bartlin, „im Villinger Kloster. Er wollte Münch werden und hatte schon die kleinen Weihen empfangen. Vor Jahren war er auch einmal hier bei Euch. In dieser Kriegszeit mußte er helfen die Stadt Villingen verteidigen und ist bei einem Ausfall gegen den Feind gefangen worden, ohne daß man von ihm mehr etwas gehört hat. Dies geschah schon anfangs September. Wir haben es aber erst jetzt erfahren. Vater und Mutter sind darob schwer bekümmert. Sie möchten Euch nun bitten, um Gottes willen zu sagen, ob er noch lebt. Unsere Nachbarin, die Frau Obert, stammt von Wolfe und hat uns erzählt, Ihr könntet Menschen suchen, die weit fort sind, sei es tot oder lebendig."

„Ich tät' nun nochmals, auch in meinem Namen, denn der Lienhard war mir von Herzen lieb, schön bitten, mir zu sagen, ob mein Bruder noch lebt und wo er ist."

„Hast Du ein Kleidungsstück oder etwas bei Dir, das Dein Bruder einst getragen?"

„Ja, da hab' ich ein Fazzinettli vom Lienhard. Die Mutter hat noch einen Taler hineingebunden, den Ihr verwenden sollt nach Gutdünken, weil sie weiß, daß Ihr keinen Lohn fordert."

Der Einsiedel nahm das Tüchlein in die Hand, setzte sich auf seine Moosbank und schloß die Augen. Nach wenig Minuten sprach er feierlich: „Dein Bruder lebt, ich finde ihn mitten in einem Kriegslager, er sitzt in einer Zelle, als Reiter montiert, und schreibt. Es sind Soldlisten für Kriegsknechte, die er ausfüllt. Er sieht ernst, aber nicht unglücklich aus. Ein großer Fluß zieht am Lager hin, und in der Nähe sehe ich eine Stadt mit hohen Mauern und Türmen."

Nach diesen Worten, denen der Bartlin, vor Freude zitternd, mit offenem Munde gelauscht hatte, erwachte der Einsiedel aus seinem magnetischen Schlaf. Der Zuhörer aber sprach: „Tausendmal gottlob und vergelt's Gott für das, was ich gehört. Jetzt ist der Mutter und dem Vater geholfen von dem ärgsten Kummer. Wenn er nur noch lebt, kann alles noch gut werden."

„Und es wird gut, mein Sohn, denn ich hab' Deines Bruders Gesicht gesehen und ihn erkannt. Ja, er war bei mir vor Jahren, und ich hab' ihm vorhergesagt, er werde Schlachten sehen; aber sein Ziel, ein Münch zu werden, kann er, glaub' ich, doch noch erreichen."

„Auch das noch," jauchzte Jung-Bartlin. „Oh, wie können wir's Euch danken, Einsiedelmann, was Ihr mit Euern Worten einer bekümmerten Familie getan!"

„Dank ist nicht vonnöten, mein Sohn, und noch weniger Geld. Nimm dies wieder mit, die Mutter soll es den Armen geben. Zu Euch kommen mehr als zu mir. Seit unten und oben feindliches Kriegsvolk sitzt, kommen wenige Wallfahrer und Beter mehr nach St. Jakob. Wer weiß, wie's mir noch geht. Ich kann in anderer Menschen Zukunft schauen, in meine eigene nicht."

„Und nun behüt' Dich Gott, mein Sohn. Ich muß hinauf in den Wald und Holz holen. 's wird am Abend kalt in meiner Hütte."

Bartlin faßte die zum Abschied gebotene Hand des Greises und küßte sie unter Dankesworten und Segenswünschen, wie sie seinem einfachen, hocherfreuten Herzen entquollen.

Wenn er hätte fliegen können, der brave Bursche, er wäre nach Hasle geflogen, so drängte es ihn, heimzukommen mit der frohen Botschaft. Aber er machte die zwei Stunden in einer und einer halben, so eilte er talabwärts.

Basche Holl, der Torwächter, konnte ihm nicht schnell genug die Fallbrücke niederlassen und das kleine Tor öffnen.

Atemlos stürzte der gute Sohn in die obere Stube, wo die Mutter saß, und rief: „Mutter, der Lienhard lebt! Der Einsiedel hat's gesagt, und der lügt nicht, das sieht man ihm an."

Er setzte sich nach diesen Worten auf einen Stuhl und erzählte der mit strahlendem Angesicht aufhorchenden Mutter den Hergang beim Klausner von St. Jakob.

„Gott und seine hl. Mutter seien gelobt," rief Frau Elsbeth aus, als er geendet hatte. „Nun kann ja noch alles recht werden. Aber jetzt sollen auch die Armen nicht vergessen sein; morgen tragst Du hinunter ins ‚Gutleutehaus' Brot und Fleisch, und für die Kapuziner muß Dir der Vater ein Fäßchen Wein geben, das bringst Du an die Klosterpforte. Denn das alles hab' ich in ihrer Kirche erbetet von der lieben Mutter Gottes, der ich jetzt aufs neue verspreche, täglich zu ihr zu kommen und für den Lienhard zu beten, bis ich ihn gesund wieder sehe."

Am gleichen Abend kam noch der Landschreiber und brachte dem Rappenwirt einen Brief vom Abt von Villingen. Eusebius Fink, der Oberamtmann von Wolfe, war, mit Geleitsbriefen versehen, in Dienstgeschäften nach Donaueschingen und Meßkirch gereist, durch Villingen gekommen und hatte den Abt Gaißer besucht, der ihm das Schreiben mitgegeben.

Es lautete: „Ehrenvester, sonderlich lieber und getrewer Freund Rupp. Zu meinem großen Schmertz muß ich Euch und Eurer tugendsamen Frau mittheilen, daß verwichenen 8. Septembris, als am Fest der heiligen Jungfrau und Gottesgebärerin unser lieber Frater Leo, Euer geliebter Sohn Lienhard, der wie ein christlicher Held unsere Stadt hat defendiren helffen, von den Schweden ist geffangen wordten. Ich will, sobald als es möglich, einen Botten an den General Altringer, der mir wohl bekannt ist, abfertigen, auf daß unser lieber Frater, so wahrscheinlich von durchziehenden Weimaranern geffangen wurdte, ausgelöst werde. Der Al-

mechtig geb' Euch Trost in dieser Betrübnuß, und ich will thuen, was ich kann, Euern geliebten Sohn und unsern braven Frater wieder zu bekommen. Mein täglich Gebett soll Euch und ihm nicht fehlen."

Euer dienstwilliger und wohlgeneigter Freund

Georg, Abbas.

Villingen, am 15. Octobris 1633.

Dieser Brief traf, wie wir wissen, die Eltern nicht unvorbereitet. Ja, er machte in all dem Leid eine Freude, weil der Abt den Lienhard so belobigte, und er gab neue Hoffnung zu der vom Einsiedel gekommenen, weil der Prälat versprach, an den General Altringer zu schreiben wegen der Befreiung des geliebten Sohnes.

11.

Auf einer waldigen Anhöhe bei dem Dorfe Karsau, unweit Rheinfelden, lagern im offenen Felde am Nachmittag des 4. März 1638 schwedische Reiter. Drunten in der Ebene am Rhein ist das Zeltlager des Gros ihrer Armee, und hinter ihnen, in den Gebirgsdörfern zerstreut, liegen noch weitere Fähnlein von Reitern, überall Futter suchend für ihre Pferde und Nahrung für sich.

Unsere Reiter gehören dem Regiment Alt-Rosen an, dem tapfersten der tapfern Armee des Herzogs von Weimar. Es hat erst vor acht Tagen den Obristen Reinach, der mit zwei Reiterregimentern von Breisach her nach Rheinfelden ziehen wollte, in die Wälder versprengt und zu der großen Niederlage der Kaiserlichen bei Rheinfelden am 3. März ein wesentliches beigetragen, mehr denn ein Fähnlein Infanterie in die Flucht gejagt und die Generale Enkefort und Speerreuter gefangen genommen.

Die Reiter halten Rasttag heute nach dem glänzenden

Sieg, bei welchem sämtliche hervorragende kaiserliche Heerführer, außer den eben genannten auch Werth und Savelli, gefangen wurden. Sie teilen die Beute, zählen ihre Gelder und reden oder spielen, während die Feldkessel brodeln, ihre Weiber kochen und ihre Buben Holz und allerlei eßbare Beute herbeischleppen.

Etwas abseits von den andern unter einem großen Eichbaum sitzen rauchend um ein Lagerfeuer drei Reiter, ein Korporal und zwei Gemeine, und sprechen vom gestrigen Tag. Sie sind alle drei Deutsche; von den gemeinen Reitern ist der eine Thüringer, der andere Schweizer; der Unteroffizier, ein alter Bekannter von uns, ist der „lang' Franz", den wir am Bodensee getroffen, als Gefangenen der Kaiserlichen. Er diente bei diesen bis zur Schlacht bei Nördlingen, wo er von den Weimaranern gefangen, freudig wiedererkannt und aufgenommen worden war.

Alle drei sind alte Kriegsknechte und stehen sich „auf Du".

„Ich hab' schon manche Schlacht mitgemacht," hub der lang' Franz an, „aber keine wie gestern. Hui, war das ein Schlachten und Schießen! Auf zwanzig Schritt bin ich an den Johann von Werth hingeritten und sah, wie er und der Herzog von Nassau auf zehn Schritt einander die Pistolen ins Gesicht knallen ließen und wie unser Leutnant den Kornett mit unserer Regimentsfahne aus einem Schock kaiserlicher Kürassiere heraushieb und Fahne und Fähndrich rettete."

„Ja, unser Leutnant," meinte einer der Reiter, „der war vorher schon der erste, der über den tiefen Graben hinüber und in die Musketiere hineinritt, die drüben standen. Wir hintendrein, und das ging so rasch, daß das Fußvolk nicht einmal seine Lunten losbrennen konnte. Die Kerle erschraken so, daß sie die Musketen wegwarfen und das Hasenpanier ergriffen."

„Und die Musketen haben dann die vom Regiment Taupadel aufgehoben, während wir den Musketieren nachritten," fiel der dritte Reiter ein. „Doch ich habe nachher noch

manchen auf der Walstatt ausgezogen und drüben in meinem Lager eine ordentliche Beute liegen, die mein Weib eben verliest."

„Ich denk', morgen kommen schon die Juden von Basel, und dann gibt's ein ordentlich Stück Geld."

„Ich bin auch zufrieden diesmal," ließ jetzt der Korporal sich wieder vernehmen. „Hab' meinen Beutel wieder gefüllt, und meine Dirne, die ich in Schwaben aufgelesen und aufgeputzt, kann gehörig schleppen, wenn der Jud nicht kommt, ehe wir weiterreiten. Hab' zwei tote kaiserliche Offiziere ausgezogen, und die Dirn hat nachher auch noch gefischt; denn die hat Courage wie der Teufel und fürchtet keinen Steckenknecht und keinen Rumormeister."

„Unser Fähnlein kommt immer gut weg, wenn wir siegen," sprach weiter der erste Reiter, „weil unser Leutnant für sich nicht auf Beute sieht und seinen Teil den Gemeinen und Unteroffizieren überläßt. Solch einen Offizier gibt's in der ganzen Armee keinen zweiten."

„Nicht nur in der ganzen Armee," fiel ihm der lang' Franz ins Wort, „in der ganzen Welt existiert kein Offizier, wie der Leutnant Rupp, weder bei den Schweden noch bei den Franzosen, weder bei den Kaiserlichen noch bei den Spaniern."

„Aber 's ist kein Wunder, denn ehe er Offizier und Reiter im Felde war, hat er ein Herz gehabt wie der barmherzige Samariter im Evangelio. Ich bin vor sechs Jahren von den Kaiserlichen gefangen worden, droben an der Donau, und verwundet und geplündert bis auf die Haut. Auf dem Transport an den Bodensee begegneten uns zwei Reiter. Der eine war unser heutiger Leutnant, und da er sah, daß ich kaum mehr mich fortschleppen konnte, stieg er ab uud wollte mich auf seinen Gaul setzen. Der kaiserliche Hauptmann ließ mir aber ein lediges Pferd geben um meines Samaritaners willen und diesen als Wächter neben mir herreiten bis Überlingen, wo es aufs Wasser ging. Als ich bei Nördlingen

wieder in unser Regiment kam, wurde mein Wohltäter vom Bodensee mein Leutnant. Er hat mich gleich wiedererkannt und dafür gesorgt, daß ich Korporal geworden. Werd's ihm nie vergessen, was er mir getan. Den Teufel aus der Hölle würd' ich für ihn holen."

„Und ich," fuhr der Thüringer fort, „ich war dabei, als er gefangen wurde bei Villingen."

„Erzähl's uns!" riefen die andern.

„Unser Fähnlein zog vom Schwarzwald herauf der Hauptarmee des Herzogs (von Weimar) zu, und unser Rittmeister hatte davon gehört, daß die Stadt Villingen von unserer Partei belagert werde, und wollte sich im Vorbeireiten das Ding einmal ansehen. Wir hatten uns in der Waldgegend verritten, und es ward Abend. Der Rittmeister ließ Windlichter voraustragen. Da sprengten drei Reiter wie toll mitten in unsern Zug hinein. Wir erkannten an ihren weißen Binden Kaiserliche, umringten sie und nahmen sie gefangen. Jede Gegenwehr war umsonst, da unser Fähnlein im Nu sie umschlossen hatte."

„Unser Rittmeister gibt, wie Ihr wißt, gerne allen feindlichen Reitern Quartier und Unterhalt in seiner Kompagnie, weil er mit Recht meint, die billigsten Reiter seien nicht die geworbenen, sondern die gefangenen."

„Im Lager der Württemberger, das wir alsbald aufsuchten, erfuhren wir dann, daß der Sturm am selbigen Tage abgeschlagen worden sei. Wir konnten uns aber nicht aufhalten und ritten andern Morgens mit unsern Gefangenen weiter."

„Unser Wachtmeister und der Leutnant hatten sie bereits verhört. Es waren zwei kriegsfreiwillige Dragoner vom Regiment Ascher und ein Student, wie es hieß, der Mönch hat werden wollen, aber bei diesen Zeitläuften in die Kriegsaffäre gezogen wurde."

„Es ging mir auch nicht viel anders. Ich war ein flotter Studio in Jena und wäre jetzt irgendwo Amtmann im Thüringischen, wenn mich der Krieg nicht unter die Reiter ge-

trieben hätte. Wäre auch schon lange Leutnant, aber die Weiber, der Wein und die Würfel haben mich zu oft und immer wieder dem Profoßen in die Hände gespielt."

„Die zwei Freiwilligen traten damals gerne in unser Fähnlein und Regiment, sind aber seit Nördlingen wieder verschwunden. Aber der Student wollte nicht. Ich erinnere mich noch wohl, wie wir andern Tags in einem verlassenen Dorfe in der Nähe der Donau lagerten und es hieß, er werde arkebusiert[1], weil er sich weigere, Dienst zu nehmen. In des Rittmeisters Quartier wurde lange verhandelt mit ihm, und als der Gefangene endlich herauskam, geleitete ihn der Hauptmann zum Kornett, und ich sah, wie der Student den Eid leistete, auf fünf Jahre treu unserm Fähnlein zu folgen."

„Bald war der ‚Münch', wie er unter uns hieß, der Liebling unseres Chefs, der ihn in den Feldlagern täglich in sein Zelt rief. Lange war er Kompagnieschreiber, weil ein Münch nit gerne ficht, wenn er nit muß. Und als einmal einer als Beute eine Laute brachte, spielte der Schreiber darauf und es stellte sich nun heraus, daß er ebenso schön die Laute schlagen als schreiben könne. Nun war ein Geriß um ihn in allen Offizierszelten. So oft unser Obrist von Rosen Tafel hielt, mußte der Reiter Rupp die Laute schlagen, und mehr als einmal hat selbst unser Herzog den Spieler belobigt und ihn mit einem harten Taler beschenkt."

„Als wir aber das feste Donaustauf bei Regensburg stürmten und der letzte Mann auch der Reiterei zu Fuß dran mußte, da durfte auch der Kompagnieschreiber nicht im Zelte sitzen bleiben. Er ging so wacker und so unerschrocken vor, daß er der erste in der Bresche war und der Rittmeister ihn fortan nicht mehr von der Front wegließ, wenn's Ernst galt."

„Bei Kelheim, wo wir die Werthschen Reiter warfen, war der Rupp der brävsten einer. In der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen fiel unser Regiments-Kornett; der

[1] erschossen.

Münch faßt die Fahne und rettet sie aus einem Knäuel von spanischen Kriegsknechten heraus. Nicht weit davon nahm damals der Herzog von Lothringen mit eigener Hand die Fahne des gelben Leib-Regiments unseres Herzogs."

„Die Fahne, die er aus den Spaniern herausgehauen, behielt er, der Münch, und wurde Kornett. Beim ersten Halt nach der großen Retirade bei Nördlingen übergab sie ihm der Obrist feierlich mit den üblichen Worten: ‚Nehmt sie wie eine Braut; wird Euch die rechte Hand abgeschossen, greift sie mit der linken; wo Euch beide Arme abgehauen werden, nehmt Ihr sie in den Mund. Ist keine Hilfe noch Rettung da, so wickelt Euch drein, befehlt Euch Gott, um darin zu sterben und erstochen zu werden als ein ehrlicher Mann.'"

„Ich hab' auch studiert und hätte damals können dem Rupp neidisch sein, aber er war ein Kornett von Gottes Gnaden. Ein Fähndrich soll sein ein großer, starker Mann und ein tapferer Gesell, der erste beim Sturm, sonst freundlich gen jedermann, ein Fürsprecher und ein Friedensstifter. Und das alles war er, wie kein anderer Kornett in des Herzogs Armee und dazu noch der beste Reiter. Er hat manch einen Kameraden vom Gassenlaufen, ja selbst vom Quartiergalgen befreit durch seine mächtige Fürsprache. Unser Rittmeister von der Brenken hat ihn ebenso lieb gehabt wie unser Obrist von Rosen."

„Und fromm ist er, das hast Du vergessen, Thüringer," fiel jetzt der Korporal ein. „Unsere Dirnen und Weiber und die Maitresse des Rittmeisters nennen ihn nur den ‚heiligen Leutnant', weil er keine anschaut, wiewohl alle nach ihm die Finger schlecken."

„Ja, aber in der Predigt seh' ich ihn nie am Sonntag," meinte der Schweizer. „Hab' schon oft gedacht, wo denn nur unser Leutnant ist; er fehlt, wenn alle Offiziere vom Regiment um den Feldprediger stehen, und in den Betstunden seh' ich ihn auch nie."

„Er ist streng katholisch," erklärte der Thüringer, „und

hat die Gunst vom Obrist, am Sonntag einen Meßpriester aufzusuchen. Voriges Jahr, als wir in der Franche-Comté, und diesen Winter, wo wir im Jura Winterquartier hielten, da hatte er katholische Kirchen genug um sich und ging jeden Tag in die Meß."

„Und während unserer Betstunde," ergänzte der lang' Franz, „kniet er in seinem Zelt und betet den Rosenkranz."

„Wie lang ist er denn schon Leutnant?" fragte der Schweizer, der, ein alter Parteigänger und Wechselbalg, erst diesen Winter, in Delsberg, zum Regiment gestoßen war.

„Leutnant ist er," antwortete der Korporal, „seit dem vorigen Jahre, da wir im Sommer bei Straßburg uns mit den Werthschen herumschlugen. Damals ertrank unser alter Leutnant, der Klingler, im Rhein bei den Wittenweierer Schanzen. Jetzt zwangen Rittmeister und Obrist den Münch förmlich, Offizier zu werden. Es ist schad darum, daß er die Fahne abgegeben. Sein ‚Fahnenspiel' hat ihm keiner nachgemacht; er kannte den deutschen, französischen, spanischen und italienischen Brauch. Er warf die Fahne in die Höhe, schoß die Pistole ab und faßte die Stange dann wieder. Alle Signale für die Marschweisen gab er majestätisch, wenn er mit der Fahne dem Regiment vorausritt. Und wenn's in den Kampf ging, war er mit der Standarte voran und wir frisch hinterdrein."

„Aber," meinte der Franz weiter, „ich glaub', daß er die ‚Passauer Kunst' versteht; er geht drauf wie ein Löwe und wird nie verwundet."

„Ach was, Passauer Kunst! Wer die kennt, muß mit dem Teufel gut Freund sein," fuhr der Thüringer auf. „Aber dazu ist unser Leutnant zu fromm. Ich bin, weiß der Teufel, ein schlechter Christ, aber dem Münch ist's Ernst mit seiner Frömmigkeit. Das glauben alle Weiber und Dirnen im Lager; die gehen ihn oft an, für sie zu beten, und glauben mehr an sein Gebet, als an das unseres Feldpredigers, der bisweilen einen Trunk über den Durst nimmt."

„Hast recht, Thüringer," gab jetzt der Korporal zu, „aber unserm Leutnant hilft seine Frömmigkeit, uns andern der Teufel. Ich hab' manch einen gekannt, der schußfest war — gemeine Reiter und Musketiere, Pikeniere und Artilleristen, aber auch Generale. Der Christian von Halberstadt und der Wallenstein, unter denen ich diente, waren es auch."

„Unser frommer König Gustav Adolf hat's zwar verboten, beim Heere Hexerei und Zauberei vorzunehmen, aber es geschieht deshalb doch," ergänzte der Thüringer.

„Wo ist denn unser Leutnant her?" fragte jetzt der Schweizer.

„Er ist mein Landsmann," antwortete stolz der Lange, „ein Kinzigtäler aus Hasle, des Rappenwirts Sohn. Hab' auf den Jahrmärkten in Hasle bei seinem Vater manchen Schoppen getrunken, ehe ich die Heimat verließ."

„Nur einen Fehler," fuhr er fort, „hat unser Leutnant; er duldet nicht, daß wir Reiter die Bauern schinden, bis sie sagen, wo ihr Geld vergraben ist, und läßt nie zu, daß man ihnen mehr nimmt als das Notwendige für sich und sein Pferd. Und dabei tröstet er jeweils noch die Leute und gibt ihnen Geld von seiner Löhnung. Aber er gleicht diese Härte gegen uns dadurch aus, daß er, wie eben einer von Euch gesagt, alles, was vom Feind erbeutet wird, uns überläßt, was sonst kein Offizier tut; die nehmen in der Regel das meiste und beste selbst." —

Die drei Reiter wurden jetzt in ihrem Gespräch gestört. Ein Tambour trommelt gegen das Lager her, ihm voraus reitet ein Herold des Herzogs, der in dessen Namen in allen Lagern für den folgenden Tag, drunten in der Ebene von Rheinfelden, einen Feldgottesdienst und eine Festfeier für den gehabten Sieg verkündet.

„Hoffentlich," begann der Thüringer, als der Herold weitergezogen war, „gibt's auch was Ordentliches zu saufen bei der Siegesfeier. Es ist ohnedies seit Jahren schmal hergegangen. Nur die Winterquartiere im Jura und in der

Franche-Comté waren weinselig. Bei uns in Deutschland sind der Hunger und der Durst Küchen- und Kellermeister geworden; alles ist bald ausgefressen und ausgeraubt."

„Ja, in den ersten Kriegsjahren," fiel der Korporal ein, „unter dem Christian von Halberstadt, beim Tilly und Wallenstein und später unter dem König Gustav, da waren noch gute Zeiten für die Kriegsleute. Da haben wir in Schwaben und am Rhein die Schuhe mit Wein und Bier geputzt, und unsere Lagerhunde haben mehr Braten gefressen, als wir jetzt auf unseren Offizierstafeln zu sehen bekommen. Da hat man das Geld mit Hüten gemessen, ist in Samt und Seide gegangen mit seinem Weib oder mit der Dirn, hat kostbare Federn am Hut und Zobel und Marder am Leib getragen."

„Nun, morgen wird's auch nicht schlecht hergehen," meinte der Schweizer. „Wir liegen ja an den Grenzen der Eidgenossenschaft, die hat noch Wein und Vieh — ums Geld im Überfluß. Und am letzteren fehlt's jetzt gerade nicht, nachdem wir so manche Hosentasche und manchen Gürtel der toten Kaiserlichen geleert haben."

„Dort drüben der Marketender hat schon ein Faß angestochen, das von Basel kam."

„Kommt!" rief sich erhebend der lange Korporal. „Ich bin durstig vom Rauchen und Schwätzen, wir wollen hinüber und ein paar Kannen herauswürfeln, ehe der Wachtmeister zum Appell blasen läßt."

Sie verließen Eichbaum und Feuer und suchten den Marketender auf, legten einen Mantel auf die Erde, ließen sich vom Wirt „Schelmenbeiner" geben und fingen an zu würfeln. —

Das Dorf Karsau war gänzlich verlassen und die Häuser Ruinen. Schon die Kaiserlichen hatten von Ende Februar an hier gelagert und alles, was Holz hieß an den Bauernhütten, selbst das Dachgebälk verbrannt.

Ein Häuschen, abseits von den übrigen, war noch etwas

bewohnbar. In ihm hatten die zwei Offiziere des Fähnleins, zu dem unsere drei Reiter gehörten, der Rittmeister und der Leutnant, ihr Quartier. Der Kornett lag, wie es Kriegsgebrauch, mit der Fahne in einem Zelt inmitten der Reiter.

Der Rittmeister war auf Mittag hinunter geritten nach Beuggen, wo im Schlosse der Deutschherren Herzog Bernhard von Weimar Hof hielt und wohin er auf heute sämtliche Offiziere bis zum Rittmeister zur Tafel geladen hatte, an der auch die gefangenen Generale Werth, Savelli, Speerreuter und Enkefort teilnahmen.

Während die drei Reiter um die Würfel sich lagerten, saßen der Leutnant und der Kornett in dem genannten Häuschen und plauderten ebenfalls bei mit Wein gefüllten Kannen. Beide waren gute Freunde und der Fähndrich ein Braunschweiger und der Sohn eines evangelischen Pastors.

Der gestrige, unerwartete Sieg bildete den Gegenstand auch ihrer Rede.

Abgeschlagen von dem belagerten Rheinfelden, hatte sich die Armee Herzog Bernhards bereits nach Laufenburg zurückgezogen, als sie am dritten Tag unvermutet wieder zurückkehrte, über die sorglos im Lager, in der Stadt und auf Fouragierung zerstreute kaiserliche Armee herfiel und ihr eine gewaltige Niederlage beibrachte.

„Der Speerreuter wäre gestern auch entkommen," hub der Fähndrich, nachdem er eben einen kräftigen Zug aus der Kanne getan, zu reden an, „wenn Du nicht zur rechten Zeit seinem Gaul in die Zügel gefallen wärest. Du darfst stolz sein, daß ein so berühmter General Dir seinen Degen überreicht und sich als Gefangenen ergeben hat."

„Stolz?" fuhr der Leutnant auf: „Ich und stolz sind zweierlei. Nach jedem Sieg, den wir erfochten, hab' ich Katzenjammer. Ich, der Katholik und Mönch, mußte zum Untergang einer kaiserlichen Armee mithelfen."

„Was, Flausen!" entgegnete ihm der Kornett. „An einen Religionskrieg glaubt schon längst kein vernünftiger

Mensch mehr, auch Du nicht. Es ist nur noch ein Krieg von Fürsten gegen Fürsten, von Generalen gegen Generale. Die Religion ist Nebensache. Gestern hat ja der Herzog von Rohan, der berühmteste Krieger Frankreichs und Chef einer der katholischsten Familien seines Landes, auf unserer Seite gefochten. Und der Generalwachtmeister Speerreuter, den Du zum Gefangenen gemacht, hat früher bei den Schweden gedient und dient jetzt dem Kaiser. Wer schert sich darum? Unter unsern Soldaten sind bald so viele Katholiken, als bei den andern, die auch nicht viel weniger Protestanten zählen, denn wir."

„Wenn's drauf geht in der Schlacht, bist Du wie ein Löwe und nachher hast Du regelmäßig katholische und mönchische Skrupel."

„Aber gestern bin ich gegen meinen eigenen Landesherrn, den Grafen Friedrich Rudolf von Fürstenberg, gestanden," entgegnete der Leutnant, „und das kränkt mich auch noch."

„Kränken? Wegen des Fürstenbergers, welcher der kaiserlichen Sache weit mehr geschadet hat als Du? Hast gestern abend nicht gehört, wie die gefangenen Offiziere und Generale, besonders der Werth und der Savelli, schimpften, Dein Landgraf sei viel schuld an der Niederlage, weil er sich nicht unterordnen wollte und den bayerischen Artillerie-Feldwachtmeister mit der Munition im Stich ließ. Also um den brauchst Du Dich nicht zu kränken. Der soll sich selber kränken, daß er eine solche Suppe angerichtet hat."

„Ich laß mir meinen Landgrafen nicht schimpfen von den bayerischen Generalen, die ihre eigenen Fehler einem kaiserlichen General in die Schuhe schieben wollen. Friedrich Rudolf hat schon deshalb meine ganze Sympathie, weil er in Hasle, meiner Heimat, den Kapuzinern ein Klösterlein gestiftet hat, und das freut mich als Mönch und als Haslacher."

„Das glaub' ich Dir gern," lachte der Kornett, „wenn Du von einem Kloster hörst, geht Dir das Herz auf, und darum könntest Du Deinem Grafen alle Sünden verzeihen."

„A propos, wissen denn Deine Haslacher und Deine Eltern, daß Du bei den Schweden stehst?“

„Nein! Das sollen und dürfen, soweit es auf mich ankommt, beide nicht erfahren, solange ich es möglich machen kann. Es tut mir wehe, sehr wehe, daß ich meinen Eltern es nicht kann wissen lassen, daß ich noch am Leben bin. Aber ich muß mir sagen, meine Mutter ist gefaßter, wenn sie mich für tot hält, als wenn sie mich lebendig bei den Schweden weiß. Drum hab' ich seit bald fünf Jahren weder nach Villingen noch nach Hasle eine Nachricht von mir gegeben, und an beiden Orten glaubt man mich wohl längst tot.“

„Schon vor der Schlacht bei Nördlingen hat der General Altringer einmal nach mir fahnden lassen behufs Auslösung, wahrscheinlich vom Abt darum gebeten, der ihn kennt, aber unser Rittmeister hat mich verleugnet, wie er mir nachher sagte. Man löse nur Gefangene aus, meinte er, und ein Gefangener sei ich in jener Zeit längst nicht mehr gewesen, sondern ein freiwilliger Reiter im Regiment Alt-Rosen.“

„Nun im Herbst ist meine eidlich eingegangene Dienstzeit um, und dann quittiere ich. Du kannst Dich freuen, Dir blüht dann der Leutnant.“

„Wenn Du ein solcher Narr bist und gehst, ehe der Krieg zu Ende, so kommt's erst nicht an mich. Der Kornett von des Obersten Leibkompagnie ist älter und wird vorrücken. Du aber gehst, wirst gelegentlich wieder gefangen und fängst dann wieder beim gemeinen Reiter an. Sei doch vernünftig, Freund, und bleibe.“

„Du hast eben keinen Begriff von einem klösterlichen Gelübde, sonst würdest Du meine Lage besser beurteilen.“

„Doch, ich hab' einen Begriff und hab' schon gelesen, daß Euere Gelübde — Armut, Keuschheit und Gehorsam heißen. Diese erfüllst Du aber besser als jeder, der in einem Kloster lebt. Du gibst Dein Geld den armen Bauern, Deine Beute den Soldaten, die Weiber nennen Dich den Heiligen und der Obrist und der Rittmeister loben Deinen exakten militärischen

Gehorsam. Wer diese Klostergelübde im Feldlager übt, wie Du, ist wahrlich mehr wert, als ein ganzes Kloster voll Gelübde-Menschen, die ferne der Welt stehen, und ist ein echterer Mönch als diese."

„Du bist ein Mordskerl, Braunschweiger! Aber bekehren wirst Du mich nicht. Du wirst sehen, was geschieht, wenn ich im September noch am Leben bin."

„Aber jetzt will ich meinen Burschen hinüberschicken, er soll eine Laute holen, dann spiel' ich Dir eins und Du singst noch eins dazu, bevor Du ins Lager mußt, sonst hörst Du nicht auf mit Deinen Moralpredigten."

„Einverstanden, Leutnant! Und Du vergissest dann Deinen unvernünftigen Katzenjammer."

Die Laute kam, der Leutnant spielte und der Kornett sang:

Spazieren wollt' ich reiten,
Der Liebsten vor die Tür;
Sie blickt nach mir von weitem
Und sprach mit großen Freuden:
‚Seht dort meines Herzens Zier,
Wie trabt er her zu mir!
Trab, Rößlein, trab,
Trab für und für.'

Den Zaum, den ließ ich schießen
Und sprengte hin zu ihr
Und tät sie freundlich grüßen
Und sprach mit Worten süß:
‚Mein Schatz, mein' höchste Zier,
Was macht ihr vor der Tür?
Trab, Rößlein, trab,
Trab hin zu ihr.'

Vom Rößlein mein ich sprange
Und band es an die Tür,
Tät freundlich sie umfangen,
Die Zeit ward uns nicht lange;

Im Garten gingen wir
Mit liebender Begier.
Trab, Rößlein, trab,
Trab hin zu ihr.

Wir setzten uns da nieder
Wohl in das grüne Gras
Und sangen hin und wieder
Die alten Liebeslieder,
Bis uns die Äuglein naß
Im grünen, grünen Gras.
Trab, Rößlein, trab,
Trab, trab, fürbaß.

Er hatte kaum die letzte Strophe dieses alten Reiterliedes gesungen, als der Trompeter aus dem Lager Sammlung blies. Es war Abend geworden.

Der Kornett mußte sich entfernen. Der Leutnant blieb und sang noch unter Lautenspiel ein frommes Lied für sich:

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Doch eilt zu dir schnell unsre Zeit,
Gleich wie das Heerpferd zu dem Streit,
Nach Haus der Bot', das Schiff zum G'stad,
Der schnelle Pfeil vom Bogen ab.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Du bist ein Ring unendlich weit,
Dein Mittelpunkt heißt allezeit,
Niemals der weite Umkreis dein,
Weil deiner nie kein End wird sein.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Hinnehmen könnt' ein Vög'lein klein
All ganzer Welt Sandkörnlein ein,
Wenn's nur eins nähm' all' tausend Jahr,
Nach dem wär' nichts von dir fürwahr.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
In dir, wenn nur all' tausend Jahr
Ein Aug' vergöß' ein' kleine Trän',
Würd' wachsen Wasser solcher Meng,
Daß Erd und Himmel wär' zu eng.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Der Sand im Meer und Tropfen all'
Sind nur ein Bruch der einen Zahl;
Allein schwitzt über dir umsonst
Die tiefste Meß- und Rechenkunst.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Hör Mensch: So lange Gott wird sein,
So lang wird sein der Höllen Pein,
So lang wird sein des Himmels Freud,
O lange Freud, o langes Leid!

Der Sänger und Spieler erhob sich ernst, trat unter das kleine Fenster und schaute hinab ins Lager und weiterhin zum Rhein. Von der Stadt her klang eine Abendglocke. Der Leutnant kniete am Fenster nieder und betete mit gefalteten Händen den englischen Gruß. In seinen Augen glänzten Tränen. —

Schritte nahen, er erhebt sich. Der Wachtmeister kommt in seine Stube und meldet: „Im Lager alles in Ordnung. Nur zwei Mann fehlen, sie sind mit Windlichtern hinab nach Beuggen, um den Rittmeister heimzubegleiten."

Es war tiefe Nacht, als der Chef des Fähnleins von der Tafel in Beuggen zurückkehrte, stark angeheitert vom guten Trunk. Der Leutnant hatte sein Lager noch nicht aufgesucht.

„Ich bring' Euch gute Nachricht, Leutnant," begann der Kapitän. „Es war bei des Herzogs Tafel lobend auch von Euch die Rede. Ihr und des Regiments Nassau Leutnant, der den Jean de Werth zum Gefangenen gemacht, bekommt

jeder extra 500 Taler vom Beutegeld, das in den Zelten der gefangenen Generale reichlich vorgefunden wurde. Ihr müßt morgen mit hinunter zum Siegesfest. Der Herzog will selbst Euch sehen und die klingende Belohnung übergeben."

„Eine Messe wird zwar nicht gehalten als Dankgottesdienst, aber einmal könnt Ihr auch einen von unsern Feldprädikanten hören; denn nach dem Gottesdienst ist Parade, und da muß ich Euch dem Herzog vorstellen."

„Ich danke Euch, Herr Rittmeister, für die Kunde und werde morgen zu Befehl stehen. Aber lieber wäre mir's gewesen, Ihr und der Herr Obrist hättet mich von meinem Eid entbunden und ich könnte ins Kloster zurück — als diese Belohnung von 500 Talern."

„Leutnant, Ihr wißt, daß wir Euch im Felde besser brauchen können, als Euer Abt in diesen Zeiten im Kloster. Also seid zufrieden und redet nimmer von Dingen, die heutzutag keinen Sinn haben."

„Noch was hab' ich Euch zu sagen. Daß Ihr ein guter Lautenschläger seid, weiß der Herzog, aber daß die Weiber und Diener Euch den heiligen Leutnant nennen, hat ihm unser Obrist erst gestern an der Tafel gesagt. Alles hat herzlich gelacht über einen so frommen Leutnant, und der Herzog meinte zu unserem Regiments-Kommandeur: ‚Jetzt weiß ich, Rosen, wo das Glück Eures Regiments herkommt, das bringt Euch der heilige Leutnant. Den müßt Ihr Euch warm halten.'"

„Auch davon war die Rede, daß Ihr Euere Gage den Bürgern und den Bauern schenkt und alles bezahlt, was die Soldaten rauben. Und alle Herren waren der Ansicht, daß es solche Heilige wenige gäbe in beiden Armeen."

„Drum werdet Ihr morgen der Löwe des Tages sein, Leutnant, wenn Ihr ins große Lager bei Beuggen kommt. Und ich bin stolz, Euch bei meinem Fähnlein zu haben."

„Aber jetzt gute Nacht, Freund Rupp, ich will meinen vielen Wein ausschlafen." —

Den andern Morgen geschah's, wie der Rittmeister am

Abend gemeldet. Der Leutnant von der zweiten Kompagnie vom Regiment Alt-Rosen ward allgemein ausgezeichnet und bewundert als ein Offizier, wie der Dreißigjährige Krieg keinen zweiten hervorgebracht — tapfer, fromm, freigebig und barmherzig.

Der Herzog Bernhard von Weimar übergab ihm selber die Geldbelohnung und fügte bei: „Leutnant, wenn Euch bei der nächsten Gelegenheit nicht mein Freund Rosen, Euer Obrist, eine Kompagnie gibt und Euch zum Rittmeister macht, so bekommt Ihr beides in meinem Leibregiment."

Am dritten Tage brach das Gros der Weimarschen Armee auf, dem Breisgau zu, um Freiburg und Breisach zu belagern.

Schon am 11. April zog der Herzog laut Akkord mit allen Offizieren und 400 Soldaten in Freiburg ein.

Ehe Bernhard sodann zur Belagerung Breisachs schritt, die bis zum Dezember dauerte, ließ er alle Pässe des Schwarzwaldes besetzen und sandte einzelne Reiterregimenter in die Ferne, damit sie Kontributionen an Vieh, Frucht und Futter eintreiben sollten für den Gewalthaufen vor Breisach. Zu letzterem Zweck marschierte das Regiment Taupadel durchs Simonswälder Tal auf den oberen Schwarzwald und das Regiment Alt-Rosen durchs Elztal an die Ufer der Kinzig.

12.

Wer über die malerisch gelegene Kinzigbrücke bei Hasle schreitet und flußabwärts geht, gelangt bald in die nahe beisammen gelegenen Dörfer Schnellingen und Bollenbach. Beide repräsentieren ein Stück Paradies im Schwarzwald. Blumige Matten, fruchtbare Bäume auf dem schmalen Erdstrich zwischen Fluß und Berg; am Berg hinauf Rebgelände, die feurigen Wein und rotbackige Pfirsiche erzeugen, und auf den Höhen dunkelgrüne, üppige Tannenwälder.

An einem Sommerabend des Jahres 1638 finden wir

in einem dieser Forste, im Katzwald, eine Anzahl bewaffneter Bauern aus den genannten Dörfern und aus dem weiter unten gelegenen Dorfe Steinach. Ihre Hütten unten im Tal haben sie längst verlassen; alles ist dort verödet und ruiniert.

Die Männer haben vom Rand des Waldes aus einen weiten Blick in ihre Dörfer und ins Tal hinab, links nach Schnellingen, rechts nach Bollenbach und Steinach.

Bei ihnen befindet sich noch eine Anzahl Knappen aus den in diesen Bergen zahlreich betriebenen Silbergruben Auch diese sind in voller Wehr, unter ihnen nicht wenige, die schon einige Jahre selbst als Kriegsknechte gedient hatten, weil der Bergbau stillgestanden war.

Während in den Jahren 1635 und 1636 der wilde Jean de Werth mit seinen Scharen in Lothringen und in den Niederlanden gefochten und das Kriegstheater dorthin verlegt hatte, war ziemlich Ruhe gewesen im Kinzigtal, und die Bauern hatten wieder angefangen, über, die Bergleute unter der Erde ihrem Beruf nachzugehen. Jetzt waren sie aber wieder durch die angerückten Schweden hart bedrängt und auf der Flucht.

Der heute am Katzwald versammelten, bewaffneten Schar Anführer und Berater war der Vogt von Schnellingen, Andreas Heyd, ein Mann von Verstand und Tatkraft, beim Obervogt wohl gelitten und bei der Bauern angesehen.

Am Waldrande stand er heute und schaute, auf eine Partisane gestützt, ernst und finster in das Tal hinab; rings um ihn standen oder saßen in Gruppen seine Leute: Bauern, Taglöhner und Bergknappen.

„Ihr Männer," hub der Vogt an, „es bleibt uns jetzt nichts anderes mehr übrig, als Gewalt gegen Gewalt zu setzen und gerade so grausam zu sein, wie die Kriegsknechte seit Jahren gegen uns sind. Es ist himmelschreiend, was wir Landleute in den letzten sechs Jahren mitgemacht haben. Man möcht' oft verzweifeln und sich fragen, ob noch ein gerechter Gott im Himmel lebt; denn er könnte sonst solchen

Jammer, den das arme Volk erduldet, nicht so lange mit ansehen, ohne endlich einmal Abhilfe zu treffen."

„Wenn ich so zurückdenke an die letztvergangenen Jahre, so steht mir oft der Verstand still, und ich bin, Gott verzeih' mir's, versucht zu fluchen statt zu beten. Ich will nicht mehr reden von der Plünderung durch die Reiter des Obristen von Helmstadt im Jahre 1610. Sie hat schon all unsern Wohlstand fortgenommen, aber sie war ein Kleines gegen das Elend, in dem wir heute stehen."

„Im Jahre 1632 kam der General Horn mit den ersten Schweden ins Tal, und mit ihnen begannen die Brandschatzungen und Quälereien der Bauern im großen Maßstab."

„Dann folgte die Herrschaft des Schaffelizki. Vor seinen Reitern, die Jahr und Tag im Städtle drüben lagen, angeblich um des Obristen Untertanen zu schützen, in Wirklichkeit aber, um sie zu brandschatzen, war bald keines Bauern Leben und keines Weibervolks Ehre mehr sicher, und gestohlen haben sie, so gut sie konnten. Bis weit hinab ins Elztal und ins Simonswälder Tal streiften diese Horden und plagten den Landmann."

„Damals schon haben die Bauern im Elztal sich verabredet, mit bewaffneter Hand jene Kerle aus den Tälern zu treiben oder niederzumachen."

„Der allgemeine Rückzug der Schweden nach der Schlacht bei Nördlingen hat Schaffelizkis Reiter und seine Herrschaft fortgeschwemmt. Aber was ging von unserem Gut noch bei jener Retirade mit! Der Rheingraf, welcher damals mit seinen flüchtigen Scharen das Tal herunterkam, hat seine Leute wie ein Hagelwetter an uns vorbeigeführt."

„Ihnen nach kam Ende September der Johann von Werth mit seiner ganzen Armee. Die wüstesten waren die Kroaten. Wie Teufel haben sie gehaust in unseren Häusern und Dörfern; Weiber, Mädchen und Kinder zu Tod geschändet, Männer aufs Blut geschunden nach vergrabenen Schätzen."

„Ja," rief dazwischen der Jörg Spielmann, ein Bauer

aus dem Welschbollenbach, „mir haben sie damals alles Vieh genommen, von der Weide weggetrieben und die Mägde und zwei Töchter mit sich fortgeschleppt. Hab' bis heut nichts mehr von ihnen gehört. Und mein Weib hat der Schrecken und der Gram umgebracht."

„Und mir," sprach der Vogt weiter, „haben sie die Pferde vom Pflug ausgespannt, den Knecht, der sich wehrte, erstochen und mir die Daumen in ihre Pistolenschlösser geschraubt, um Geld zu erpressen."

„Den Winter über ließ dann der Werth einen Rittmeister vom Neuneckschen Regiment im Städtle mit seinem Fähnlein zum — Schutz. Sie brandschatzten aber wie die andern und mußten von den Bürgern und Bauern gehalten werden wie Fürsten, während jene hungerten[1]."

„Im folgenden Jahre, 1635, ging's von neuem los. Im April kam der Herzog von Lothringen mit seiner ganzen Reiterei, hat Hof gehalten mit seiner Leibkompagnie im Städtle und ringsum ‚alles ganz und gar ausgefressen, ruiniert, viel arme Leut gemacht und übel zugericht'."

„Bald nach ihm rückte der bayerische Obrist Mercy ins Tal und hat's gehalten wie seine Vorgänger."

„In Feld und Flur stand es schön, man hatte Hoffnung auf ein gut Jahr. Da ist im Mai große Kälte gekommen und hat die Weinberg erfrört."

„Der Krieg hat sich ins Lothringische und in die Nieder-

---

[1] Der Rittmeister erhielt nach urkundlichen Aufzeichnungen täglich: 15 Pfd. Brot, 20 Pfd. Fleisch und 20 Maß Wein. Der Leutnant: 12 Pfd. Brot, 10 Pfd. Fleisch und 10 Maß Wein. Der Kornett: 10 Pfd. Brot, 8 Pfd. Fleisch, 8 Maß Wein. Ein Korporal: 6 Pfd. Brot, 4 Pfd. Fleisch, 4 Maß Wein. Schreiber, Feldscher, Sattler und Trompeter je 4½ Pfd. Brot, 3 Pfd. Fleisch, 3 Maß Wein. Ein gemeiner Reiter: 10 Pfd. Haber, 3 Pfd. Brot, 3 Pfd. Fleisch, 2 Maß Wein. Dazu der Rittmeister 6 Gulden wöchentlich für Gewürz und Salz, der Leutnant 4 fl., der Kornett 3 fl., der Korporal 1 fl. 30 kr., der Feldscher 1 fl., der Reiter 45 Kreuzer.

lande verzogen. Wir hatten im Sommer und Herbst Ruhe. Aber ein anderer kam, der Tod. Ihr Männer wißt, wie der gehaust hat unter den ausgehungerten, hohläugigen, bleichen Menschen."

„In meinem Hause," sprach Hans Kienast, ein Bollenbacher, „starb alles bis auf mich."

„Täglich hat man zwei bis drei Leichen über den Steg nach Steinach getragen," meinte Vit Kasper, der ältere, von Schnellingen.

„Die vielen, welche damals der Tod holte," fuhr der Vogt fort, „sind gut daran. Sie haben mit Gottes Hilfe die ewige Ruhe, wir das ewige Elend und die ewige Unruhe. Ich wollt' und wohl jeder von Euch, daß auch wir dort drunten lägen auf dem Kirchhof an der Kinzig und die Not und den Jammer nicht mehr erlebt hätten, den wir seitdem erduldet."

„Wie haben Krieg und Pest unter uns gehaust! Als der Krieg bei uns anfing, zählten unsere drei Vogteien 400 Bürger, Bauern und Taglöhner in den Dörfern und 200 Bergleute in den Gruben."

„Heute stehen wir hier noch 44 Mann, und droben im Nillwald sind 40 Frauen und 60 meist elternlose Kinder — das ist der Rest unserer Dörfer und Erzgruben."

„Auch unser gnädiger Herr von Blumeck starb in dem Pestjahr. Er war ein guter Herr gegen seine Bauern und hat Leid und Freud mit ihnen geteilt. Gott hab' ihn selig!"

„Das Jahr 1636 war ziemlich ohne Soldaten im Tal, aber Fröste kamen im Frühjahr wieder, und vom Himmel regnete es Schwefel; doch Früchte und Futter gediehen. Wir bauten unsere verödeten und verlassenen Häuser wieder, holten, was wir an Habe versteckt und an Vieh in die Wälder geflüchtet hatten, und hofften auf Besserung."

„Da spielten im Sommer 1637 der Herzog von Weimar und der Werth den Krieg wieder an den Rhein. Draußen bei Wittenweier schlugen sie sich an den Schanzen. Die

Schweden mußten über den Rhein zurück, und wir bekamen die Werth'schen abermals auf den Hals."

„Schon als sie noch am Rhein lagen, sollte die Herrschaft Hasle wöchentlich 6000 Rationen Brot liefern, und der General de Werth drohte mit Kroaten, wenn wir sie nicht schickten."

„Sein Küchenmeister, Martin Weiß, kam im September selbst nach Hasle und forderte für seines Herrn Tafel Forellen, Kühe und Schafe, Futter für die Pferde und 100 Dukaten für Gewürz und Konfekt, während wir Bauern kaum ein Stück Brot sahen."

„Der Obervogt, der Vogt von Steinach und ich waren selbst im Lager beim General, bei Grießheim unfern des Rheins, und baten vergeblich um Schonung. Wir durften nur zusehen, wie er und die Offiziere fürstliche Tafel hielten in Essen und Trinken, uns gab man keinen Bissen und keinen Schluck."

„Im Haslach'schen lag damals des Generals Vetter, der Obristleutnant Peter von Werth, mit dem Regiment Werth, im Wolfach'schen das Regiment Neuneck, in und um Husen die Wolf'schen, in und um Gengenbach die Metternich'schen und Horst'schen Reiter."

„Sie haben alles aufgefressen und ausgeraubt, selbst das Stroh von den Dächern abgedeckt und ihren Rossen gestreut, auf dem Feld alles verwüstet; ihre Rosse weiden lassen, wo es ihnen beliebte, und was die nicht fraßen, haben die Troßbuben böswillig verderbt. Ließ ein Bauer sich sehen, so wurde er malträtiert und erschossen."

„Weiber und Kinder und wir alle waren flüchtig bis hinüber ins Renchtal und an den Kniebis, und so oft das Heimweh beherzte Männer aus den Wäldern herabtrieb, sahen sie neues Elend und Verderben."

„In Hasle und Husen gingen viele Bürger unter die Soldaten und marschierten mit diesen ab auf Nimmerwiederkommen, weil sie es unter dem Kriegsvolk besser hätten, als im Elend daheim."

„Vom Säen und Anblümen der verderbten Felder konnte keine Rede sein, weil man kein Zugtier vor den Soldaten sehen lassen durfte.“

„Den Winter haben die meisten von uns in den Tälern der Rench bei verschonten Bauern, die um Gottes willen Herberge gaben, verlebt. Im Februar hat man im Namen des Grafen, unseres Herrn, uns aufgesucht und an die Schanzen gestellt auf dem Gaisberg.“

„Nach der großen Schlacht bei Rheinfelden kam die versprengte kaiserliche Armee über den Schwarzwald her ins Tal. Werth war gefangen. Für ihn kommandierte General Götz. Kroaten, Pappenheimer und andere Reiter unter Horst, Gayling und Äscher hausten wieder bei uns. Ihnen nach kamen die Schweden, der Schaffelizki und der Rosen.“

„Wer laufen konnte, ist geflohen. Selbst in Hasle sind die Bürger bis auf zwei oder drei mit Weib und Kind in die Wälder geflohen. Im Städtle liegen jetzt kaiserliche Reiter, und rings in den Tälern streifen die Schweden.“

„Unsere Nahrung waren dieses Frühjahr und den Sommer her Brot aus Eichelmehl, Brennesseln oder Baumrinde, Frösche, Schnecken aus den Weinbergen ohne Salz und Schmalz, Hunde, Katzen und tote Rosse.“

„Ihr wißt, daß keiner von uns seit Monaten ein Stück echtes Brot gesehen hat, noch viel weniger gegessen.“

„Und dort drunten liegen unsere Hütten und Höfe wie ausgebrannte Ruinen. Wölfe und Füchse wohnen darin, und die Dornen wachsen durch die leeren Fensteröffnungen.“

„In den Städten will man keine Bauern mehr, weil sie kein Vieh mehr hineinbringen können, und die Bürger sind jetzt hinter ihren Mauern gerade so geschunden und ausgeraubt, wie wir, die wir seit Jahren die meiste Zeit auf der Flucht in Wäldern und Erzgruben umherirren, um unser Leben zu salvieren.“

„Wir nennen bald nicht mehr so viel unser eigen, um damit einen Finger verbinden zu können. Für unsere Felder

und die ruinierten Hofstätten gäbe kein Mensch einem von uns auch nur zehn Gulden. Alles ist verderbt und überall die Menschen tot oder in die Wälder verjagt oder dem Bettel und den Soldaten nachziehend."

„Und niemand kümmert sich um unser Elend und unsern Jammer, um das Geschrei der armen, unschuldigen Kinder, der Witwen und Waisen. Wir haben weder Haus noch Herberge mehr, noch Essen und Trinken, und niemand hat Erbarmen mit dem Bauernvolk, alles will nur noch von uns, unsere Herren wie die Soldaten."

„Oft frag' ich mich, wenn ich so überdenke, was wir Landleute seit 1610 alles haben mitmachen müssen, gänzlich unschuldiger Weise, wozu anders eigentlich das gemeine Volk heutzutag auf der Welt ist, als um besteuert, ausgesogen, geschunden, malträtiert und ins Verderben gezogen zu werden." —

So sprach voll inneren Grimms der empörte alte Vogt.

„Und wir Bergleute," warf jetzt einer der Erzknappen ein, „wir haben im dermaligen Elend gleich neben den Bauern feil, sind aber, wenn's möglich wär', noch übler dran. Tief unter der Erde, in feuchten, von Wasser triefenden Stollen suchen wir mühsam unser Erz. Bringen wir etwas zu Tage und haben es gepocht und geschmolzen, so kommt der Soldat und nimmt's uns. Damit nicht zufrieden, glaubt er, jeder Bergmann habe Schätze vergraben, viel mehr als der Bauer, und quält mit allen Torturen jeden von uns, der ihm in die Hände fällt."

„Dem Obersteiger von St. Barbara drüben in Welschbollenbach haben sie ein Roßhaar durch die Zunge gezogen, um vergrabenes Silber von ihm zu erpressen."

„Und droben im Huserbach Bergleute in einen Backofen gesteckt und Stroh hinter ihnen angezündet, damit sie ihr Silber offenbaren sollten, während keiner einen Heller mehr sein eigen nannte."

„So haben sie es den drei Bauern im Bocksbach drüben

auch gemacht," erzählte Hans Dirhold, ein Bauer aus Steinach. „Und dem alten Dold in Sarach haben die Schweden die Finger zusammengebunden und sind mit den eisernen Ladstöcken dazwischen auf und ab gefahren, bis Haut und Fleisch auf den Knochen verbrannten."

„Warum hab' ich," nahm der greise Vogt das Wort wieder, „Euch all das erzählt, was wir durchgemacht? Damit Ihr einsehet, daß wir Gewalt gegen Gewalt setzen müssen, daß wir fortan die Soldaten behandeln, wenn uns einer in die Hände fällt, wie sie uns. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als in unsern Wäldern versteckt zu bleiben und wie Räuberhorden zu leben und zu tun, solange noch ein Soldat drunten im Tale haust."

„Da drüben am ‚Birkenstein' liegt noch eine Hütte und da unten auf der ‚Ruheck' noch das Gut des Jörg Kienast, die nicht völlig Ruinen sind und wo noch einiges Vieh ist. Ich wette, es kommen die Schweden dieser Tage auch da herauf und schnüffeln. Wir wollen ihnen aber aufwarten."

„Wir haben vorgestern," riefen einige Bollenbacher, „schon einige dieser Bluthunde abgetan am ‚Heidenwald' drüben."

„Und wir," rühmten sich Schnellinger, „haben am ‚Gullerwald' ein paar kaiserliche Dragoner, die aus dem Städtle kamen, mit unsern Hellebarden gesegnet. 's ist kein schlecht Geschäft, wir haben seither Musketen und Säbel und auch etwas Geld, das wir in den Beuteln der Reiter gefunden."

„Ich hab' im ganzen Krieg," meinte jetzt der Vogt von Bollenbach, Andreas Feger, „keinen barmherzigen Soldaten gefunden, sie sollen aber von nun an auch keinen barmherzigen Bauer mehr finden."

„Doch ich kenne einen!" rief Balzer (Balthasar) Armbruster, ein Taglöhner von Schnellingen. „Als ich vor kurzem im Auftrag des Vogts drüben auf der Heidburg war, wo seit dem Tode ihres Vaters das gnädige Fräulein Anna bei ihrem Vetter, dem alten Herrn von Rosenberg, wohnt,

hab' ich von einem gehört. Der Burgwächter Scherzinger, in dessen Stube ich Wein bekam, hat mir folgendes erzählt: ‚Als der Burgherr, seine Tochter und unser Fräulein an Peter und Paul in die Kirche hinüberritten nach Biederbach, wurden sie unversehens von schwedischen Reitern überfallen. Da kam ein Leutnant herzu von dem gleichen Fähnlein, dem die Reiter angehörten. Kaum hatte er die Frauen und den alten Herrn erblickt, als er den Reitern befahl, sie unbehelligt zu lassen; dann begleitete er die Herrschaften in die Kirche und wieder heim bis vor die Zugbrücke. In der Kirche habe er gebetet wie ein Heiliger, aber trotz aller Einladung die Burg nicht betreten. Die Reiter hätten ihm gefolgt wie Lämmer, so daß in der Heidburg alles glaubt, er sei ein Schutzengel gewesen und kein Mensch.'"

„Als ich dann von der Burg herab nach Hofstetten kam, da erzählte mir der alte Schmied, es sei ein Leutnant bei den Schweden, der sei ein wahrer Engel, die Bauern von Hofstetten kämen wieder in ihre Höfe zurück, seitdem er in der Gegend sei. Er lasse keinem was geschehen, und wenn seine Soldaten Vieh stehlen, bezahle er es den Leuten. Und drüben in ‚den Schneeballen', wo er Quartier habe, teile er sein Brot und sein Fleisch mit den armen Leuten. Die Soldaten schauten an ihm hinauf, wie an einem Herrgott, und die Soldatenweiber, welche am Bach bei der Schmiede waschen, hätten ihm, dem Schmied, gesagt, jener Offizier sei ‚der heilig Leutnant'."

„Während ich beim Schmied auf der Straße stand, ritt der Offizier mit einigen Reitern daher. Sie kamen von Steinach, wo der Rittmeister liegt. Ich wollte mich verstecken, aber der Schmied hielt mich ab; es geschehe niemanden was, wenn der Leutnant dabei sei. Der ist ein bildschöner Mann, in den Dreißigern, mit langen Haaren, einem echten Schwedenbart und einem großen, schwarzen Filzhut mit weißer Feder."

„Jetzt geht mir ein Licht auf," sprach der Vogt Heyd. „Ich hab' die Schlüssel bei mir zu unserer Burg drunten, die

ziemlich ausgeraubt, aber noch am besten von allen Häusern erhalten ist, weil unser seliger Herr immer eine Salvaguardia gehalten und bezahlt hat und weil ihre Mauern fester sind als unsere Holzhäuser und Strohdächer. Von Zeit zu Zeit schleich' ich hinunter, um zu schauen, ob sie noch steht. Da hat mir vor kurzem der Hans Wölfle, der als Bettler und Krüppel nebenan in einem ruinierten Hofe wohnt, erzählt, es sei ein schwedischer Offizier mit einer Patrouille dagewesen und hab' den Reitern scharf angekündigt, diese Burg nicht weiter zu demolieren; denn der Burgherr sei ein Bekannter von ihm."

„Den Wölfle-Hans habe er dann gefragt, ob der Herr von Blumeck noch lebe und seine Tochter und wo beide wären. Dann hat er dem Hans ein Stück Geld gegeben und ist wieder fortgeritten."

„Das ist jedenfalls der heilig Leutnant gewesen," meinte der Balzer. „Auch zu den Kapuzinern vor dem Städtle draußen sei er schon geritten, hab' die heilige Messe angehört und den Mönchen Almosen gegeben. Die Kaiserlichen im Städtle habe er dabei gar nicht gefürchtet und jeweils nur einen Reiter zum Wachen auf die Klosterbrücke postiert."

„Die Kaiserlichen haben gar keinen Mut mehr," gab der Vogt zurück, „seitdem mehr Schweden im Tal liegen, als ihrer selbst sind, und sie müssen froh sein, wenn jene ihnen nichts tun. Die Schweden wissen, daß in den Städten nichts mehr zu fischen ist, und sind nur im Tal, um Vieh einzutreiben für die Belagerung von Breisach."

„Das Regiment Alt-Rosen ist ein fliegendes Korps und hält sich nicht mit Belagerungen auf — und die kaiserliche Kompagnie im Städtle fällt nur aus, wenn jenes nicht um den Weg ist, und macht sich dann ebenfalls über uns Bauern her."

„Also keinen Pardon keinem Soldaten — außer dem heiligen Leutnant," schloß der Vogt seine lange Rede. „Und nun gehen zwanzig Mann hinüber in den Nillwald. Es wird

Abend, und nachts können wir die Weiber und Kinder nicht allein lassen. Wir andern quartieren uns beim Schwendemann am Birkenstein ein und wollen dann sehen, was der morgige Tag bringt. Die Nacht über muß abwechslungsweise einer Posten stehen. Die Schweden streifen anfangs auf die höchsten Höhen, weil drunten im Tal alles ausgefressen ist. Die letzten Tage müssen sie in den obern Tälern bei Schiltach und Alpirsbach gewesen sein, man hat nichts von ihnen gesehen. Aber Vorsicht ist doch nötig, die Teufelskerle kommen oft über Nacht." —

Am Morgen, ehe die Sonne aufgegangen war und da noch die Schatten der Nacht mit ihrem ersten Lichte kämpften, machte der Chriese-Hans von Bollenbach, der eben die Wache am Katzwald hatte, Alarm beim Birkenstein. Es kämen Reiter die Ruheck herauf, er höre Stimmen und Pferdegetrab. Offenbar wollten sie dem Kienast einen Besuch machen.

Die Bauern und Bergleute, etliche zwanzig an der Zahl, sind alsbald parat. Die Arkebusen und Musketen, soweit solche in ihrem Besitz, werden geladen, und die Hellebarden und Piken sind in starken Fäusten. Die Leute schleichen sich an den Waldrand ob dem Birkenstein, wo freie Aussicht ihnen überall hin zu vigilieren gestattet.

Der Chriese-Hans hatte recht gehört. Im dunkeln Morgennebel kommen Reiter den Hügel herauf, welcher zu der Bauern Füßen liegt. Im Sattel des Hügels steht des Kienasten einsamer Hof; ihr Besitzer ist bei den Bauern, seine Wibervölker im Nillwald, aber zwei Stiere und ebensoviele Kühe noch im Stall.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs" — zählt langsam der Vogt, in den Nebel hinabschauend. „Es sind sechs Reiter, die sind unser."

„Laßt sie bis zum Hof kommen und absteigen. Indes schleichen wir sie an, und sobald sie von den Pferden abgesessen — los mit Schießen und dann darauf mit den Helle-

barden und Piken.“ So lautet des Vogts Parole und so geschah es.

Kaum waren die Reiter von ihren Pferden herunter, als sie scharfes Feuer erhielten, das zwei von ihnen niederstreckte und ein Pferd verwundete. Die übrigen Reiter aber fühlten, ehe sie sich auf ihre Rosse schwingen oder ihre Pistolen und Degen gebrauchen konnten, über ihren Sturmhauben die Schläge der Hellebarden und am Leib die Stiche der bäuerlichen Piken.

Ein einziger entkam. Seine Kameraden deckten die Walstatt, d. h. den Hof vor der Hütte des Kienast.

Jetzt fiel Licht auf die blutige Stätte, und die Bauern erkannten an den Feldbinden Schweden, der Balzer aber in dem gefallenen Offizier — den heiligen Leutnant.

„Herr Gott!“ rief er aus, „das ist der Offizier, den ich in Hofstetten gesehen. Was haben wir angerichtet gegen den braven Mann!“

„Ja, ja, er ist's! Sein Gesicht, sein Bart, sein Hut,“ seufzte der Balzer weiter, während seine Kameraden sich mit den gefallenen Reitern und den Pferden zu tun machten, jene vollends zu töten und auszuziehen, diese einzufangen.

Der Offizier, am Kopf und über seinen Reiterstiefeln getroffen, schlug für einen Augenblick die Augen auf, da der Bauer ihn aufrichtete.

„Er lebt, Vogt, er lebt noch!“ rief der Balzer fröhlich. „Den müssen wir retten.“

Der alte Vogt trat jetzt herzu, schaute den blutenden Reiter an und sprach: „Ein Prachtsmann das, und wenn es zudem noch der brave Offizier ist, muß alles angewendet werden, ihm das Leben zu erhalten.“

„Auf meine Ehr und Seligkeit, Vogt, er ist's,“ entgegnete der Balzer.

Der Vogt kommandierte noch drei Mann, den verwundeten Offizier sachte in den Wald hinaufzutragen, die Pferde ebendahin zu bringen und die nackten Leiber der

Toten einstweilen liegen zu lassen, bis man vor Verfolgung sicher wäre. „Denn," so ergänzte der Vogt, „der eine ist davon geritten, er wird bald kommen und noch mehr bringen, und wehe uns, wenn wir noch um den Weg sind. Also fort, fort in den Wald, und Du, Chriese-Hans, stehst hinüber auf den ‚Scheibenbühl', wo Du gut auf die Landstraße siehst, und wenn Reiter von ferne nahen, gibst Nachricht, dann ziehen wir dem Nillwald zu!" —

Leutnant Rupp hatte vom Rittmeister Ordre erhalten, mit einigen Reitern jenseits der Kinzig die Höhen nach Vieh abzustreifen, da der Obrist in Offenburg vom Lager in Breisach her um Proviant gedrängt werde und drum auf seine Rittmeister im ganzen Tal drücke.

Unser Leutnant zog, seitdem sie im Kinzigtal lagen, jeweils selber mit, weil er seine Bauern um Hasle gut traktiert wissen und ihnen das Abgenommene bezahlen wollte. Geld hatte er ja zur Genüge, 500 Taler Dotation und gute Löhnung.

Auf dem heutigen Ritt war er den Bauern so unglücklich in die Hände gefallen infolge ihres Beschlusses, Gewalt gegen Gewalt und Unbarmherzigkeit gegen Unbarmherzigkeit zu setzen.

Im Walde angekommen, legten die Leute den Verwundeten auf ein Moosbett, und der alte Bergmann Thes (Matthäus) Kaspar von der Grube „Unsere liebe Frau zur Haselstaude" stillte durch Sympathie das vom Kopf und aus der Beinwunde strömende Blut. Er legte seinen Zeigfinger auf die Wunden, betete drei Vaterunser und sprach:

Blut stehe still und blute nicht!
In Jesu Wunden
Wird dies Blut verbunden.

Dann ging er hinab an die sommerlichen Halden des kleinen Tälchens, in welchem seine Erzgrube lag, holte heilsame Kräuter und verband die Wunden des Offiziers.

Indes sprachen die Bauern davon, wohin sie ihren Pflegling bringen wollten.

Die einen meinten, hinab ins „Müllibad". Dies lag in

dem gleichen Tälchen, in welchem die Erzgrube unserer lieben Frau zur Haselstaude betrieben wurde.

Das Bächlein des Tälchens floß damals reichlich mit eisensaurem Wasser, wie das Rippoldsauer, und die alten Bauern sagten, eine Ader dieses berühmten Sauerbrunnens fließe in das Bächlein. Es trieb eine Mühle, und in der Mühle hatten die Bauern der vergangenen Jahrhunderte Bäder eingerichtet, die auch von Hasle aus besucht waren.

Heute ist alles verschwunden. Nur das Bächlein sickert noch, und still und einsam ist's ringsum.

„Zu was den Offizier ins Müllibad bringen?" fragte ablehnend der Vogt; „es ist ja ruiniert wie unsere Hütten. Ich glaub', Euch träumt's noch von den Zeiten, da unten noch Badstuben waren. Ich würde eher die Burg unseres Fräuleins vorschlagen, aber da ist keine Pflege, und die Kaiserlichen im Städtle würden ihn bald ausheben. Aus dem gleichen Grund ist's auch nichts bei den Kapuzinern, die schon manchen Schweden gepflegt haben."

Es war, als hätte der Verwundete gehört, um was es sich handle. Er schlug die Augen auf und sprach mit matter Stimme: „Nicht ins Städtle tragen, Mutter darf mich so nicht sehen" — und fiel wieder in seinen Schlummer zurück.

„Er hat's gehört," flüsterten die Bauern, „aber er redet noch irr."

„Wenn der Chriese-Hans, der auf dem Scheibenbühl Posten steht, Nachricht bringt, daß die Schweden in verstärkter Anzahl kommen," sprach jetzt Thes, der Bergmann, „dann legen wir ihn gut gebettet an den Waldrand, wo seine Leute ihn sehen müssen, und die werden dann schon für ihn sorgen."

Eben kam der Hans dahergesprungen und meldete, daß Reiter eilig talabwärts ritten, und hinter ihm drein keuchte Sepp, der Knecht vom „Vorderhof", den der Vogt vor zwei Tagen schon als Spion nach Steinach geschickt hatte, um über die Richtung der verschiedenen Streifpiketts Kundschaft einzuziehen.

Der Sepp schwang seinen Filzhut und rief mühsam auf-

atmend: „Viktoria! Die Schweden gehen fort. Diesen Morgen kam ein Ordonnanzreiter mit dem Befehl vom Obristen, alle Fähnlein sollten schleunigst aus dem Tale aufbrechen und sich in Offenburg sammeln."

„So," sprach der Vogt Heyd befriedigt, „jetzt haben wir Ruh vor den Kameraden derer, die tot drunten ins Kienasten Hof liegen. Wir wollen ihre Leichen nun begraben, dort drüben im Wald. Aber wohin mit dem braven Mann, der schwer verwundet vor uns liegt?"

„Ich weiß wohin!" rief, erfreut über seinen rettenden Gedanken, der Balzer. „Wir tragen den Leutnant hinüber auf die Heidburg, dort ist er sicher und hat gute Pflege. Weil er dem Herrn und den zwei Fräulein vor kurzem Freiheit und Leben gerettet hat, werden sie ihn gewiß gerne aufnehmen. Wenn's Euch recht ist, Vogt, schleiche ich mich hinauf und bestelle im Rückweg in Hofstetten noch einige Bauern, die uns dort ablösen und den Verletzten vollends den Berg hinauftragen."

„Du hast recht, Balzer," stimmte der Vogt zu. „Das ist ein guter Gedanke. Drunten im Schloß weiß ich noch eine alte Sänfte, in welcher sich die Frau von Blumeck selig in die Steinacher Kirche tragen ließ. Die holen wir, sobald es gegen Abend geht. Vier Mann tragen den Verwundeten, vier gehen mit zur Ablösung und zehn Mann als Bedeckung. Wir nehmen den Weg durch die Kinzig beim Schnellinger Deich und in Schußweite an Hasle vorbei nach Hofstetten. Das Pferd des Offiziers und alles, was auf und in seinem Sattel steckt, muß auch mit. Daß mir keiner aber auch nur einen Knopf anrührt von dem, was dem heiligen Leutnant gehört."

„Auf der Heidburg ist er sicher. Den ganzen Krieg über hat sie nichts gelitten, nicht einmal, als 1623 die Württemberger unter dem Herzog Julius über die Eck zogen und Elzach in Brand steckten und der Feldmarschall Horn mit seiner ganzen Armee bei Hasle lag. Aber der Herr von Rosenberg hat Schutzbriefe von allen Potentaten und Generalen, sein Schloß liegt zudem einsam, vom Weg ab, und ist nur mit schwerem Ge-

schütz zu nehmen, das bringen sie aber nicht leicht auf jene Höhe."

Der Verwundete, unter dem Schatten einer Tanne in warmer Waldluft auf Moos gebettet, rief nach Wasser. Sein Leibarzt, der Sympathiedoktor und Bergmann Thes, reichte es ihm und von Zeit zu Zeit auch des Tags über frische Milch von des Kienasten geretteten Kühen. Kaum gelabt, fiel er aber jeweils wieder in einen bewußtlosen Zustand.

Der Balzer hatte sich gleich nach gefaßtem Beschluß auf den Weg gemacht, Quartier zu bestellen, und als die Sommernacht hereingebrochen war, setzte sich der Zug in Bewegung; lautlos und vorsichtig wegen der Kaiserlichen im Städtle. Der Vogt Heyd selbst führte den Zug. In Hofstetten hatte Hans Gißler, Vogt und Schneeballenwirt, vom Balzer über alles unterrichtet, Leute genug zur Stelle, die teilnahmsvoll und gern dem braven Leutnant und Bauernfreund die Liebespflicht erwiesen, ihn auf die Heidburg zu tragen.

Der Mond schien mild und helle ins stille Waldtal des Ullerst, durch das der Zug jetzt hinaufschritt. Eine Stunde vor Mitternacht erschienen sie vor der Burg, wo alles aufs beste vorbereitet war. Der Burgherr und die Damen waren wach geblieben.

In einer Kemenate im Erdgeschoß neben der Burgkapelle stand ein großes Himmelbett, mit dem feinsten Linnen und den weichsten Pfühlen bedeckt, für den Blessierten bereit.

Neben ihn setzte sich alsbald und blieb die Nacht über sitzen — Anna von Blumeck, kühlte von Zeit zu Zeit die glühende Stirn des Bewußtlosen mit nassem Tuche, reichte ihm labende Getränke und schaute voll Teilnahme und Sorge in das edle Gesicht des schwer Aufatmenden.

Nicht ohne Lob, Dank und Bewirtung hatte Jörg von Rosenberg die wackeren Schnellinger und Hofstetter entlassen. „Sie hätten ihm eine wahre Herzensfreude gemacht, daß sie den braven Soldaten zu ihm auf die Burg gebracht und ihm so Gelegenheit gegeben hätten, sich dem hochherzigen

Offizier gefällig zu erweisen in schwerer Not. Aber leid sei es ihm, daß gerade die Schnellinger diesen Leutnant verwundet hätten, so sehr er die Tat der Bauern begreife angesichts des Elends, das sie seit Jahren durchgemacht."

Zum Abschied gab er dem Vogt noch ein Schreiben mit an den Kommandanten in Hasle, den Bürger und Chirurgen Keck nach der Heidburg zu senden, weil „ein Knecht sich beim Holzfällen verwundet habe."

Die Bauern hatten am Waldrand über ihrem Dorfe schon an den alten Keck gedacht, aber sich nicht getraut, ihn zu holen, aus Furcht für den Verwundeten und für sich selbst.

Ohne ein Auge zu schließen, hatte Anna die Nacht über den Samariterdienst an seinem Bett geleistet. Der Liebesdienst wurde belohnt. Gegen Morgen schlug der Kranke die Augen auf, heftete sie auf den barmherzigen Engel und fragte: „Wo bin ich?"

„Herr Leutnant," antwortete mit trost- und liebevoller Stimme Anna, „Ihr seid auf der Heidburg, wohl versorgt und wohl gepflegt. Die Bauern, welche zu ihrem Leidwesen in der Morgendämmerung Euch verwundet und dann erst erkannt haben als den großen Freund des armen Landvolkes, trugen Euch hierher, weil sie erfahren hatten, was Ihr vor kurzem auch uns getan. Ich bin die Anna von Blumeck und habe die Nacht bei Euch gewacht; meine Base Ida wird mich ablösen, wenn der Tag kommt. Auch der Chirurg von Hasle kann jeden Augenblick eintreffen. Wir hoffen und beten zu Gott, daß er Euch uns erhalte."

„Gott vergelt's Euch tausendmal, gnädiges Fräulein, was Ihr und die Eurigen an mir tun. Aber die Wunden schmerzen und mein Kopf brennt, ich möcht' einen Priester haben, der ist mir vielleicht nötiger als ein Feldscher."

Ermüdet sank er nach diesen Worten in die Kissen zurück und schloß die Augen. Anna sprach noch leise: „Der Leutpriester von Biederbach ist bald da, wenn Ihr es wünscht."

In ihr selbst aber sprach eine Stimme: „Oh, ist das ein frommer lieber Herr!“

Fast gleichzeitig trafen am frühen Morgen der Pfarrer von Biederbach ein, Christian Wiser, einer der wenigen Pfarrherren der Gegend, welcher bei der weltfernen Lage seines Bergdörfchens nicht hatte fliehen müssen — und der Chirurg von Hasle, Franz Keck.

Der letztere untersuchte den Patienten, fand einen Streifschuß am Hinterkopf mit Schädelverletzung und eine Schußwunde am Bein unterhalb des Knies, beide langwierig im Heilen, aber durchaus nicht lebensgefährlich.

Trotzdem spendete, auf den ausdrücklichen Wunsch des Verwundeten, der Pfarrer dem Leutnant die hl. Sakramente in Gegenwart der ganzen Schloßfamilie.

Jetzt erst, da der Kranke am Morgen zu bleibendem Bewußtsein zurückgekehrt war, trat der Hausherr, Jörg von Rosenberg, bei ihm ein, hieß ihn herzlich willkommen in seinem Haus und teilte ihm mit, daß auch sein Pferd im Schloß untergebracht sei und der Inhalt seiner Satteltaschen und seine Waffen in der Truhe der Kemenate sich befänden.

In seine Pflege würden, so sprach weiter der Ritter, fortan die beiden Edelfräulein, seine Tochter und seine Nichte, sich teilen, und alle wünschten, daß der Kranke, dem sie zu großem Danke verpflichtet seien, in nicht zu ferner Zeit gesund und munter sich seinem Kriegshandwerk wieder widmen könne.

Schließlich fragte der Schloßherr noch den Offizier, ob er Nachrichten bestellen sollte an sein Regiment oder an seine Familie.

In bewegten Worten dankte der Kranke für die gütige Aufnahme und die liebevolle Pflege und bedauerte, wohl nie imstande zu sein, es vergelten zu können. Er wünsche aber nicht, daß Nachricht von ihm zum Regiment Alt-Rosen gelange; seine Dienstzeit sei bald um, und er wolle nicht länger bei den Schweden dienen. Er habe nur so lange ausgehalten,

als er eidlich verpflichtet gewesen. Erführe der Obrist von ihm, daß er noch am Leben sei, so würde er vielleicht allerlei versuchen, ihn beim Regiment zu halten.

Und was seine Familie betreffe, so dürfe sie nichts von ihm wissen, bis eine bessere Zeit für ihn gekommen wäre.

Jörg von Rosenberg hörte mit Staunen diese Erklärungen, wollte aber nicht weiter in seinen Gast dringen und empfahl sich mit der Versicherung, jedem Wunsche desselben, auch in der eben erwähnten Richtung, gerecht werden zu wollen.

Auch dem Pfarrherrn von Biederbach und dem Chirurgen von Hasle band der Ritter es fest auf die Seele, nirgends verlauten zu lassen, daß ein schwedischer Offizier auf der Heidburg weile, am wenigsten bei den Kaiserlichen.

„Gnädiger Herr," sprach auf die Mahnung hin der Keck, „die Kaiserlichen gehen den Schweden nach, die gestern fort sind. Diesen Morgen haben die Kompagnien vom Regiment Horst in Hasle, Husen und Hornberg Befehl erhalten, durchs Schuttertal dem Breisgau zuzuziehen."

„Der Reiter, welcher die Botschaft brachte, muß in der Nacht hier auf der Eck durchpassiert sein. Er hat noch gemeldet, daß die Kaiserlichen vorhaben, mit aller Gewalt gegen den Herzog Bernhard, der vor Breisach liegt, loszuziehen, die Belagerungsarmee zu durchbrechen und Breisach zu verproviantieren."

Wie der Chirurg erzählte, so geschah es. Aber der Weimarer kam den Kaiserlichen zuvor, zog ihnen entgegen und schlug sie bei Kenzingen in einer blutigen Schlacht am 9. August 1638.

Der Kaplan des Domstifts Basel zu Freiburg, Thomas Mallinger, erzählt hierüber in seiner Chronik:

„Indem das kaiserliche Volk hat wollen Breisach verproviantieren, hat selbiges Hertzog Bernhard mit seinem Volk zwischen Offenburg und Käntzingen angetroffen, da es ein solch bluotig Treffen von Morgen bis zum Abent abgeben, daß

auf der frantzösischen Seiten bey 3000 mit ansehnlichen Officieren gebliben, beyneben alle hohen Officiere mit etlich 100 Mann beschedigt worden. Die Kaiserliche aber, nachdem sie vil Volk verloren, 11 Stück Geschütz mit aller Munition und Proviant dahinter gelassen, sich nach Offenburg und andern Orten retirirt."

Die Folge des Sieges war, daß die Schweden die Pässe des Schwarzwalds wieder besetzten.

„Am 15. haben," fährt der Chronist fort, „die Schwedischen den Hohlengraben auf dem Schwarzwald eingenommen und also den Paß bis nacher Villingen inne gehabt."

13.

Es war vom Sommer weg Herbst geworden im Jahre 1638. Die Sonne ließ ihr mild gewordenes Licht verklärend in die Föhren schauen, welche die Heidburg bekränzten und so dem Blick fremder Menschen entzogen.

Tiefe Stille herrschte ringsum in Feld und Flur. Die Glocken der Herden und die Lieder der Hirten, welche sonst um diese Jahreszeit die Weiden belebten, waren längst verstummt in den Wirrsalen des Kriegs. Die Bauern hatten kein Vieh mehr oder weideten es in undurchdringlichen Wäldern; denn die Schweden streiften von Freiburg her das ganze Elztal herauf und suchten Beute.

Auf dem Söller der Burg saßen im lichten Sonnenschein die beiden Edelfräulein Anna von Blumeck und Ida von Rosenberg. Sie waren Kinder zweier Schwestern von Reischach, welcher Familie damals das Städtchen Elzach, drunten am Fuße des Berges gelegen, gehörte.

Beide waren fast im gleichen Alter, denn am gleichen Tag hatten der Rosenberger und der Blumecker die zwei Schwestern heimgeführt.

Beide standen in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, also nicht mehr in der Blütezeit weiblicher Schönheit, und

doch waren beide noch schön zu nennen, schöner als viele ihresgleichen, die kaum zwanzig Lenze zählten.

Es gibt ja Blumen, die erst spät blühen und dann um so schöner sind, und Blumen, die bald in die Kelche schießen und dann rasch welken. Zu den letzteren zählten die zwei Burgfräulein von Schnellingen und von der Heidburg nicht.

Anna, um einige Monate älter als Ida, eine große, stattliche Erscheinung mit frischem Gesicht, war, seitdem wir sie in Rippoldsau gesehen, aus einem zarten, schlanken Mädchen eine jungfräuliche Juno geworden. Aus ihren großen, dunklen Augen schaute etwas schwärmerisch Elegisches, aber ihre ganze Haltung zeigte Ernst, Hoheit und Entschiedenheit.

Ida, kleiner und zierlicher, sah noch, trotz ihres Alters, mädchenhaft aus. Sie war blaß, schwarzäugig und schwarzlockig, lebhaft und sanguinisch. Sie zeigte mehr französischen Typus, die Blumeckerin mehr deutschen.

Idas Großmutter war eine Welsche gewesen. Der Großvater, einst in Diensten Heinrichs IV., hatte sein Weib aus Frankreich mitgebracht und dieses den französischen Rassecharakter ihrem Sohn und der Sohn denselben seiner Tochter übertragen.

Ida saß vor ihrem Stickrahmen auf dem Söller, während Anna träumend und mit ihren Gedanken beschäftigt hinab- und hinausschaute ins schöne Land zu ihren Füßen.

Und schön war dies Land: Berge und Höhen des Schwarzwalds vom Belchen, der in die Alpen sieht, bis hinab zum Mummelsee; die malerischen, waldumsäumten Täler der Elz und der Kinzig und weiterhin der Rhein und die Vogesen.

„Was sinnst Du wieder, Anna?“ fing Ida, lächelnd und von ihrer Arbeit sich erhebend, zu reden an. „Du träumst gewiß wieder vom Leutnant.“

„Und Du stickst für ihn,“ gab Anna, unangenehm gestört in ihrem Sinnen, etwas pikiert zurück. „Du willst ihm ja einen großen Kragen sticken für seine Gala-Uniform.“

„Ja, das will ich, aber Du willst noch mehr: Du willst, daß er Dich so lieb hätte, wie Du ihn.“

„Aber das ist nicht schön von Dir, Ida, mich so zu kränken," rief Anna, und eine Träne glänzte in ihren schönen Augen. „Du bist für den Leutnant ebenso eingenommen wie ich, und es ist Dir leid, daß er jetzt auf sein kann und keine Pflege mehr braucht. Jetzt siehst Du ihn seltener."

„Es ist wahr, Anna, er gefällt mir. Aber das Ding geht mir nicht so zu Herzen wie Dir. Du freust Dich seit einiger Zeit an nichts mehr, singst nimmer zur Arbeit, sinnst und spinnst nur Deinen Gedanken nach und bist mit diesen meist abwesend, das heißt drunten in der Kemenate neben der Kapelle."

„Du bist halt eine halbe Französin, Ida, die mit allem spielt, auch mit der Liebe. Ich, eine echte deutsche Gemütsseele, kann nicht so sein, wie Du."

„Ich bin froh," gab Ida zurück, „daß ich etwas leichtsinniger sein kann; denn der schöne, stille, melancholische Leutnant fragt eigentlich nach uns beiden nichts, und wenn ich's auch so ernst nähme, wie Du, ginge es mir, wie Dir — Du bist ganz krank vor Liebe."

„Als er uns damals aus dem Trupp Reiter befreite auf dem Kirchritt und wieder verschwand, nachdem er uns hierhergeleitet, glaubte ich fast, er wäre ein Geist gewesen, und erst als die Schnellinger Bauern ihn hierher brachten, sah ich, daß er von Fleisch und Blut sei. Aber jetzt, da ich ihn näher kenne und sehe, wie wir beide nicht imstande sind, ihm großes Interesse abzugewinnen, und er sich dabei so lieb, so dankbar, so bescheiden benimmt, möchte ich wieder glauben, er sei nicht von Fleisch und Blut, wenigstens nicht von dem Stoff, aus dem die anderen Offiziere gemeißelt sind. Wir haben ja hier während des Kriegs manch einen zu Gast gehabt von allen Waffensorten und Armeen, aber es waren durchweg wilde Gesellen und wüste Trinker, und ich konnte nie begreifen, wie Damen unseres Standes selbst mitten im Krieg mit solchen Kumpanen Ehen eingehen konnten und wollten."

„Du hast ganz recht, Ida," nahm Anna das Wort. „Auch

ich glaube, daß der Leutnant ein ganzer oder wenigstens ein halber Heiliger ist, wie ihn die Soldaten schon genannt haben sollen. Und gerade das, daß er so unempfindlich zu sein scheint gegen weibliche Liebenswürdigkeiten, macht ihn um so liebwerter und begehrlicher."

„Wie viel Blumen hab' ich ihm schon aufs Zimmer getragen und Du auch — und nie ließ er ein Wort verlauten, als ob er merke, was die Blumen sagen wollten. Er dankt jeweils so lieb und so innig, aber immer wie ein Kind, dem man eine Freude gemacht hat."

„Und doch hat nur einmal im Leben ein männliches Wesen auf mich solch einen Eindruck gemacht, wie unser Leutnant."

„So, Anna," fragte rasch Ida, „das ist ja was ganz Neues! Du warst also schon einmal verliebt und hast mir noch nie davon erzählt in den vielen Jahren, die Du mit mir auf der Heidburg verlebt?"

„Mein Herz," antwortete Anna, „ist von jener Liebe nicht in dem Grade voll gewesen, wie jetzt, und auch jetzt hätten wir beide sicher keine der andern was mitgeteilt von unserem Schwärmen für den herrlichen Leutnant, wenn nicht jede wüßte, daß sie nahezu vergeblich schwärmt."

„Und jene alte Geschichte wäre vielleicht, wenn auch in meinem Herzen nicht untergegangen, so doch begraben geblieben, wenn nicht die Stimme und die Figur des Leutnants viele Ähnlichkeit hätten mit einem Klosterstudenten, der mit seinem Abt im Sauerbrunnen war und dem ich recht zugetan war, ohne daß er es wußte. Doch der ist jetzt — es mögen seitdem über acht Jahre dahingegangen sein — längst ein Mönch im Kloster Villingen und hat der Welt und allem in ihr entsagt. 's ist schade, er war ein bildschöner, heiterer Mensch, und singen und lautenschlagen konnte er, wie ich seitdem nicht mehr hab' singen und spielen hören."

„Da hast Du aber Unglück gehabt mit Deinen Flammen," bemerkte schelmisch die Rosenbergerin. „Erst einen jungen

Mönch, dann einen heiligen Leutnant — lauter hoffnungslose Liebesakte."

„Du bist und bleibst eben boshaft, Ida, weil Du kein deutsches Herz hast und nicht weißt, daß hoffnungslose Liebe die gewaltigste Liebe ist und zweifellos auch die schönste, weil sie nie die Täuschung erlebt, die gar oft dem Besitze des geliebten Gegenstandes folgt."

Anna hatte diese Worte noch nicht beendigt, als der Herr von Rosenberg zu den Damen auf den Söller trat. Er war eben von der Hühnerjagd gekommen, drüben auf der „Herne" und dem „Heidenacker", wollte den Mädchen seine Beute zeigen und hatte die letzten Worte Annas noch gehört.

„Seid Ihr zwei wieder am Leutnant?" fragte er freundlich lächelnd. „Seitdem der auf der Burg ist, habt Ihr Weibsleute den Kopf verloren. Und solange er krank zu Bette lag, waren alle meine Suppen kalt und versalzen und jeder Braten angebrannt, und wenn ich krank geworden wäre, hätte ich allein seufzen und sterben können. Ihr zwei hättet den eigenen Vater und Oheim vergessen ob der Sorge für den schönen Schweden."

„Aber Papa," rief Ida, „ich war unschuldig an dem schlechten Essen. Anna hat meist die Küche überwacht, weil ich die letzten Wochen hindurch in der zweiten Nachthälfte die Wache hatte beim Patienten und dann am Morgen schlief."

„Allerdings ist Anna noch mehr verschossen als Du," entgegnete der Alte. „Und so oft ich etwas von der Jagd brachte, hieß es gleich: das gibt was für den Leutnant. An den alten Jäger dachte sie nimmer."

„Bitte, laßt mich in Ruh mit Euern Vorwürfen, Oheim," bat jetzt Anna, „sonst bringt Ihr mich zum Weinen. Ida spottet meiner ohnedies, seitdem wir hier sitzen."

„Papa," nahm jetzt die Rosenbergerin das Wort, „wenn Du nur auch einmal herausbringen könntest, woher der Leutnant stammt. Da muß was dahinter stecken. Entweder ist er von ganz geringem oder von ganz hohem Herkommen,

sonst würde er es uns beichten. Er hat aber in seiner ganzen Erscheinung und in all seinem Benehmen etwas so Vornehmes, daß ich an eine bessere Abkunft glaube, und dann wäre er noch mehr wert."

„Nein, Ida," warf Anna ein, „mir ist er gleichviel wert, ob hohen oder geringen Stammes. Wenn sein Vater ein Bettler gewesen, mir wäre er deshalb nicht weniger lieb."

„Das lob' ich an Dir, Anna," sprach der Oheim. „Nicht die Herkunft macht den Mann, sondern sein Charakter und seine Leistungen. Die berühmten Generale Altringer und Werth sind von armen Eltern und leisten mehr und haben es weiter gebracht, als viele von adeligem Blut. Und unser Leutnant hätte sicher das Zeug zu einem General; habe schon oft mit ihm geredet über das Kriegswesen, er ist darin bewandert, wie selten einer, und von seiner Tapferkeit redeten — so erzählten die Hofstetter Bauern — alle Reiter seines Regiments. Er wär' schon längst mehr denn Leutnant, aber er will nicht ein eigen Fähnlein werben und mußte schon — wie die Schweden ebenfalls den Bauern gesagt — zum Kornett und zum Leutnant befohlen werden."

„In das Geheimnis seiner Herkunft kann und will ich aber nicht weiter eindringen. Er ist ein Ehrenmann und das genügt mir, und er wird seine guten Gründe haben, warum er darüber schweigt. Und für unsere Anna hat es ja keinen Wert — sie nimmt ihn, ob hoch oder nieder," schloß lächelnd der Ritter.

Jetzt tönte plötzlich vom Burghof herauf — Lautenspiel. „Hört! Was ist das?" riefen die beiden Mädchen wie mit einer Stimme.

„Das kömmt ja aus der Kemenate des Leutnants," meinte der Herr von Rosenberg, sich über die Brüstung des Söllers hinablehnend. „In dem Alkoven neben seiner Stube hängt seit vielen Jahren eine Laute, die einst mein so jung verstorbener Bruder spielte, die muß der Leutnant gesehen haben, und jetzt schlägt er sie. Hören wir einmal, was er kann."

Die beiden Fräulein neigten sich ebenfalls horchend über den Söller hinab in den Burghof. Aus diesem drangen zuerst leise, dann immer schwellender und stärker wundervolle Töne an das Ohr derer, die mit wachsender Spannung lauschten.

„Wunderschön," flüsterte Ida.

Da hub der Spieler auch zu singen an:

Ein Soldan hat ein Töchterlein,
Die war früh aufgestanden,
Zu pflücken schöne Blümelein
In ihres Vaters Garten.

Sie stand und sah die Blümelein,
Sie dacht' in ihren Sinnen:
Wer muß der Blümlein Meister sein?
Wie gern wollt' ich ihn kennen!

„Ach Gott!" rief jetzt laut Anna. „Dieses Spiel, diese Stimme und dieses Lied hab' ich schon einmal gehört. So hat der Student im Sauerbrunnen gespielt und gesungen. Das ist sein Spiel und sein Gesang und eines seiner Lieder."

Von unten kamen dann noch alle Strophen jenes alten, schönen Liedes. Dann schlug der Spieler andere Akkorde an, und nach kurzer Pause begann er ein ander Lied:

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Doch eilt zu dir schnell unsre Zeit,
Gleich wie das Heerpferd zu dem Streit,
Nach Haus der Bot', das Schiff zum G'stad,
Der schnelle Pfeil vom Bogen ab.

„Dies ergreifende Lied hat er im Sauerbrunnen nicht gesungen, aber seine Stimme ist es und sein Spiel, und sein erstes Lied klang mir in der Seele wieder, als hätt' ich es erst gestern gehört" — sprach voll wachsender, innerer Erregung Anna, als der Sänger geendigt hatte.

„Wenn der Leutnant jener Klosterstudent ist, dann begreife ich jetzt auch, warum ich mich so zu ihm hingezogen fühlte von Anfang an," meinte sie weiter mit von innerer Aufregung zitternder Stimme.

Der Ritter von Rosenberg hatte sich nach dem ersten Lied, unter hohem Lob für den Sänger, vom Söller entfernt, um demselben mündlich in seiner Kemenate zu gratulieren, nachdem er seine Jagdbeute versorgt. Die beiden Mädchen waren wieder allein, und Ida nahm jetzt das Wort.

„Wo war denn der Klosterstudent her?" fragte sie.

„Wenn ich mich recht erinnere," gab Anna zurück, „so war er von Hasle drunten und der Sohn eines Wirts."

„Da ist ja gut abhelfen, Anna. Wenn der Chirurg Keck wieder kommt — und heut wird er wieder kommen, so fragen wir ihn, ob er keinen Wirtssohn im Städtchen kennt, der ein Mönch geworden."

„Das ist ein guter Gedanke von Dir, Ida. Das wollen wir tun. Seit ich den Leutnant hab' singen und spielen hören, bin ich viel aufgeregter und unruhiger."

„Dort drunten seh' ich einen Mann den Berg heraufkommen vom Ullerst her; es ist am End' der Chirurg."

Der war es, und als er zum Burgtor hereinschritt in den Hof, rief ihm Ida von Rosenberg zu, wenn er seinen Besuch beim Herrn Leutnant beendigt hätte, einen Augenblick auf den Söller zu kommen, was der alte Bader, den das Fräulein Herr Doktor genannt, unter vielen Bücklingen gehorsamst zusagte.

Er kam aber heute lange nicht aus der Kemenate des Offiziers. Dieser, den der Wundarzt zum erstenmal außer Bett fand, stellte auch zum erstenmal an den Meister Keck einige Fragen, die ihm schon längst auf dem Herzen lagen.

„In Hasle drunten," begann der Leutnant, „war ich vor zwölf Jahren auch einmal in meiner Studentenzeit und hab' im Rappen logiert. Es waren da verschiedene Bürger und Beamte: der Obervogt, der Pfarrer, der Schultheiß, der

Schulmeister und einige Kaufleute — eine heitere Gesellschaft. Leben die Herren noch?"

„Da kann ich dienen, Herr Leutnant. Der Schultheiß Hans Engler ist gestorben, der Pfarrer Ramsteiner ging als Flüchtling fort und ist heut noch nicht zurück, der Kaufmann Battier, der damals jeden Abend dort war, hat das Zeitliche auch gesegnet. Der Obervogt Fink ist eben erst von seiner Flucht nach Straßburg zurückgekommen. Der Schulmeister Andreas Mezger lebt noch, und es schmecken ihm auch die Schoppen noch, nur waren sie in den letzten Jahren sehr rar, und selbst er, der lustige Andreas, hat auch mehr als einmal Fersengeld geben müssen vor den Schweden."

„Und die Wirtsleute im Rappen, damals so liebe, freundliche Menschen, leben die auch noch?" Bei diesen Worten hatte sich der Fragende an das offene Fenster seiner Kemenate gestellt und schaute in den Hof hinaus, dem Gefragten den Rücken kehrend, damit dieser seine Erregung nicht merke.

„Da lebt niemand mehr als die Frau," antwortete der Wundarzt. „Der Rappenwirt und sein älterer Sohn, der Bartlin, sind gestorben im großen Pestjahr 1635. Der jüngere Sohn, Lienhard, war im Kloster in Villingen, wurde von den Schweden gefangen und ist längst verschollen und wohl auch tot. Die Wirtin bringt der Kummer um die Toten fast unter den Boden. Sie ist nicht mehr die stattliche, schöne Frau von damals, sondern eine welke Greisin. Sie wandert jeden Tag, wenn die Stadttore offen sind, hinaus zum Kapuzinerkloster und betet in der Hoffnung, den Sohn, der im Kloster und ihr Liebling war, noch einmal zu sehen. Ein Einsiedler bei Wolfach soll das auch prophezeit haben. Nun sind aber Jahre darüber hingegangen — und kein Sterbenswort kam mehr von dem Verschollenen, der zweifellos ein toter Mann ist. Die gute Frau läßt sich's jedoch nicht nehmen, daß er noch lebt — und das ist ihr einziger, schwacher Trost. Im Städtle glaubt's aber kein Mensch."

Der Doktor hatte nicht bemerkt, wie während seines Be-

richtes zwei große Tränen aus den Augen des Mannes am Fenster gerollt waren und wie der Kriegsmann sie rasch verwischt hatte — und jetzt weiter fragte:

„Ist die Frau noch auf dem Wirtshause?"

„Ja, denn wer kauft ihr heutzutag das Geschäft ab? Sie hat viel mitgemacht als Witwe, doch ging es ihr im ganzen besser als manch andern Bürgersleuten. Sie hatte immer Offiziere im Quartier, und die dienten ihr als Salvaguardia, haben aber auch die Weinkeller dafür geleert." —

„So geht's halt überall im Leben. Wenn man nach Jahren frägt nach Leuten, die man früher gekannt, heißt's: Tot oder im Elend, vorab in so schrecklicher Kriegszeit" — schloß dankend für die Auskunft der Leutnant.

„Und nun, Chirurg, ein anderes Thema. Ich kann jetzt wieder ordentlich hinken, meine Wunden sind vernarbt. Was bin ich Euch schuldig?"

„Ist ein Dukaten zu viel, Herr Leutnant — für jeden Gang einen Gulden gerechnet?"

Der Geheilte schritt an die Truhe, nahm zwei Dukaten heraus und gab sie dem staunenden Chirurgen.

„Tausendmal vergelt's Gott, Herr," rief der alte Keck. „Das ist ja zu viel. Hab' anno 32 den Feldmarschall Horn behandelt und nicht so viel bekommen. Gott lohn's Euch an der Gesundheit, gnädiger Herr!"

Er gab dann noch einige gute Ratschläge, damit der Fuß nicht steif bleibe, und entfernte sich.

Unser Lienhard — denn wir wissen längst, er ist es — ließ sich auf einen Stuhl nieder, um seiner innern Aufregung freien Lauf zu lassen.

„Gute, arme Mutter," sprach er unter Tränen, „Du sollst mich wiedersehen und noch Deine Freude an mir haben."

Er erhob sich, öffnete die Türe zur Burgkapelle, schritt hinein in das alte, feuchte Kirchlein und betete unter stillem Weinen. Gebet und Tränen galten dem toten Vater, dem toten Bruder und dem Herzeleid der guten Mutter. —

Indes stand der Meister Keck auf dem Söller, wo auf Bitten Annas, die sich durch ihre Aufgeregtheit zu verraten fürchtete, Ida das Wort führte und den alten Wundenheiler also anredete:

„Herr Doktor, Ihr könnt mir wohl sagen, ob ein Wirt in Hasle einen Sohn hat, der Mönch ist im Kloster Villingen? Es interessiert sich jemand, es zu wissen."

„Gnädiges Fräulein! Eben sprach ich mit dem Herrn Leutnant von diesem Sohn. Der war des Rappenwirts Lienhard und im Kloster Villingen, wurde aber bei der ersten Belagerung jener Stadt gefangen und ist seitdem verschollen. 's ist schad um ihn, er war ein braver, talentierter, junger Mann. Daß er tot ist, steht fest, denn er hätte sonst sicher schon etwas von sich hören lassen. Sein Vater und sein Bruder sind auch tot, und nur seine alte Mutter lebt noch und grämt sich um ihn."

„So," sprach Ida weiter, „warum hat sich denn der Herr Leutnant um des Rappenwirts Sohn bekümmert?"

„Ei, er war, wie er sagt, vor Jahren einmal im Rappen über Nacht und hat deshalb nach den Leuten gefragt."

„Aber jetzt noch eine Frage — ganz unter uns — Herr Doktor, Ihr seid zweifellos Menschenkenner. Woher glaubt Ihr, daß der Herr Leutnant stamme? Er schweigt sich ganz aus über seine Herkunft."

„Gnädiges Fräulein! Ich verstehe mich etwas auf Physiognomie, hab' auf der hohen Schule zu Freiburg auch gelernt, einem Menschen sein Horoskop zu stellen, und glaube daher, Euch dienen zu können. Der Herr Leutnant ist von ganz hohem Stamm, er hat blaue Augen und blaues Blut, ist freigebig wie ein Fürst und hat mich eben mit zwei Dukaten honoriert. In seinen Augen ruht verborgen ein Geheimnis, aber er wird es eines Tages lüften."

Sprach's mit der Miene eines Wahrsagers, der alte Keck, und ward mit Dankesworten und der Zuweisung eines Trunks in der Ritterstube entlassen.

„Du siehst, Anna," nahm jetzt Ida das Wort, „daß Du Dich getäuscht hast. Dein Klosterstudent und Dein Leutnant sind zweierlei."

„Mein Herz sagt mir anders," gab Anna zurück. „Aber ich sehe, ich muß sein Ahnen unterdrücken. Könnt' ich nur mein ganzes Herz unterdrücken, ich wäre glücklicher." —

Nicht nur der Wundarzt von Hasle hatte nach dem Verwundeten geschaut, auch Thes Kaspar, der Bergmann von Schnellingen, kam bisweilen auf die Heidburg, nach ihm zu sehen, und war stets willkommen. Der Leutnant hielt etwas auf Sympathie und ehrte den alten Blutstiller und Brandnehmer; ja, er glaubte ihm mehr verdanken zu müssen, als dem auf der hohen Schule gebildeten Keck.

Thes hatte jeweils auch den Auftrag vom Vogt Heyd, sich nach dem Befinden des Herrn Leutnants zu erkundigen und das Bedauern der Schnellinger, ihn angeschossen zu haben, zu wiederholen.

Am andern Tage, nachdem der Wundarzt zum letzten Male dagewesen war, kam auch der Thes. Als der Offizier ihn, reich belohnt, entließ, gab er ihm noch eine Botschaft an den Vogt mit.

„Sagt Euerm Vogt, er soll nächster Tage einmal zu mir heraufkommen und den Vogt von Hofstetten, Hans Gißler, mitbringen. Ich hab' Wichtiges mit den Leuten zu reden zum Heile der Bauernschaft des Tales."

Der Thes hörte die Botschaft gerne und schied.

Der Bauer ist allezeit ein gutes Kind gewesen, und wenn er Gutes haben kann, säumet er nicht. Vierundzwanzig Stunden später als der Thes standen in der Kemenate des Leutnants die Vögte von Schnellingen und Hofstetten, die intelligentesten ihres Amtes in der fürstenbergischen Herrschaft Hasle.

Ihre schweren Filzhüte in der Hand waren sie eingetreten, hatten dem Offizier ihre wackere, ehrliche Rechte zum Gruße

hingeboten und der Volksmann im schwedischen Reiterrock sie herzlich geschüttelt. Dann hub er an:

„Ihr Männer, es ist eine wichtige Sache, um derentwillen ich Euch gerufen. Es ist die Sache des in diesen Kriegsläuften so schwer heimgesuchten Bauernstandes. Ihr, Vogt Gißler, kennt mich näher, und wohl mancher Bauer im Tal drunten hat von dem schwedischen Leutnant gehört, der, so gut er konnte, sich jede Mühe gab, das Elend des Bauersmanns milder zu machen.“

„Ich kenne den Krieg und seine Schrecken wie auch Ihr nur zu gut. Wer am meisten leidet, ist das unschuldige Landvolk. Seine Drangsale gingen mir schon zu Herzen, bevor ich Soldat war. Wer gesehen hat, was der Bauer mitgemacht, in den letzten sechs Jahren, der müßte verzweifeln, wenn nicht unsere christliche Religion und die tägliche Erfahrung uns allzeit die Lehre gäbe, daß die unschuldigsten, die besten Menschen auf Erden am meisten leiden und daß Kalvaria gerade da am ehesten zu finden ist, wo die Menschen an Gott glauben, auf ihn hoffen und ihm zu dienen suchen.“

„Ich habe Eures Standes Elend viele Jahre lang mit angesehen und mich erbarmt vorab des Landvolks im Kinzigtal. Fünf Jahre mußte ich, von ihnen gefangen, wider Willen den Schweden dienen. Meine Dienstzeit ist um, ich bin meines Eides ledig und habe mir vorgenommen, falls ein anderer, welcher in besonderer Art über mir steht, nichts dagegen einwendet, bei Euch Kinzigtälern um Hasle herum zu bleiben, Euch meine Kriegserfahrung zur Verfügung zu stellen und Euch zu helfen, der Feinde sich zu erwehren, so gut es geht. Denn der Krieg dauert fort, solange es in deutschen Landen etwas zu rauben und zu plündern gibt.“

„Mit dem Herrn von Rosenberg hab' ich mich verständigt. Er ist herzlich froh, wenn ich dableibe und auch seinen Untertanen in den Vogteien Hofstetten und Biederbach beistehe. Nun hab' ich Euch hierher bestellt, um Eure Ansicht über mein Vorhaben zu vernehmen.“

Mit Tränen in den Augen hatten die zwei Bauernvögte die Worte des Offiziers angehört. Solch eine Sprache aus dem Munde eines Soldaten war ihnen fremd, und seine Teilnahme an dem harten Los des Landmanns rührte sie um so tiefer.

Vogt Heyd ergriff zunächst die Hand des braven Mannes und sprach: „Herr! Wir haben Euch, wenn auch wider Willen, verwundet, und jetzt wollt Ihr trotzdem uns armen Landleuten beistehen! Wie sollen wir Euch genug dafür danken? Arm, wie wir sind, können wir nur unser Gebet für Euch zum Himmel schicken, der in der höchsten Not uns einen solchen Helfer zukommen läßt. Mit herzlichem Vergelts Gott nehmen wir Euer Anerbieten an, und unsere Kinder und Kindeskinder werden noch davon reden, was Ihr uns getan habt in dieser harten Zeit. Jetzt schon sprechen alle Buren rings um Hasle von dem braven Leutnant. Wie werden sie erst jubeln, wenn sie hören, daß Ihr uns führen und raten und helfen wollet!"

Hans Gißler, der Vogt von Hofstetten, vermochte nur dem Leutnant die Hand zu geben und unter Tränen zu sagen: „Herr, der liebe Gott soll's Euch lohnen."

„Gut also, Ihr Männer," sprach der Leutnant, „von heute an sind wir von der gleichen Kompagnie. Aber jetzt muß ich noch einen verläßigen, klugen Mann haben, der die Wege übers Gebirg nach Villingen kennt. Ich hab' da einen Brief, der im Interesse unserer gemeinschaftlichen Sache an den Abt des St. Georgenklosters dort geht. Warum, werdet Ihr vielleicht später erfahren."

„Den Mann kann ich stellen aus meiner Gemeinde," entgegnete der Vogt von Hofstetten. „Der Dorfmüller ist ein alter Jäger und kennt alle Wege und Stege bis nach Villingen. Er ist ein vertrauter Mann und wird den Brief gewiß gut besorgen."

„Hier ist der Brief. Der Müller soll sich so bald als möglich auf den Weg machen. Heute ist Mittwoch, bis Freitag kann er gut wieder zurück sein. Ihr bestellt alle Vögte und Gerichts-

personen der Herrschaft auf kommenden Sonntag Nachmittag hinüber ‚auf die Eck'. Dorthin kann ich schon kommen, sei es zu Fuß oder zu Roß. Ich habe dann Bescheid von Villingen, und wenn der, wie ich hoffe, gut ausfällt, organisieren wir sofort die Bauernwehr. Es zeigen sich wieder, wie ich höre, überall feindliche Streifpartien von Freiburg und Breisach her."

Freudig gingen die zwei Vögte mit dem Briefe, den wir lesen wollen, bergab.

Das Schreiben lautete:

„Hochwürdigster, insonderheit geliebter, fürsichtiger, gnädiger Vater und Abt. Meine ehrerbietigsten Grüße zuvor. Euer Gnaden werden nit wenigs erstaunt sein, von mir, Euerm gehorsamsten Diener und Frater Leo, den Euer Gnaden sicher längst tot geglaubt, ein Lebenszeichen zu empfangen. Von denen Schweden vom Regiment Alt-Rosen, so in jener Nacht, da ich verschwunden, bei Villingen durchpassiert, gefangen, ward ich unter Androhung des Todes eidlich gehalten, fünf Jahre, die jetzt um sind, bei obigem Regiment zu dienen. Ich hab' im Feld allzeit, so gut es ging, als ein frummer Ordensmann gelebt, und hoff Euer Gnaden und dem hl. Orden kein Schand' gemacht zu haben im Kriegslager."

„Im Kinzigtal ward ich verwichenen Augusti verwundet und fand Heil und Genesung allhie, auf der Heidburg bei Hasle, wo niemand mich erkennet und ich auch nicht erkennet sein will aus besunderen Gründen, die ich Ew. Gnaden mündlich einmal zu geben hoffe nebst der Ursachen, aus der ich auch Ew. Gnaden gegenüber bisher geschwiegen habe."

„Die Not im Tal ist so groß, und es erbarmet mich so des armen Landvolkes, daß ich gerne allhie noch zur Defendierung der Bauern bleiben möchte, auch gerne meiner lieben Mutter beistehen, die noch nichts von mir weiß und die den Vater und den Sohn Bartlin im Tode verloren hat. Wenn Ew. Gnaden es erlauben und gestatten, bleibe ich, solange die Kriegsläufte dauern, im heimatlichen Tal, sollten aber Ew. Gnaden mich

ins Kloster fordern, komme ich alsbald in Treuen und Gehorsam."

Geben uf der Heidburg,
am ersten Tag des Weinmonats 1638.

Ew. Gnaden gehorsamster Diener
und Frater Leo, bishero Leutnant
im Regiment Alt-Rosen.

Schon in aller Frühe des nächsten Freitags war der Dorfmüller wieder auf dem Rückweg zur Heidburg. Er traf südlich davon den Leutnant, der eben seine ersten größeren Gehversuche im Freien machte. Zum Glück war er allein; denn von seiner Korrespondenz mit Villingen sollte niemand wissen, bis seine Mutter ihn wieder gefunden, und die sollte ihn nur unter freudigen Umständen wiedersehen.

Er war nicht wenig innerlich aufgeregt, als der Bote, ihn von Hofstetten her wohl kennend und verehrend, ihm die Antwort des Abtes übergab. Dieser zeigte sich in seinem Schreiben freudig bewegt, daß der Frater noch am Leben sei, machte ihm in freundlicher Art Vorwürfe über sein Schweigen so viele Jahre, gab einen kurzen Abriß der Vorgänge im Kloster und in der Stadt und dem „lieben Frater Leo volle Indulgenz, in der Heimat zu verweilen, da sonsten auch kein Frater da und auch die meisten Patres abwesend seien. Nur möge er zu gelegener Okkasion einmal einen Besuch in Villingen machen und erzählen, was ihm alles in der Zeit arrivieret."

Jetzt war dem wackern Leutnant der erste Stein vom Herzen, da er sich mit seinem Abt versöhnt, von diesem in Gnaden aufgenommen wußte und mit ehrlichem Urlaub ausgestattet sah.

Belohnt entließ er den schnellfüßigen Dorfmüller, nicht ohne ihn über alle Details seiner Reise und seines Aufenthalts im Kloster ausgefragt zu haben — und mit einer Mahnung an seinen Vogt, am nächsten Sonntag nicht auf der Eck zu fehlen. —

Kaum hatte Lienhard, seine Schritte wieder der Burg zulenkend, den Brief des Abtes in der Brusttasche versorgt, als er die zwei Edelfräulein sich entgegenkommen sah. Sie hatten vom Söller aus den Leutnant gesehen und Ida alsbald gemeint: „Anna, wir wollen hinunter und an ihm vorbeispazieren, dann kommen wir mit ihm zu reden, und er bekennt vielleicht doch einmal Farbe."

In ausgesuchter Höflichkeit, den schwedischen Reiterhut tief herabziehend und in der Linken behaltend, ging der Gesuchte den Damen entgegen und begrüßte sie.

„Wir wollen hinab zum Schloßbauer," sagte Ida, „ich will sehen, ob ich frischen Butter bekomme."

„Darf ich die gnädigen Fräulein begleiten?" fragte der Offizier bescheiden. „So weit kann ich, auf den Stock gestützt, schon noch gehen, denn der Hof des Schloßbauern ist ja ganz nahe. Ich hab' ihn von meiner Kemenate aus schon gesehen."

„Gerne nehmen wir Euer Geleit an, Herr Leutnant," sprach Anna, an deren Seite der Offizier getreten war.

„Ich höre," fuhr sie fort, „vom Oheim, daß Ihr uns bald verlassen, aber nicht zu den Schweden zurück wollt."

„Mein Regiment such' ich nimmer auf, gnädiges Fräulein. Meine Dienste im schwedischen Heer sind Gott sei Dank zu Ende, und ich will was anders werden."

„Aber das ist schade. Ihr hättet gewiß eine gute Karriere gemacht, Herr Leutnant," fiel Ida ein.

„Die mach' ich doch. Ich werd' jetzt Bauerngeneral im Kinzigtal," meinte der Offizier lächelnd, „und will den armen Bauern helfen, wenn die Kriegsknechte über sie herfallen und ihnen Leben und Habe nehmen wollen. Der Herr von Rosenberg, den ich ins Geheimnis gezogen, gibt mir recht."

„Das ist edel von Euch," meinte Anna. „Ich hab' stets ein inniges Mitleid mit dem armen Landvolk gehabt und oft gewünscht, daß ihm einmal ein Helfer käme in diesen Nöten. Aber, bitte, nehmt Euch auch meiner braven Schnellinger an."

„Ihrer zuerst, gnädiges Fräulein, denn ihnen verdank'

ich, daß ich auf die Heidburg kam und solche Engel der Barmherzigkeit fand.“ Anna errötete.

„Ihr könntet aber auch als Bauernführer noch bei diesen Engeln bleiben,“ meinte Ida scherzend.

„Ein Bauernführer gehört in kein Schloß mehr, der muß, wenn er Einfluß haben will, mit seinen Bauern Lager und Wohnung teilen, wie ein Räuberhauptmann. Ich werde also meist in Hütten und im Wald kampieren müssen, wie unsere Bauern, wenn ich nicht gelegentlich einmal heimkomme.“

„Euer Heim, Herr Leutnant, sagte mein Vater, sei ein Geheimnis, ich will also nichts erfragen.“

„Ihr werdet es vielleicht bald erfahren, meine Gnädige,“ antwortete der Offizier.

„Aber eins will ich doch mit Eurem Verlaub fragen,“ sprach Ida weiter. „Ihr habt daheim gewiß eine Braut?“

„O ja, eine Braut hab' ich, der ich Treue geschworen, ehe die Schweden mich gefangen nahmen.“

Anna ward blaß, ihr Atem hielt an, und Tränen begannen zu glitzern in ihren Augen. Ida, weniger befangen, fragte weiter: „Wie heißt denn die, welche so stolz sein darf auf solch einen Bräutigam?“

„Sie heißt Regula, aber stolz darf sie nicht sein auf mich, ich war ihr seit Jahren nicht so getreu, als ich es sein sollte.“

„Habt Ihr denn während der Kriegsjahre Euer Herz vergeben?“

„Nicht gerade, aber unsereiner kommt öfters in Versuchung, seiner Regula untreu zu werden, im Feld wie auf Burgen.“

„Ihr habt doch kein Leutnants-Herz, wie die andern Eures Standes und Ranges, und ich kann nicht glauben, daß Ihr Eurer Braut nicht getreu seid.“

„Glaubt mir, gnädiges Fräulein, es wird mir gar oft schwer, ihr treu zu sein.“

„Eure Braut ist gewiß jung und schön?“ fragte jetzt mit innerem Zittern Anna.

„Jung ist sie gar nicht mehr und all ihre Schönheit ist innen, wie es im hohen Liede heißt.“

„Werdet Ihr die Regula bald heimführen? Ihr habt gewiß ein schönes Heim?“ fragte sie weiter.

„Sie wird mich heimführen, sobald Frieden im Land ist. Aber mein Heim ist klein und armselig, kein Schloß und keine Burg wie die Edelsitze der Herren von Rosenberg und Blumeck.“

„Aber Anna,“ ergriff jetzt Ida das Wort wieder, „wir wollen den Herrn Leutnant nicht länger plagen. Es genügt uns ja, daß die Regula alt und nicht schön ist, wenigstens nicht schöner als Du.“

Ida lächelte bei diesen Worten, und Anna errötete wieder, der Leutnant aber wahrte sein respektvolles Benehmen. —

Der Bauer vom Schloßberg war nicht daheim, auch die Bäuerin nicht. Alles war drüben auf dem „Flachenberg“, Menschen und Vieh.

Reiter des Obersten Kanoffski, der in Freiburg kommandierte, waren dieser Tage bis ins „Prächt“ gestreift und hatten auch den „Schloßbur“ zur Flucht gemahnt — so berichtete ein altes Knechtlein, welches als Wachtposten zurückgelassen worden war. —

Auf dem Rückweg zur Burg sprachen die Edelfräulein noch von dem herrlichen Lautenspiel und der schönen Stimme des Leutnants, und Ida meinte: „Ihr könntet wohl bisweilen am Nachmittag zu uns auf den Söller kommen, Herr Leutnant, und uns etwas spielen und singen.“

„Gnädiges Fräulein! Ich käme Eurem Wunsch gerne nach, aber einmal könnte ich meines Fußes halber nicht ohne große Schmerzen die Wendeltreppe hinaufsteigen, und dann verbietet es mir die — Regula, bei andern Damen zu singen und sie mit Gesang und Saitenspiel zu unterhalten. Am Fenster meiner Kemenate darf ich schon spielen und singen.“

„Also immer wieder die Regula!“ schnippte Ida. „Die alte, unschöne Regula. Und doch hören wir Euch so gern, Herr

Leutnant, und besonders die Anna, welche nur einmal im Leben, wie sie sagt, einen Klosterstudenten so hat spielen und singen hören."

Diese Worte trafen wie ein Prellschuß den Sänger, und er hatte alle innere männliche Kraft nötig, sich durch nichts zu verraten.

„Ja, in Klöstern, da findet man oft viel bessere Sänger und Spieler, als ich bin. Dort ist die Musik daheim," antwortete er möglichst gleichgültig.

Er gab aber dem Gespräch eine andere Wendung und fing davon zu reden an, daß er am nächsten Sonntag sich gestatten werde, die Herrschaften in die Kirche nach Biederbach zu begleiten. Er wolle dann das erste Mal wieder sein Pferd besteigen, das, wie er, so lange schon auf der Heidburg sei.

„Der Vater," nahm Ida das Wort, „sagte oft, wenn der Andreas, unser Knecht, Euer Pferd zur Weide hinabführte, es sei ein so schönes Tier. Und lammfromm ist es auch. Anna gibt ihm, so oft sie es sieht, Zucker. Sie liebt es sehr. Ich bin keine große Freundin der Pferde, mir sind meine Angorakatzen lieber."

„Ja, es ist ein liebes Tier, Euer Pferd," sprach jetzt Anna, „und wie es scheint, noch ganz jung und doch so zahm."

„Es ist kaum vierjährig," antwortete der Offizier, „und stammt aus dem Marstall des Generals Speerreuter, der sich mir bei Rheinfelden gefangen gab, und dessen schönstes Pferd Obrist von Rosen mir schenkte. Ein zweites, das mir ebenfalls gehörte, steht noch beim Regiment."

„Bitte, erzählt uns doch etwas von der Schlacht, von der man auch in unserer Gegend viel hörte," bat Anna.

Der Leunant erzählte, was wir wissen. Nur ungern trennten sich, in der Burg angekommen, die beiden Mädchen von dem schönen Erzähler. Er ging in seine Kemenate, sie begaben sich in das „Frauenzimmer" im obern Stockwerk der Burg. —

14.

Auf der Eck unweit der Heidburg ging es am ersten Sonntag im Weinmonat 1638 lebhaft her. Auf dem grünen Platze vor dem alten, einsamen Bergwirtshause zum „Rößle" standen um den stattlichen Reiterleutnant die acht dankbaren Bauernvögte der Herrschaft Hasle und die Bauern von den einzelnen Dorfgerichten in voller Wehr und bei ihnen der Schultheiß Philipp Semwig von Hasle und zwei Ratsherren, Hans Iselin und Jörg Stricker, ebenfalls in Waffen. Die Haslacher hatten sich, vom Hofstetter Vogt in Kenntnis gesetzt, auch eingefunden, um sich der Beihilfe des braven Offiziers auch für ihr Städtchen zu versichern.

„Wir Bürger von Hasle," begann der Schultheiß, „sind durch die Not belehrt worden und zur Einsicht gelangt, daß auch wir, wie die Bauern, fortan Gewalt gegen Gewalt setzen müssen. Wir haben seit Jahren leichten Kaufs und gutmütigerweise jeweils unsere Stadttore dem Kriegsvolk geöffnet und sind trotzdem an den Bettelstab gekommen."

„Die einzige Stadt zwischen Offenburg und Konstanz, so sich gewehrt, Villingen, ist heute noch Herr in ihren Mauern und ihre Bürger Besitzer ihrer Habe, und die Villinger haben stets auch die kaiserliche Besatzung zu verhindern gewußt, sie so zu behandeln, wie sie uns und alle andern kleineren Städte behandelt hat."

„Wir können jetzt, wenn wir uns wehren, nicht viel mehr riskieren als dies elende Leben, aber wir sind, wie die Bauern, der ewigen Torturen und Plünderungen satt und wollen fortan nicht jedem mehr unsere Tore öffnen. Wer herein will, soll's mit Gewalt tun. Die Villinger sollen unser Vorbild sein."

„Und wir," nahm jetzt der Leutnant, die Hand des Schultheißen ergreifend, das Wort, „ich und die Bauern, wir wollen Euch Bürgern helfen, so gut wir können. Kommt Not über Euch, so werfen wir eine kleine Besatzung von uns als Ver-

stärkung in Eure Stadt, und die übrigen machen dem Feind außerhalb der Mauern zu schaffen. Und Ihr Bürger reicht ein andermal uns die Hand und nehmt uns in Euren Mauern schützend auf."

Die Haslacher dankten dem „Herrn Offizier" und versprachen, treu zum Bunde zu stehen, der heute auf einsamer Bergeshöhe unter dem kühlen Schein der Oktobersonne geschlossen ward.

Der Kommandant traf nun seine Anordnungen über Waffenplätze, Alarm-Feuer auf den Bergen und sonstigen Nachrichtendienst und schlug dann noch eine weitere Verbindung mit den Bauern des obern Kinzigtals, des Elztals und des Schuttertals vor, besonders mit den tapfern Simonswäldern, die schon manche Beute suchende Streifpatrouille mit blutigen Köpfen heimgeschickt hatten.

Gegen Ende der Beratung kam noch der alte Rosenberger von der Burg herübergeritten und gratulierte den Bauern und Bürgern, einen so hervorragenden Kriegsmann für ihr Interesse gewonnen zu haben, der eine hohe Laufbahn ausschlage, um ihnen zu dienen.

„Wir können Gott und dem Herrn Leutnant nicht genug danken, gnädiger Herr," sprach der Vogt von Hofstetten. „Ich hab' mehr als einmal von den schwedischen Reitern sagen hören, ihr Leutnant wäre längst Obrist, wenn er gewollt hätte, und an Tapferkeit und klugem Wesen käme ihm manch ein General nicht gleich."

„Nur nicht so viel Komplimente, Herr von Rosenberg und Vogt Gißler," beschwichtigte der Gelobte. „Der beste Offizier ist nichts ohne gute Soldaten, und drum wird's auch von meinen lieben Kinzigtäler Bauern abhängen, ob ich was leiste."

„An uns, Herr Leutnant, soll's nicht fehlen," riefen Vögte und Bauern mit einer Stimme. —

In den folgenden Tagen ritt der Bauern-General, Hasle vorsichtig umkreisend, in alle Dorfschaften, rief die Bauern

unter Wehr, zeigte ihnen die Pässe, die zu besetzen, die Bergspitzen, die zu bewachen wären, und hatte seine Freude an dem Glück der guten Leute, einen kundigen Führer zu haben.

Kein Bauer und kein Knecht war ohne Sturmhaube, die meisten mit Hellebarden und Piken, manche mit Arkebusen und Musketen bewaffnet, alle in groben Bundschuhen, kurzen Hosen und starkem, leinenem Kittel — praktisch gekleidet für einen Krieg in den Bergen.

Alle wunderten sich über die große Ortskenntnis des Leutnants; jede Bergspitze, die eine Fernsicht gab, kannte er, ja manchen Hof, der als Quartier für die Bergwächter passend war, nannte er mit Namen. „Und doch," sprachen sie, „ist er nur kurze Zeit mit den Schweden im Tal gewesen."

Noch mehr staunten sie, daß der Kommandant, der sich stets nur „Leutnant" nennen ließ, Lager und Hunger mit ihnen teilte. Wo er am Abend war, in der nächsten besten Hütte blieb er über Nacht; ein und das andere Mal aber auch in der Burg zu Schnellingen, weil der Vogt es so haben wollte.

Der Bauernbund sollte sich bald bewähren. Es ging dem Winter zu. Immer noch lag der Herzog von Weimar vor Breisach; im Lager und in der Stadt war der Hunger groß, und doch wollte kein Teil nachgeben, trotzdem in der Stadt die Not gräßlich war.

Täglich streiften Truppen vom Belagerungskorps auf dem oberen Schwarzwald, wo noch mehr Vieh war als in den Tälern der Kinzig und Elz. Hier war lange Ruhe gewesen, seit August. Die bei Kenzingen versprengten Kaiserlichen lagen in der untern Markgrafschaft Baden — drum sollte von Breisach her auch wieder einmal ein Beutezug an die Kinzig versucht werden, wo die Bauern, durch die Abwesenheit des Kriegsvolks gelockt, mit ihrem Vieh aus den Wäldern heimgekehrt sein dürften.

Drei Fähnlein Dragoner vom Regiment Ohem, zu Fuß und zu Pferd kriegstüchtig, sollten den Zug unternehmen.

Am Vorabend von Allerheiligen brachten Bauern von

der Burg Geroldseck her die Kunde, es zögen Kriegsvölker vom Schuttertal herauf dem Kinzigtal zu.

Der Leutnant war eben am Passe des Gaisbergs gewesen und hatte die Bauern von Welschensteinach instruiert, als ihm, ins Tal vorreitend, obiges von den Steinachern gemeldet wurde.

Unverzagt ließ er seine Befehle ausgehen: Die Schnellinger und Fischerbacher rücken nach Hasle als Besatzung. Das Städtle wird in Verteidigungszustand gesetzt, die Tore geschlossen, die Lunten für die Hakenbüchsen, Falkaunen und Schlänglein auf den Mauern parat gehalten, die Rundtürme mit Mannschaft besetzt.

„Der Zug des Kriegsvolks," meinte er, „kann nur der Reichsstadt Zell oder Hasle gelten."

Der Leutnant reitet am Abend noch hinauf zu den Mühlenbachern, an Zahl die stärksten und in Qualität die wehrhaftesten. Mit ihnen will er auf der Südseite des Städtchens den Gang der Dinge beobachten. Sein Hauptquartier ist im Dorfe Mühlenbach.

Noch in der Nacht rückten die Vögte Heyd und Prinzbach mit ihren Leuten in Hasle ein, und ehe es Tag wird, kommen Ohem'sche Dragoner vor die Tore und fordern Einlaß. Energisch abgewiesen, reiten sie zurück zu ihrem Gewalthaufen, der sich im Lauf des Tages noch vor das Städtchen legt.

„Daß solche Nester die Tore schließen, das ist neu," meinte der Obristleutnant, welcher die Schweden kommandierte. „Da muß was Besonderes los sein. Vielleicht liegen Kaiserliche darin."

„Ich vermute was anderes," entgegnete ein Rittmeister. „Ich glaube, es ist viel Vieh untergebracht hinter den Mauern, und deshalb haben sie die Tore geschlossen."

Er hatte kaum ausgeredet, als Kugeln pfiffen von den Mauern her und Hakenbüchsen und Schlänglein donnerten.

„Donnerwetter!" rief der schwedische Kommandant, „die haben Courage. Ich will einen Trompeter als Parlamen-

tär ans Tor schicken und die Schildbürger nochmals auffordern lassen, ehe wir das Nest berennen und dem Boden gleich machen."

„Sofortige Übergabe oder, wenn die Stadt mit Gewalt genommen werden muß, springt alles über die Klinge, weder Weiber noch Kinder werden geschont und die Häuser niedergebrannt" — so lautete die Drohung, welche der Trompeter dem Schultheißen überbringt.

„Sagt Eurem Herrn," hieß die Antwort, „am Allerheiligentag macht man keine solche Geschäfte, wie er mir eines vorschlägt. Wir Haslacher wollen uns wehren, so gut wir können, und auf die Fürbitte aller Heiligen hoffen."

Mit dieser Botschaft, hinter der her gleich wieder die Hakenbüchsen von den Mauern spielten, kam der Trompeter ins Lager, wo der Zorn um so größer war, als dem Streifkorps die Geschütze fehlten, um gegen die Mauern und Tore von Hasle einen Angriff unternehmen zu können.

Die Offiziere schworen Tod und Teufel zusammen gegen das Nest, aber Geschütze von Freiburg oder aus dem Lager von Breisach zu holen, war zu umständlich und nur dem ganzen Korps möglich; denn ringsum zeigten sich auf den Höhen Scharen bewaffneter Bauern, die einzelnen Reitern, die Botschaft nach Breisach hätten bringen wollen, bös mitgespielt haben würden.

Ein alter Feldwebel wußte Rat.

„Droben auf der Burg Alt-Hornberg liegen unsere Bundesgenossen, die Württemberger; die haben, ich weiß es, vier Feldstücke in dem Schloß. Die holen wir, bombardieren das Nest und stürmen bei der ersten Bresche."

Es war eine harte Nuß, das Holen. Drei Detachements der Schweden wurden beim Haslacher Wald, wo die Mühlenbacher mit dem Leutnant eingerückt waren, blutig zurückgeschickt ins Lager. Das ganze Korps mußte marschieren, und als das anrückte, waren die Bauern verschwunden. Ihr Führer schickt den Vogt Klausmann von Mühlenbach ins Städtle, dort auf der Hut zu sein, der Feind komme zweifellos

in Bälde wieder, es fehle ihm das Geschütz, und er werde es wahrscheinlich von den Württembergern zu bekommen suchen.

Der Vogt wußte aber auch von der wunderbaren Tapferkeit des Leutnants zu sagen und daß die Haslacher keine Angst haben sollten vor einer Belagerung, so lange der draußen liege mit den Bauern. Er werde sicher ein Helfer sein in jeder Not.

Im ganzen Städtle erzählte man, was der Vogt Klausmann berichtet, und der schwedische Leutnant, der so tapfer am Wald droben gefochten, war in aller Mund. Auch die spärliche Abendgesellschaft im Rappen sprach mit Bewunderung von ihm.

Am Abend des zweiten Tages rückten die Schweden wieder an mit vier Geschützen aus Alt-Hornberg. Ungestört von den Bauern errichteten sie zwei Batterien, eine gegen das obere und eine gegen das neue Tor. Von den Mauern aus wurden sie beunruhigt, manch einer erhielt einen Schuß, doch das Werk gelang.

Die Wälder ringsum wurden nun am Rand hin abgestreift, um im Rücken sicher zu sein. Nirgends ein Bauer. Der Leutnant hatte dafür gesorgt. Die Schweden sollten den Guerillakrieg im Kinzigtal jetzt erst kennen lernen.

Ehe das Bombardement begann, ließ der Obristwachtmeister nochmals zur Übergabe auffordern; abermals kam der Trompeter mit einer Absage zurück.

Nun warf der Schwed seine Kugeln aus schwerem Geschütz sowohl in die Stadt als an die Mauern. Jammer und Wehklagen erhob sich bald, als einzelne Häuser zu brennen anfingen und unschuldige Leute verwundet wurden. Auch von den Mauern wurden Verwundete ins Städtle gebracht und vermehrten die Angst der Weiber und Kinder.

Bald wankte am neuen Tor ein Stück der alten Stadtmauer und stürzte ein. Jetzt schritten die Schweden zum Sturm, brennend vor Begierde, ihren Ingrimm zu kühlen und Beute zu machen.

In der Bresche standen Bauern mit Hellebarden und empfingen jeden, der über den Wallgraben kam, mit wuchtigen Schlägen, und aus dem Torturm schossen die Bürger unverzagt.

Doch die Übermacht schien zu siegen. Endlich bekamen die Schweden Stand in der Bresche, und die Bauern wichen. Einzelne Flüchtlinge stürzten durch die Straßen, schrien: „Alles ist verloren, der Schwed kommt" — und steigerten die Panik.

Aber was stürmt dort vom Wald her, vom roten Kreuz herunter? — Es ist der heilige Leutnant, und hinter ihm seine Bauern von Mühlenbach, Hofstetten und Biederbach. Der Schwed wird im Rücken gefaßt, die Retter, allen voran ihr Führer, schwärmen aus, rechts und links vom neuen Tor, und die Hellebarden und Piken der Bauern mähen und stoßen nieder, was nicht in den mit Wasser gefüllten Stadtgraben springt oder sein Heil in der Flucht versucht.

Die schon eingedrungenen Schweden werden wieder hinausgeworfen, denn die Belagerten hatten von den Mauern aus den Ansturm des Leutnants bemerkt und neuen Mut gefaßt. Sie fallen aber draußen den Bauern des Leutnants in die blutigen Hände.

Auch dafür hat der Leutnant gesorgt, daß ein Teil der Bauern den Pferden der abgesessenen Dragoner seine Aufmerksamkeit schenkt, hübsche Beute macht und den Reitern die Flucht erschwert.

Die Schweden am obern Tor lassen, wie die am neuen Tor, alles im Stich, als sie in der besten Arbeit sich von hinten angegriffen sehen.

Noch in der Nacht, nachdem am Nachmittag gestürmt worden, zogen die Dragoner vom Regiment Ohem fluchtartig, um zwei Dritteile ihrer Reiter und Pferde vermindert, wieder talabwärts, dem Schuttertal und dem Breisgau zu. —

Die Übergabe Breisachs an die Weimarer, weiterhin der Tod des Herzogs und der Übertritt seiner Armee in die Dienste

der Krone Frankreich, ihr Zug unter Marschall Guebriant ins Kölnische — vereitelten die Rache, die sonst die Schweden an Hasle genommen haben würden.

Hier war dem Schrecken die Freude auf dem Fuße gefolgt. Basche Holl, der Wächter am obern Tor, war der erste gewesen, der mit der Kunde vom Abzug der Schweden durch die „vordere Gasse" lief.

Er wollte sie extra der Rappenwirtin bringen, die ihm das Jahr über so manchen Schoppen geschenkt, und eilte zu ihr ins Haus. In der Küche kniete sie mit einigen Nachbarsfrauen und deren Kindern und betete und flehte unter Tränen zum Himmel, seitdem der Ruf erklungen war: „Der Schwed kommt!"

„Viktoria!" rief jetzt der Basche den Weinenden zu, „der Feind ist abgetrieben. Der heilige Leutnant ist mit den Bauern vom Urwald hervorgebrochen und hat wie ein Donnerwetter die ganze Gesellschaft verjagt. Vor meinem Tor stehen die feindlichen Kanonen verlassen, und im Wallgraben schwimmen tote Schweden wie die Mücken im Sommer."

„Gott Lob und Dank," beteten jetzt die Frauen, sich von ihren Knien erhebend. „Wir sind vor Angst fast vergangen."

„Aber der Leutnant muß ein wahrer Engel Gottes sein," meinte Frau Elsbeth. „Man hört nichts als Gutes von ihm, besonders von den Bauern, und jetzt können auch wir im Städtle ihm zeitlebens dankbar sein."

„Das mein' ich auch, Frau Rupp," sprach der Torwächter, „denn ohne den hätten wir alle, groß und klein, heut' nacht noch ins Gras beißen müssen."

„Aber jetzt werde ich auch einen Schoppen verdient haben?" —

Der Leutnant und seine Bauern waren auch nach dem Abzug der Feinde nicht müßig. Sie stellten sorgsam Posten aus, damit die Geschlagenen nicht ungehört nächtlicherweile zurückkehren könnten. Der Führer gab den Wachhabenden

die nötigen Anweisungen und versprach, während der Nacht nochmals die Runde zu machen.

Jetzt erst, es war indes fast dunkel geworden, setzte er sich auf sein Pferd, das ein Bauer ihm nach der Blutarbeit gebracht, und befahl einem Zug seiner Bauern, vorab den Vögten, sich mit den Beutepferden beritten zu machen.

„Wir wollen heute vornehm ins Städtle reiten," sprach der Leutnant. „Ich habe dem Schultheißen sagen lassen, daß wir, wenn alles besorgt sei, gegen Abend zum unteren Tor hineinreiten würden."

Jubelnd stimmten die Bauern zu, und es gab fast ein Fähnlein Berittener.

Der Schultheiß war nicht lässig gewesen, den Einzug der Retter zu proklamieren. Die Bürger sollten sich am Tore versammeln, die Glocken sollten läuten und die Hakenbüchsen und Schlänglein auf den Mauern ‚laudes' schießen.

Die Herren vom Rat und die Vierundzwanziger wollten den Leutnant mit Fackeln ins Schloß begleiten, wo sein Quartier sein sollte — denn der Obervogt war auf die Kunde von der Ankunft der Schweden wieder nach Straßburg verduftet.

Unter brausendem Zuruf der Bürger ritt der Sieger mit seinen wackeren Bauern ein, stieg aber alsbald vom Pferd, als er den Schultheißen erblickte, der ihm den innigsten Dank der Bürgerschaft kundgab und seinen Edelmut pries einer ihm fremden Stadt gegenüber; denn keine Seele in Hasle hätte in dem wettergebräunten, bärtigen Reitersmann mit wallendem Haupthaar ein Kind des Städtchens vermutet.

„Was ich tat," also nahm der Retter das Wort, „tat ich aus Liebe zum gemeinen Mann, der in diesen Kriegszeiten schuldlos die ganze Last trägt, tat es um Gottes willen und aus Liebe zu meiner Mutter, die will, daß ihr Sohn Gutes tue. Aber Euer Dank, Herr Schultheiß, gebührt auch diesen Männern da, den Vögten der Dorfgemeinden und den Bauern allen, die hier sind und die draußen Wache halten. Ich bin

Soldat, hab' aber nicht oft Soldaten mit solchem Mut fechten sehen, wie heute die Kinzigtäler Bauern."

„Wir, die Haslacher und die Bauern, sind alte Freunde," rief der Vogt Gißler, „und verdienen keinen Dank, wie der fremde Herr, der uns allen hilft. Was wir für die Haslacher getan, geschah auch für uns. Wir hätten die Kerle von Schweden auch wieder auf dem Hals gehabt, wenn sie im Städtle sich festgesetzt."

„Herr Leutnant," sprach jetzt Schultheiß Semwig, „Euer Quartier ist drüben im Schloß parat, wie begleiten Euch dahin — der Rat und die Vierundzwanziger, die ich Euch hier vorstelle. Die Bauern bleiben bei uns Bürgern."

„Solche Ehre, meine Herren, hab' ich nicht verdient und auch nicht solch Quartier. Ich bitte Euch, mir Quartier zu geben im Rappen, wenn der noch existiert. Dort hab' ich als Student einmal logiert, dort möcht' ich wieder sein. Wenn Ihr dorthin mich begleitet, bin ich Euch dankbar."

„Wie Ihr wünscht, Herr, soll's geschehen. Der alte Wirt lebt zwar nimmer, aber die Frau. Sie wird sich alle Mühe geben, Euch zu gastieren."

„Gehorsamer Diener, Herr Leutnant," kam jetzt noch der Wundarzt, Johannes Keck, aus der Reihe der Vierundzwanziger. „Mein tiefstes Kompliment für Eure Heldentat, die so bald nach der Heilung der Wunden erfolgte."

„Ah, da ist ja mein Leibarzt," sprach der Offizier, dem Doktor die Hand schüttelnd. „Ohne Eure Kunst wär' ich wohl heute nicht imstand gewesen, etwas zu leisten. Ihr habt also auch Anteil an der Heldentat."

„Es wird mein größter Stolz als Arzt sein," erwiderte unter tiefen Bücklingen der Alte, „an Eurer Herrlichkeit eine so gute Kur gemacht zu haben."

Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung, dem Rappen zu, der unmittelbar unter dem Rathause lag. Die Glocken läuten, die Geschütze donnern, Bürger und Bauern jubeln, und zwischen den Fackeln der „Herren" vom Rat schreitet an der

Seite des Schultheißen, ernst und voll innerer Erregung, der „heilige Leutnant".

Vor dem Rappen hält der Zug. Der Lichtglanz der Fackeln und das dumpfe Gemurmel der Volksmenge haben Frau Elsbeth an das Fenster gelockt. Sie hat aber nicht lange Zeit, hinauszuschauen in die erleuchtete Nacht. Die Tür öffnet sich, und herein tritt der Schultheiß mit dem fremden Offizier.

„Frau Wirtin," spricht der erstere, „ich bringe Euch im Namen der Stadt einen Gast, den Ihr in Ehren aufnehmen sollt. Es ist der Mann, dem wir alle verpflichtet sind, weil er uns Gut und Leben gerettet hat."

Frau Elsbeth will sich eben tief verneigen, als der Fremdling, in der Linken seinen Federhut, rasch auf sie zuschreitet, vor ihr sich auf die Knie niederläßt, ihr die Hand küßt und, mit Tränen zu ihr aufsehend, leise spricht: „Mutter!"

„Jesus, Maria und Joseph, das ist ja unser Lienhard!" Mit diesen Worten sinkt sie nieder zu ihm, umschlingt seinen Hals und weint Freudentränen an seiner Brust.

Der Schultheiß sieht wie versteinert auf Mutter und Sohn. Auch ihm kommen die Tränen. Dann aber reißt er die Türe auf und ruft in die Straße und in die Menschen hinein: „Ihr Bürger, der schwedische Leutnant ist 's Rappenwirts Lienhard!"

Erst Stille in der Menge vor Staunen, bald aber brauste es: „Hoch der Lienhard, der Retter und Helfer!"

Zu der Türe aber drängten sie herein, die Ratsherren und Vierundzwanziger, und gratulierten der Mutter und dem Sohn, die Bürger drangen nach, bis der Schultheiß sprach: „Aber jetzt genug. Wir wollen sie für heute allein lassen. Er wird der Mutter viel zu erzählen haben."

Auf den Straßen und in den Häusern ward noch lange von dem Lienhard gesprochen. Männer jubelten, Frauen weinten — vor Freude.

Es war aber längst still in den Gassen und kein Lichtlein

brannte mehr in den Wohnungen — als noch ein Licht leuchtete in der oberen Stube im Rappen. Dort saßen Mutter und Sohn noch um Mitternacht. Es gab gar viel zu fragen und zu sagen. Und als am Schluß der Sohn der Mutter erklärte, daß er bei ihr und bei den Haslachern bleibe bis zu Ende des Krieges und ihr den Brief des Abtes mit dem Urlaub zeigte — da sprach Frau Elsbeth:

„Die schmerzhafte Mutter Gottes hat mich nicht verlassen, mein Gebet für Dich und mein Vertrauen zu ihr waren nicht umsonst. Nach Leid kommt Freud. Nie hätt' ich geglaubt, daß ich noch so viele Freude erleben sollte. Morgen mußt Du mit mir zur Mutter Gottes in die Klosterkirche, und gemeinsam wollen wir danken für die große Gnade und die Freude, die mir zuteil geworden in meinen alten Tagen nach so vielem Leid."

„Aber auch der Einsiedel von St. Jakob ist ein Prophet; er hat gesagt zum Bartlin selig, Du werdest wieder kommen. Auch ihn mußt Du einmal besuchen und ihm danken für Dich und mich." —

Am andern Morgen, da alle Gefahr beseitigt schien, zog ein Teil der Bauern in ihre Heimat, unter ihnen Simon Werner, der Vogt von Biederbach. Als er auf die Eck gekommen war, lenkte er links ab der Heidburg zu. Er wollte dem Ritter erzählen, wer der schwedische Leutnant sei, der so lange im Schloß gelegen.

Im Föhrenwald unter der Burg traf er den Rosenberger jagend und berichtete ihm kurz, was sich in Hasle zugetragen — namentlich des Leutnants Tapferkeit und Herkunft.

Wenige Minuten später erscheint der Edelmann im Frauenzimmer seiner Burg, wo Anna und Ida am Kaminfeuer arbeiteten.

„Wißt Ihr jetzt," fragte er, „wo der Leutnant herstammt?"

„Woher? Wißt Ihr was Neues?" rufen einstimmig beide Fräulein.

„Ja, eben erzählt mir der Vogt von Biederbach, der

Leutnant habe gestern vor Hasle die Schweden geschlagen, sei am Abend feierlich als Sieger ins Städtle eingezogen und habe sich im Rappen seiner Mutter zu erkennen gegeben als ihren Sohn, den Klosternovizen."

„Also hat mein Herz richtig gefühlt!" sprach, blaß geworden und erregt, Anna.

„Warum hat er sich denn so lange verstellt und sein Herkommen verschwiegen?" fragte Ida.

„Er wollte nicht, daß seine Mutter von ihm etwas erführe, bevor er in Ehren ihr sich zeigen konnte, heißt's in Hasle, wie der Vogt berichtet. — Er will auch wieder ins Kloster, sobald der Krieg zu End' ist."

„Aber wenn er Klosternovize ist und ein Mönch, warum sprach er von seiner Braut Regula?" zitterte aus Annas Mund die Frage.

„Jetzt begreife ich diese Regula," gab der Ritter zurück, „und Du als alte Lateinerin hättest es gleich begreifen können. Regula heißt ja auf deutsch Regel, und unter der Regula verstand er seine Kloster-Regel, der er sich in Treuen angelobt."

„Nun, Anna," meinte Ida, „jetzt ist's aus mit meinem Schwärmen für den Leutnant und mit Deiner Liebe zu ihm. Er ist Mönch und bleibt ein Mönch. Und selbst wenn er nicht ein Mönch wäre, wär's aus, denn Rappenwirtin in Hasle würde Anna von Blumeck nie werden wollen. Bei mir hat er ohnedies als gemeiner Wirtssohn schon alles eingebüßt. Ich glaubte immer, er wäre von besserem Blut."

„Schäme Dich, Ida!" antwortete ernst und erzürnt Anna, „daß Du meiner und des edlen Mannes spottest, der mir gleich viel gilt, ob Mönch oder Wirtssohn; und aus ist's erst recht nicht, Ida. Ein richtiges Mädchen kann nur einmal im Leben wahrhaft lieben, und diese Liebe erlischt dann auch nie. Wahre, reine irdische Liebe hat etwas Göttliches und Ewiges, sie höret nimmer auf, ob getrennt oder vereint."

„Arme Anna," sprach, bewegt von diesen Worten, die

leichtblütige Ida, „da wirst Du aber ein traurig Leben haben, wenn Du keinen andern mehr lieben kannst."

„Lieben heißt leiden und leiden heißt lieben, und leben heißt lieben und leiden," gab Anna zurück, erhob sich, mit Tränen kämpfend, und entfernte sich aus der Stube.

Sie schritt die Wendeltreppe hinab in die Burgkapelle, kniete nieder und betete und weinte.

Als es ihr leichter geworden, öffnete sie die kleine Tür zur Kemenate, in welcher der Leutnant gewohnt. Sie trat ein, setzte sich auf die Truhe und, die Hände in den Schoß legend, schaute sie in stillem Schmerz vor sich hin. Sie war gefaßt. Nach einiger Zeit erhob sie sich und flüsterte im Fortgehen: „Ich wollt' gern zufrieden sein, wenn ich nur auch wüßte, ob er mich ein bißchen lieb hat und ob er ahnt, wie tief ich für ihn fühle."

15.

Als hätte der Leutnant von Hasle, wie unser Held fortan von den Bauern und bald auch von den Kriegsvölkern genannt wurde, Glück ins Tal gebracht — die folgende Zeit war ruhig.

Schon zu Anfang des Jahres 1639 „ist menniglichem geboten worden, sich wieder nach Haus zuo begeben, in Sicherheit zuo wandeln, wie auch das Veld wieder zuo bauen."

Wolf'sche Dragoner von der Werth'schen Armee lagen zwar im Frühjahr oben auf dem Schwarzwald, und der Obrist von der Leyen hatte als Inhaber der Herrschaft Triberg[1] ein Regiment „Lumpengesindel" errichtet, um seine Herrschaft zu schützen und die benachbarten Gebiete zu brandschatzen. Der Leutnant von Hasle und seine Bauern sorgten

[1] Seine Gemahlin, die Witwe des Grafen Jakob Ludwig von Fürstenberg, war die Enkelin des berühmten Generals Lazarus Schwendi, dem Triberg gehört hatte.

aber dafür, daß weder die Wolf'schen noch die Leyen'schen in und um Hasle großen Schaden taten.

So konnte der Bauer wieder hinter seinem Pflug hergehen, sein Gehöft wieder zurichten und auch das Vieh aus den Wäldern holen. Für Wachen aber, die den Feind signalisieren sollten, war beständig gesorgt.

So konnte die Ernte von 1639 eingebracht werden, auch der Herbst aus den Weinbergen; doch galt der Sester Korn immer noch einige Kreuzer über einen Gulden.

Im Blumenwirtshaus zu Schnellingen, Diebold Hansmann hieß der Wirt, saßen im Herbst einige Bauern beim Neuen, der ihnen dies Jahr nach so vielen Leiden dreifach zu gönnen war. Da kam der Vogt, zog einen Beutel voll Geld heraus und sprach: „Ihr Männer, trinket jeder ein paar Schoppen mehr; es langt. Da bring' ich Geld von unserm Fräulein und vom Leutnant von Hasle zum Verteilen an die armen Bürger vom Dorf, und zu denen gehören wir alle."

„Vergelt's Gott!" riefen die Bauern, „aber wie kommt das, Vogt?"

„Ihr wißt, daß unser Fräulein mit dem Herrn von Rosenberg und seiner Tochter auf den Herbst herabgekommen ist auf unsere Burg, um wieder einmal Trauben zu essen, die droben auf der Eck nicht wachsen, und um nach dem Weinerträgnis zu sehen. Bei der Rückkehr auf die Heidburg hat der Herr Leutnant, der hierher kommen wollte, um für seine Mutter Wein zu kaufen, die drei getroffen auf der Kinzigbrücke und lange mit ihnen gesprochen. Sie gingen dann wieder mit ihm zurück und dem Dorfe zu."

„Ich war gerade droben in der Dorftrotte, da sind alle zusammen gekommen, um den Most zu sehen und zu kosten. Unser Fräulein fragte mich, wie viel es gäbe. Ich meinte, zwölf Ohm. Nun, da bekommt der Herr Leutnant sechs davon zum Geschenk, sagte sie, weil er Euch allen und mir schon so viel getan hat. Er gilt nämlich alles bei ihr, und ich glaub', sie würde ihm alles tun, was sie ihm an den Augen absähe."

„Aber, gnädiges Fräulein, wie ich schon auf der Brücke droben gesagt," erwiderte unser Leutnant, „nur gegen Bezahlung. Ich bin ohnedies groß in der Schuld bei Euch von meinen kranken Tagen her, eine Schuld, die ich nie bezahlen kann. Ich will nicht noch tiefer in dieselbe hineinkommen. Ich erlaube mir aber einen Vorschlag zur Güte zu machen. Der Wein ist zum Teil Zehntwein von armen Bauern. Ich bezahle ihn, und die gnädige Herrin schenkt das Geld ihren Leibeigenen."

„Ihr seid ein edler Mensch, Herr Leutnant," gab das Fräulein zurück, „es geschehe, wie Ihr verlangt."

„Herr Vogt," sprach jetzt der brave Mann zu mir, „was gilt die Ohm Neuer in Schnellingen?"

„Neun Gulden," antwortete ich.

„Hier sind sechzig Gulden für sechs Ohm, und nun geht hinab in die Blume, ruft die Bürger zusammen, teilt's aus, und es trink ein jeder seinen Schoppen dazu auf's Wohl Eurer gnädigen Herrin."

„Hoch, hoch," riefen die Bauern, „der Herr Leutnant und unser gnädiges Fräulein sollen leben!"

„Einen bräveren Mann, als den Leutnant" — nahm der alte Hans Kaspar das Wort, „hat die Sonne noch nicht beschienen im Kinzigtal."

„Du hast recht, Hans," meinten die andern. „Er sorgt für den gemeinen Mann, wie ein Vater für seine Kinder." —

Während die wenigen Bauern, welche das Dörflein damals zählte, noch am Teilen und Zechen waren, kam der Schultheiß von Hasle, Philipp Semwig, in die Stube. Er suchte einige Ohm Neuen in seinen Keller und war deshalb auch nach dem Dorf herübergekommen.

„Grüß Gott, Herr Schultheiß!" rief ihm der Vogt zu. „Ihr kommt gerade recht. Wir haben eben einen Haslacher hoch leben lassen."

„Gewiß unsern Leutnant?" gab der Schultheiß zurück.

„Das erste Mal erraten!"

„Der verdient auch alles Lob," fuhr Semwig fort, „von Bürgern und Bauern. Wo er helfen kann, ist er zur Hand. Jeden Tag reitet er auf irgend einen Paß des Tales und mahnt zur Wachsamkeit. In Freiburg liegt immer noch der Kanoffski, und vor den Württembergern und den Leyen'schen ist man auch nie sicher. Kommt er von solch einem Ritt heim, so hilft er seiner Mutter in der Wirtsstube und stellt jedem Gast seinen Schoppen auf. Ein andermal geht er mit den Knechten aufs Feld und arbeitet wie ein Taglöhner. Wo er aber keinen Tag fehlt, das ist bei den Kapuzinern, und ich glaub' fest, wenn alles aus ist, geht er zu diesen und steckt sich in die braune Bettlerkutte."

„Das glaub' ich auch," meinte der Vogt, „denn er ist heiligmäßig fromm, sonst hätt' er nicht bei den Soldaten seine Frömmigkeit bewahrt. Rappenwirt in Hasle wird er jedenfalls nicht."

„Wenn er nur nicht Kapuziner wird, solange der Krieg dauert," rief der Schnellinger, Balzer Armbruster, vom Tisch herauf, „sonst geht's uns Bauersleuten wieder schlecht." —

Auch das Jahr 1640 lief glücklich ab. Die Bauern im Tal begannen wieder auf bessere Zeiten zu hoffen. Die Schweden streiften zwar von Freiburg aus öfters auf den östlichen Schwarzwald, das Kinzigtal aber blieb verschont.

Doch der Traum war kurz. Im folgenden Jahre legte der kaiserliche Obrist von Ossa seine Reiter ins Tal. Sie plündern und rauben, so gut sie können. Die Bauern und ihr Leutnant sind wieder mit der fahrenden Habe draußen in den Wäldern, die Dörfer um Hasle jeder Verwüstung preisgegeben.

Im Juli 1641 kommen noch von Freiburg her die Schweden dazu. Sie wollen die Kaiserlichen aufheben. Bürger und Bauern sind gutmütig genug, den ersten Räubern jetzt zu helfen gegen die zweiten, „die dermaßen empfangen worden, daß etlich gebliben und viel geschedigt wieder zuoruck kommen."

In diesem Sommer und Herbst und ebenso in dem des Jahres 1642 war kein Bauer auf dem Felde sicher vor beutesuchenden Soldaten. „Es werden den Bauern die Pferd aus den Pflügen gespannt und das Vieh ab der Waid getrieben."

Im Spätherbst des letztgenannten Jahres zog sich das Kriegswetter, das seit dem Tode des Herzogs von Weimar am Niederrhein und in Sachsen getobt, wieder langsam dem Oberrhein und Bayern zu.

In ermattendem Kampfe gegen die Strenge des Winters, mit zahllosem, alles verwüstenden Heerestroß war der tapfere Franzose Marschall Guebriant Ende des Jahres mit der weimarschen Armee an der Tauber angelangt.

Da Torstenson, mit dem er hier sich zu vereinigen gehofft, ausblieb, marschierte Guebriant unter unsäglichen Mühseligkeiten, großenteils auf dem Schnee lagernd, dem Neckar zu.

Hier empfingen ihn die Generale Mercy und Werth und drängten ihn so in die Enge, daß ihm nichts übrig blieb, als sich flüchtend ins Kinzigtal zu werfen.

Jetzt begannen die Heldentage des Leutnants und die schlimmsten Zeiten des Krieges für die Bevölkerung.

Vom „Staufenkopf" her hatte ein großes Alarmfeuer der Bauern im obern Tal ihren Leidensgefährten an der mittleren Kinzig den Anmarsch des Feindes signalisiert, dessen Nähe bereits bekannt war.

Flüchtige Leute brachten bald, nachdem das Alarmfeuer seinen ersten Schein ins Tal hinabgeworfen, die Kunde, der Feind komme „schwarzvoll" von Freudenstadt her.

Alles flüchtete in die Berge und Wälder. Einer ganzen Armee Widerstand zu leisten hinter schwachen Mauern, wäre Tollheit gewesen; drum hatte der Leutnant von Hasle seinen Bürgern und Bauern den Rat gegeben, alles, Haus und Hof im Stich zu lassen und mit der beweglichen Habe zu fliehen.

Es ist eine harte Flucht, denn der Winter liegt über Berg und Tal. Es ist der 27. Februar des Jahres 1643, da die Gewalthaufen Guebriants sich das Tal herabwälzen.

Die besseren Leute, die fürstenbergischen Beamten und die Kaufleute und Wirte, so es machen können, nehmen in ihrer Mehrzahl ihre Flucht nach Straßburg. Die kleinen Bürger und die Bauern ziehen in die Berge. Die einsam, hoch oben im Gebirge gelegenen, zwischen Wäldern versteckten Höfe, wie wir sie heute noch zahlreich im Kinzigtal finden, sind ihre Zufluchtsorte.

Auf den Höhen über diesen Strohhütten wachen bewaffnete Männer unter des Leutnants Oberleitung.

Im Städtle bleiben nicht zwanzig Personen — greise, sieche, kranke Menschen; unter ihnen — die Rappenwirtin, Frau Elsbeth. Sie will bleiben, trotz des Zuspruchs ihres Sohnes, den sie förmlich drängen muß, sie zu verlassen, um allen nützlich sein zu können.

„Ich fürchte die Schweden nicht," meinte sie. „Bin nie davongelaufen, selbst nicht, als der Horn mit den ersten Schweden kam, und es ist mir nie was geschehen. Ich will auch jetzt bleiben, komme, was da wolle, und wenn der Tod kommt, wird er eben kommen sollen, und dann kann ich ihm auch nicht aus dem Weg gehen, wenn ich fliehe." —

Zwölftausend Kriegsknechte mit einem Troß von Buben, Weibern und Kindern, der kaum ein Dritteil kleiner an Zahl war, fielen ins Tal, wie ein Riesenschwarm von Heuschrecken, ausgehungert und raubgierig.

Überall geht Schrecken vor ihnen her. „Wegen der Wimarischen Armee Ankunft ist im ganzen Land ein großes Flehnen (Flüchten) entstanden, da die Soldaten übel hausen und jedermann von Haus und Hof vertreiben," schreibt der Freiburger Chronist Mallinger.

Guebriant hat, aus dem Kinzigtal heraus mit seinem Stab im Breisgau angekommen, im Schloß zu Ettenheim sein Hauptquartier aufgeschlagen und dringende Briefe nach Paris geschrieben um Hilfstruppen.

Bis diese kommen, hält er seine Völker in den Tälern des Schwarzwalds und im Breisgau, vorab aber im „Kün-

zingertal", das die ganze Wucht trägt, solange noch ein Bissen Brot darin zu finden ist.

Aber die Bauern unter ihrem Leutnant wehren sich. Überall, auf dem Farrenkopf, auf dem Nill, am Gaisberg, auf der Eck bei der Heidburg sind ihre „Läger". Rastlos eilt der Leutnant von Hasle von Platz zu Platz, und wo die Brot und Beute suchenden Soldaten Guebriants am sichersten zu sein glauben, ist er am nächsten und schickt sie hungrig und dezimiert ins Tal hinab.

Den Bauern um Hasle gelten am meisten die Worte des Biographen von Johann von Werth[1], die er von Guebriants Aufenthalt im Kinzigtal und Breisgau niedergeschrieben: „Täglich wurden die Reihen seiner Soldaten dünner durch Ausreißer und die Nachstellungen der unhöflichen Schwarzwälder Bauern, welche, in ihren Wäldern sichergestellt, den ausgehungerten Gästen wenig zukommen ließen."

Am besorgtesten wachte unser Leutnant über die Heidburg. Der alte Rosenberger hatte eine Flucht nach Straßburg vorgeschlagen, die Fräulein aber dem widersprochen. In jener Stadt dränge sich, so meinten sie, alles zusammen, die Not sei dort nicht weniger groß, und sie hofften auf den Herrn Leutnant, unter dessen Schutz ihnen gewiß nichts geschehen könne.

„Trotz der Winterszeit," meinte Ida, „steht Anna oft auf dem Söller und späht nach ihrem Leutnant, von dem sie gehört, er sei manchmal in der Nähe." —

Es wurde Frühjahr im Lande, die Kriegsknechte Guebriants, so im Winter gekommen, lagen immer noch im Tal. Es waren Reiter vom Regiment Taupadel und Musketiere vom Hattsteinischen und vom „gelben" Regiment.

Ihre Pferde weideten auf den Wiesen unten am Fluß hin, während die Felder brach lagen, weil kein Bauer sich blicken lassen durfte.

---

[1] Fr. Barthold.

Oben auf dem Farrenkopf war das Standquartier der Bauern von Mühlenbach, Huserbach und Prechtal. In düstern Gründen weidete ihr Vieh, während sie selbst auf dem Gipfel des Berges ihre Wachthütten aufgeschlagen hatten. Bei ihnen war eben der Leutnant eingetroffen. Er ging bei allen Bauernlagern ab und zu und blieb, je nachdem es die Not erforderte, bei jedem derselben kürzere oder längere Zeit.

Es war ein herrlicher Maitag. Im Sonnenlicht lagen die Städtchen Wolfach und Hornberg tief unten im Tal. Auf dem Berge standen der Leutnant, der Vogt Klausmann von Mühlenbach und einige Bauern mit ihren Knechten in voller Wehr.

„Dort kommt den ‚Goldenbühl‘ herauf ein Mann,“ sprach einer der Bauern. „Das ist dem ganzen Aussehen nach kein Bauer, sondern ein Herr.“

„Laßt ihn kommen,“ erwiderte der Leutnant. „Einer darf immer da heraufsteigen, ohne daß wir uns rühren.“

Als der Fremdling näher gekommen, rief der Vogt: „Das ist ja des Grafen Schaffner[1], der Gebele von Hasle. Der bringt Euch gewiß Neuigkeiten aus dem Städtle, Herr Leutnant.“

Er war es, der einzige Beamte, welcher auf seinem Posten geblieben war.

„Grüß Gott, Herr Schaffner,“ redete ihn, der eben den Kamm erstiegen hatte und auf die Gruppe zuging, unser Leutnant an. „Was gibt's Neues in Hasle?“

„Nichts Gutes, Herr Leutnant, und gerade deshalb komme ich zu Euch, weil es Euch am meisten angeht.“

„Was ist 's denn?“ fragte hastig der Leutnant.

„Ihr seid Soldat und kennt die Heimsuchungen und Schrecken des Kriegs,“ entgegnete Gebele. „Ihr werdet drum nicht zu stark erschrecken, wenn ich Euch die betrübende Kunde bringe, daß wir gestern Eure Frau Mutter begraben haben.“

---

[1] Rentmeister.

„Meine Mutter! Meine einzige Freude auf Erden! Sagt mir, wie kam das, was hat ihr gefehlt?"

„Sie lebte harte Tage, seitdem die Schweden im Städtle liegen. Ihr Haus war schon längere Zeit ausgegessen und ausgetrunken. Die brave Frau wäre verhungert, wenn nicht diejenigen, die sie selbst so oft gespeist, sie jetzt ernährt hätten — die Kapuziner. Die sind die einzigen, welche Gnade finden bei den wilden Kriegsknechten. Diese gehen im Kloster aus und ein, teilen mit den Kapuzinern ihr Brot und hören, obwohl die meisten Ketzer sind, die Predigten in der Klosterkirche an."

„Als der Pater Guardian nun vernahm, Eure Mutter sei in Not, sandte er jeden Tag einen Bruder ins Haus, der ihr zu essen brachte."

„Vor vier Tagen nun kam ein betrunkener Reiter in den Rappen und verlangte zu trinken. Eure Mutter gab ihm nichts, weil sie nichts hatte. Der Unmensch glaubte ihr dies nicht und stieß die arme Frau nieder. ‚Herr Jesus!' rief sie noch und verschied."

„Mein Gott! Und ich war nicht da, ihr zu helfen," jammerte der Sohn. „Eines solchen Todes sollte meine Mutter sterben, die beste der Frauen, die meinetwegen so vielen Kummer getragen und so wenig Freude erfahren. — Und sie mußte gewiß sterben, weil die Soldaten wußten, daß ich ihr Sohn sei?!"

„Nein, Herr!" beschwichtigte der Schaffner, „keine Seele hat verraten, wer und woher Ihr seid. Die Schweden glauben, es sei ein Teufelskünstler, der mit den Bauern gegen sie fechte, weil sie Euch überall begegnen, und sie halten Euch für gefeit gegen Schuß und Stich. Der Reiter wurde zur Strafe sofort gehängt. Ich aber hab' mich unter einem dienstlichen Vorwand aus dem Städtle geschlichen, Euch auf allen Berghöfen in Mühlenbach gesucht und auf dem obersten erfahren, daß Ihr hier seid."

„Habt Dank, Herr Schaffner. Aber Eure Kunde ist die

schmerzlichste, die Ihr mir bringen konntet. Habe viel erfahren in langer Kriegszeit, aber nichts, was mir so wehe tut, wie das! Oh, meine gute Mutter!"

„Sie wird an einem guten Ort sein, Herr Leutnant," erwiderte der Schaffner. „Sie war eine kreuzbrave Frau. Und heutzutag muß man jeden Menschen beneiden, der dies Leben überstanden hat."

„Ja, 's wär' schon recht, aber so endigen, ist ein greulicher Tod," seufzte der Leutnant. „Und die Frau, welche solchen Todes sterben mußte, war meine Mutter! Ihr scheidet jetzt, Herr Schaffner, der Heimat zu. Sagt für mich den Kapuzinern Dank für alles, was sie der Mutter getan im Leben und im Tode. Wenn die Schweden wieder fort sind, komm' ich selber und danke."

Gebele schied, bergab, in der Richtung, in welcher er gekommen.

Der Leutnant aber sprach zum Vogt: „Ich will hinunter in die Kreuzkapelle[1] auf dem Berg über Husen und will beten für meine Mutter und Trost suchen."

„Herr Leutnant," fragte der Vogt, „dürfen wir auch mit, ich und der Jungbur und der Buchholz und der Bur vom Busenhof? Die Knechte können Wache halten. Wir beten dann zusammen einen Rosenkranz für Eure Mutter."

„Gerne nehm' ich Euch mit."

Eine Stunde später tönte es dumpf aus der Bergkapelle in die Föhren ringsum: „Herr, gib ihr die ewige Ruh', und das ewige Licht leuchte ihr!" Aber die Bauern beteten diesen Refrain meist allein, denn der Leutnant weinte. — —

Guebriant hatte Mitte Juni endlich 6000 Mann Verstärkung aus Frankreich erhalten, und jetzt erging der Befehl an alle Regimenter und Harste in den Tälern des Schwarzwaldes zum Aufbruch, Schwaben und Bayern zu.

[1] Einsam steht diese Kapelle noch heute nordwestlich vom Farrenkopf auf einem waldigen Vorberge unterhalb des Städtchens Hausach.

Der Marschall kam aber nur bis in den Linzgau, hinter dem Bodensee. Da fand er die alten Gegner Mercy und Werth, die ihm nicht nur den Weg verlegten, sondern ihn auch so zurückdrängten, daß der sonst tüchtige Feldherr bereits am 29. Juli abermals flüchtig über das Kinzigtal hereinbrechen mußte.

Ausgehungert, krank und bis auf die Hälfte reduziert, kam Guebriants Armee in das verödete Tal.

Über die waldige Berghöhe des Kniebis war in diesen Tagen noch Johann von Werth mit 2000 Reitern ins Tal der Rench hinabgeritten, um den Flüchtigen den Paß in die Markgrafschaft Baden zu verlegen. So blieb den französischen Schweden nur ein Weg dem Rheine zu, der durchs Kinzigtal.

Bürger und Bauern, die während des kurzen Sommerfeldzuges Zeit gehabt hatten, den Greuel der Verwüstung, den die Weimarer vom Februar bis Juni in ihren Städtchen und Dörfern angerichtet, zu besehen, fielen über die Flüchtlinge rachedürstend her. Zu fürchten waren diese auf die Dauer nicht, weil sie in dem völlig verwüsteten Tal nicht bleiben konnten.

Droben, wo die Kinzig sich an den Stadtwald von Hasle herandrängt, am „geschwigen Loch", stand der Leutnant von Hasle, den Feind zu empfangen.

„Beute machen wollen wir jetzt einmal," sprach er im Tannendickicht zu seinen Bauern, „als Entgelt für das, was die Kerle schon im Kinzigtal geraubt und verwüstet haben."

Und sie fielen über den Troß her, der die Wagenburg mit sich schleppte. Die Beute war reich. Alle Frauen höherer Offiziere, die wie Prinzessinnen hinter den Armeen des Dreißigjährigen Krieges herzogen, kamen den Bauern in die Hände.

Ihre Truhen, gefüllt mit dem Raub von Jahrzehnten, und die überflüssigen Pferde nahmen die Kinzigtäler ihnen

ab, sie selber aber ließen sie unbehelligt, nur etwas bescheidener, weiterziehen.

Bei der Teilung der Beute, welche die wackern Leute ihrem tapferen Führer allein überlassen wollten, nahm dieser nichts für sich, wohl aber für andere: für die Kapuziner, was an goldenen und silbernen Kirchengefäßen sich vorfand, und ein Andenken der Dankbarkeit für den Rosenberger und die Damen auf der Heidburg.

Hier saßen wieder an einem lauen Sommerabend die zwei Basen auf dem Söller und schauten plaudernd ins stille Land hinab. Da kamen von der Eck her Bauern mit Pferden. Es war der Vogt Gißler und zwei seiner Hofstetter. Sie brachten zwei reizende, weiße Zelter, die früheren Reitpferde der Gemahlin des Obristen Rußwurm.

In einer kleinen, silberbeschlagenen Truhe übergab der Vogt ihnen auch noch Schmuckgegenstände.

„Eine schöne Empfehlung," sprach er, „von unserem lieben Leutnant und da schickt er aus der Schweden-Beute, die wir diesen Morgen am geschwigen Loch gemacht haben, die zwei Schimmel, jedem der gnädigen Fräulein einen zum Reiten, und in der Truhe gehört der große silbervergoldete Becher dem Herrn von Rosenberg, die goldene Halskette dem gnädigen Fräulein von Rosenberg, der kleine silberne Becher und der Ring aber dem gnädigen Fräulein von Blumeck. Es sei eine kleine Abzahlung an der Schuld des Herrn Leutnants."

„Er wäre gerne selbst gekommen," fuhr der Vogt fort, „aber er ist vom Wald weg mit unsern Leuten gen Wolfach gezogen, dem Einsiedler von St. Jakob zu helfen. Ein Bauer von Hagenbach hat gemeldet, eine Bande Marodeure sei noch zurückgeblieben und wolle die Klause plündern, weil sie dort Geld von den Bauern versteckt glaube."

Begierig öffneten die beiden hochüberraschten Mädchen die Truhe und griffen nach ihren Geschenken.

„Aber warum mir einen Becher?" sprach fragend und etwas verlegen Anna zu Ida. Diese nahm den zierlichen

„Stauf" in die Hand, betrachtete ihn genau und rief dann laut: „Darum, weil auf dem Stauf ein so schöner Vers steht!"

„Wo?"

„Hier am Fuße stehen die Worte:

Großer Durst zu löschen ist,
Große Liebe nimmer lischt."

„Jetzt wirst Du den Stauf nicht mehr billig hergeben und fragen warum," sprach lächelnd Ida.

„Vielleicht steht auch noch was auf dem Ring, den Du so rasch an den Finger gesteckt und dessen Demantstein glänzt wie der Abendstern, wenn er drüben über der Burg von Geroldseck steht."

„Laß sehen! Richtig, da steht noch ein schönerer Spruch:

Liebe ergibt sich keinem Diebe."

„Und auf Deiner Kette?" fragte errötend Anna, „da steht gewiß auch etwas."

„Meine Kette," entgegnete Ida, „ist sehr kostbar, Gold, Smaragd und Rubin sind nicht gespart, aber Du kannst alle ihre ‚Gleiche' visitieren, Du wirst nichts von Liebe finden und jetzt zufrieden sein mit Deinem Leutnant."

„Ich aber," sprach jetzt Anna, „bin zufrieden, auch wenn's bei diesen Versen bleibt."

„Es wird dabei bleiben," meinte Ida. „Denk nur an die Regula, die Dir schon so vielen Kummer gemacht hat." —

Ehe der Vogt seinem Auftrag auf der Heidburg nachgekommen war, hatte sich etwas in der Klause von St. Jakob abgespielt.

Ohne das Städtchen Wolfach zu berühren, war der Leutnant durch „das Katzenloch" und den „Siechenwald" nach St. Jakob vorgedrungen und zu rechter Zeit eingetroffen. Wüster Lärm von schwedisch-französischem Troßgesindel tobte um die sonst einsame Kapelle. Die einen trugen geraubte Sachen aus dem Heiligtum, die andern stritten sich um den Raub, und in der Hütte des Einsiedlers quälten trotzige Ge-

sellen den alten Seher, sein und der Bauern Geld, das im Wald vergraben liege, zu verraten.

Sie banden den greisen Mann mit Stricken an Händen und Füßen, warfen ihn zu Boden und waren eben im Begriff, eine der „schwedischen Kuren" mit ihm vorzunehmen, als aus dem Siechenwald die Schar der Retter in das Gesindel fuhr.

„Ihr Schänder des Heiligtums!" rief der Leutnant ihnen zu. „Wenn Euch Euer ehrlos Leben lieb ist, so flieht oder die Plünderung der Kapelle und des heiligen Mannes Bedrängnis wird Eueres Lebens letzte Schandtat sein!"

Den Worten gaben die Piken und Hellebarden der Bauern die rechte Kraft, und ohne große Gegenwehr stürmte die Bande den „Jakobsberg" hinab, Wolfach zu.

Der Leutnant trat zuerst in die Klause, in welcher der Einsiedler gebunden am Boden lag.

„Ihr seid gerettet, ehrwürdiger Einsiedelmann," sprach er, die Stricke losbindend. „Die Bauern und ich, die wir alle Euch Dank schulden, haben die Lumpen verjagt. Fortan soll Euch kein Leid mehr geschehen. Sobald unsere Wachen im Obertal einen Feind signalisieren, sende ich bewaffnete Leute hierher, die Euch im Notfalle verteidigen oder mit auf die Flucht nehmen."

„Ihr seid ja schon lange Jahre der Berater und Helfer aller Bedrängten ringsum, darum sollt Ihr auch, soweit es an uns Kinzigtälern liegt, nicht bedrängt werden."

„Wer seid Ihr, edler Herr, der mich alten Mann befreit hat aus den Händen meiner Quäler, und wo hab' ich's verdient, daß Ihr mir Dank schuldig seid?"

„Ich bin der Klosterstudent, der einmal vor bald zwölf Jahren hier war und Euch um Rat anging über seine Zukunft und dem Ihr prophezeit habt, er werde ein Reiter werden und Schlachten sehen. Ich bin des Rappenwirts Lienhard von Hasle, ehedem schwedischer Leutnant im Regiment Alt-Rosen, für den auch sein Bruder Bartlin bei Euch war und

dem Ihr sagtet, die Mutter würde mich, den Verlorengeglaubten, noch sehen."

„Wie Ihr gesagt, so kam es. Ich sah die Mutter, und sie freute sich, aber kürzlich hat ein trunkener Kriegsknecht sie mir erstochen, während ich flüchtig im Walde lag."

Der Einsiedler hatte sich, von seinen Banden befreit, während dieser Rede auf einer Moosbank niedergelassen. Er reichte dem Leutnant die zitternde Rechte und sprach: „Jetzt, nachdem ich Eure Hand gefaßt, kenne ich Euch und kann im Geiste zurückschauen auf jenen Tag, da Ihr bei mir in St. Jakob waret. Wie wunderbar hat es Gott gefügt, daß Ihr mein Retter werden solltet! 's liegt zwar nicht viel mehr am Leben eines so alten Menschen, wie ich bin, aber unter den Händen von Mordbuben sterben ist kein Tod für einen Einsiedler."

„Ich wollt' Euch schon lange besuchen," ergriff der Leutnant wieder das Wort. „Aber ich kam nie dazu vor lauter Kriegsgetümmel und Sorgen für die Schäden des Kriegs. Wollte Gott, es gäbe einmal Frieden und ich könnt' die Klosterzelle aufsuchen, in die ich mich gelobt."

Abermals ergriff der Alte seine Hand: „In die Zelle kommt Ihr aber nicht, wo ihr Noviz waret; Ihr werdet als Mönch und als Soldat sterben."

„Könnt' wahr werden, ehrwürdiger Klausner, daß ich nicht in Villingen ein Mönch werde, denn schon lange zieht's mich zu den Kapuzinern, die jetzt auch in Hasle ein Klösterlein haben und selbst den Schweden imponieren, die bei ihnen ein- und ausgehen wie gute Freunde. Aber daß ich als Soldat und Kapuziner sterben werde, will mir nicht einleuchten. Doch, wie Gott es fügt, soll's geschehen. Ihr habt bisher alles in meinem Leben erraten, drum will ich nicht zweifeln."

„Und nun laß ich Euch einige Bauern hier, bis das Gesindel vollends das obere Tal hinunter ist. Ich will zurück auf die Pässe im untern Tal. Gott mit uns allen!" —

Am 1. November 1643 kam der unermüdliche Guebriant schon wieder über den Rhein. Der junge Herzog von Enghien hatte ihm zehn Regimenter zu Pferd und elf zu Fuß, teils Franzosen, teils Deutsche, zugeführt.

Unter unaufhörlichem Regenwetter ging der Marsch wieder durch das Kinzigtal, wo sie nichts fanden, als verödete, verbrannte Dörfer und verlassene Städtchen. Die spärliche Bevölkerung war in den Bergen.

Abermals ging der Zug Schwaben zu. Erst aber sollte die Festung Rottweil genommen werden. Vor sie legte sich Guebriant mit seiner ganzen Macht.

Die Übergabe der Stadt am 17. November war des Marschalls letzte Freude. Zwei Tage zuvor hatte eine Kanonenkugel seinen Arm zerschmettert, und er starb als frommer Ritter an dieser Verwundung am gleichen 24. November, da Mercy und Johann von Werth bei dem unfernen Tuttlingen Guebriants Armee fast gänzlich vernichteten. Alle Generale, Rosen und Taupadel ausgenommen, wurden gefangen; über 6000 Kriegsknechte streckten die Waffen, 3000 bedeckten das Schlachtfeld. Der Rest flüchtete durchs Kinzigtal und die oberen Täler des Schwarzwalds.

Rosen nahm auf der Flucht über Rottweil den toten Marschall mit „in einem lidernen Sack auf einen Esel geladen".

Von Bernhards von Weimar berühmtem Heere waren nur noch einige dezimierte Reiterregimenter übrig, vom Fußvolk nur noch das Hattsteinische und das gelbe Regiment. —

Als der alte Reiterführer Reinold von Rosen mit dem toten Marschall und dem Rest der Reiterregimenter sich der Kilbenstraße näherte, um ins Simonswälder Tal hinabzusteigen, Freiburg und dem Rheine zu, stand am Rorhardsberg der Leutnant von Hasle mit einigen hundert Bauern aus den umliegenden Tälern.

Die Schweden hatten im Dorfe Furtwangen genächtigt, und dem Leutnant war Kunde geworden, daß sein ehemaliger Regimentskommandeur, ein geschlagener Mann, mit der

Leiche des französischen Marschalls und mit dem kranken General Taupadel Freiburg aufsuche.

Als die Schweden sich dem Hochplateau näherten, über das der Weg ins Simonswälder Tal abfiel, kam ihnen ein bewaffneter Reiter entgegen mit einer Parlamentärsflagge und begehrte vor den General von Rosen geführt zu werden.

„Ew. Exzellenz soll ich von einem Offizier, der dort drüben steht mit Kriegsleuten, stark genug, Euch den Paß zu verlegen, vermelden, daß er Euch zu sprechen wünsche, aber nicht in kriegerischer Absicht. Er verspricht auf Ehrenwort, daß kein Schuß fallen solle von seinen Leuten, und bittet um die gleiche Zusicherung von Ew. Exzellenz."

„Wie heißt, der Euch geschickt, und wem dient er?"

„Beides will er Euer Exzellenz selbst sagen und den Herrn General dann begrüßen als ehemaliger Reiter im Regiment Alt-Rosen."

„Ihr macht mich neugierig. Reitet zurück und sagt Eurem Chef, er soll kommen, meine Ehre bürgt ihm, daß ihm nichts geschehe."

Bald sprengte ein anderer Reiter dem General entgegen, zog, in seiner Nähe angekommen, den Degen, salutierte und sprach: „Leutnant Rupp, ehedem im Regiment Alt-Rosen, kann sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, seinem früheren Herrn Obrist sich vorzustellen."

„Steckt Euren Degen ein, Leutnant, und reicht mir die Hand und sagt mir, wo kommt Ihr auf einmal wieder her? Seit Jahren waret Ihr als vermißt gemeldet" — sprach freudig bewegt der General, dem Angeredeten seine Rechte entgegenstreckend.

„Ich wurde von den Bauern im Kinzigtal, meiner Heimat, angeschossen, aber auch gerettet. Und da meine Dienstzeit, zu der ich mich dem Rittmeister von der Brenken eidlich verpflichtet hatte, gerade um war, nahm ich anderweitig Dienste, und zwar bei den Bauern selbst, deren Elend mir zu Herzen ging."

„Ein so tapferer Offizier, wie Ihr," entgegnete rasch der

General, „sollte dem Kaiser oder der Krone von Frankreich oder der von Schweden dienen und nicht dem gemeinen Volke."

„Das gemeine Volk," entgegnete fest der Leutnant, „ist so gut oder, richtiger gesagt, weit mehr von Gottes Gnaden als jene Kronenträger, Herr General!"

„Aber Ihr dient jetzt als Freibeuter und werdet nicht als kriegführende Macht anerkannt."

„Die Notwehr, Herr General, ist die erlaubteste Kriegführung, und es gibt keine größere Macht als das Volk, das diese seine Macht nur zu wenig kennt und deshalb nicht zu verwerten weiß."

„Ihr seid allzeit ein offener Mann gewesen, Leutnant, und ich nehme Euch kein Wort übel. Aber seid Ihr denn auch avanciert bei Euern Bauern?"

„Sie nennen mich den Leutnant von Hasle, wo ich her bin, und dieser Rang genügt mir."

„Aber den Mönch habt Ihr demnach ganz aufgegeben?"

„Nein, Herr General. Ich warte nur, bis die Schweden und die Kaiserlichen meine braven Bauern in Ruhe lassen, dann such' ich meine Zelle auf und werde ein Mönch."

„Ihr habt eigentlich recht. Ich hab's auch bald satt in der Welt. Was ist's in ihr? Kampf und Not und Tod. Dort auf einem Esel liegt der Leichnam des Marschalls Guebriant, ich bring' ihn nach Breisach und weiter nach Frankreich. Das ist das Ende vom Liede dieses Lebens. Und weiter hinten in jener Sänfte liegt General Taupadel, ein todkranker Mann, und mir haben der Werth und der Mercy all mein Silbergeschirr und alle meine Kutschen und Packwagen genommen. Ich hab' nichts mehr, als was ich auf dem Leib trage. In solcher Lage bekommt man auch Klostergedanken."

„Ich bedaure den Herrn General. Man hat auch hier schon vom Sieg der bayerischen Armee gehört. Aber so geht's einmal im Krieg."

„Darf ich fragen, ist mein Rittmeister auch noch am Leben und der Kornett von der 2. Kompagnie von Alt-Rosen?"

„Beide liegen auf den Feldern bei Tuttlingen, und die Donau rauscht an ihrem Grabe vorüber. Der Kornett, der Braunschweiger, war Euer Nachfolger als Leutnant."

„Aber wie kommt es, daß wir uns heute erst treffen? Wir Weimarer sind ja in den letzten Jahren oft durch Eure Heimat gezogen!"

„Damals, Herr General, mußten meine Bauern und ich den Kampf führen mit Eurem Heere, das beutegierig und hungrig im Tal lag, und unsere letzte Habe retten vor ihm. So gute, friedliche Gelegenheit wie heute fand ich nie, meinem ehemaligen, verehrten Regimentschef meine Aufwartung zu machen."

„Ihr seid also der Teufelskerl gewesen, von dem so oft unsere Soldaten sprachen?"

„Der war ich, Herr General!"

„Aber werdet Ihr uns heute passieren lassen; Euer Parlamentär sprach von starken Händen, die uns den Weg verlegen könnten?"

„Einem Leichenzug, Herr General, legt man nichts in den Weg, das wäre unchristlich. Im Gegenteil, wir tun ihm Ehre an. Meine Bauern am Rorhardsberg werden dem toten Marschall eine Ehrensalve abfeuern. Er hat zwar unsere Täler schwer heimgesucht, aber er war ein tapferer Soldat, und der Mann im Volke vergißt dem Tode gegenüber gern erlittene Unbilden."

„Ihr waret immer ein Kavalier, Leutnant, und seid's geblieben. Ich dank' Euch für die Ehre, die Ihr dem toten Marschall erweisen wollt, zum voraus. Aber ehe Ihr abreitet, will ich, was an Offizieren von Alt-Rosen noch in meinem Zuge ist, Euch vorstellen." —

Eine halbe Stunde später, da der Leichenzug am Rorhardsberg vorüberzog, ertönte eine Musketensalve der Bauern, und der Leutnant stand am Weg und salutierte zum Abschied mit seinem Degen.

„Adieu, Leutnant von Hasle," rief General von Rosen ihm zu. „Glück auf in die Klosterzelle!"

Der alte, tapfere Reiterführer ahnte nicht, daß ihm noch vor Ablauf des Krieges auch eine Zelle angewiesen würde. Turenne ließ ihn 1647, weil er sich weigerte, die Weimarer nach Flandern zu führen, in Philippsburg einkerkern.

Mit ihm ging damals der Name des berühmten Weimar'schen Heeres unter. Ein Teil ward in französische Regimenter gesteckt, ein Teil niedergehauen und ein dritter vereinigte sich mit dem schwedischen Heere unter Wrangel. Rosen starb aber erst 1667 als französischer Generalleutnant.

16.

Im Rappenwirtshause von Hasle war es still und öde geworden, seitdem Frau Elsbeth aus dem Leben geschieden. Die Wirtin fehlte, die Gäste waren auf der Flucht, die Keller leer.

Als der Leutnant, wenige Tage nach der Unterredung mit dem General von Rosen, zum ersten Male wieder heimkam nach der Mutter Tod, war nach dem Besuch des Kirchhofs sein erst Bemühen, von der Last seiner Wirtschaft frei zu werden.

Noch finden wir im „Kontrakten-Protokoll" der Stadt den Eintrag des Stadtschreibers Michael Semwig, wonach „Herr Leutnant Lienhard Rupp seine allhie stehendte Herberg zum Rappen, auch alle Zugehördte, alle seine Velder, als Aegger, Matten, Reben und Krautgarten dem ehrbaren und bescheidenen Christian Decher, Bürger zu Wolfach, pachtweise umb jährlich 55 Gulden überläßt."

Wie gründlich die Soldaten gehaust hatten, geht daraus hervor, daß das ganze Inventar noch bestand aus „einem alten Trog in der Kuchel, einem Feuerhundt, einem Feuerhacken, einer drey Fuß lang stillerigen Pfannen ohne Stollen und einer Grabaxt".

Vom Rathaus weg, wo er den Kontrakt unterzeichnet, schritt der Leutnant vors untere Tor hinaus dem Kloster zu.

Hier war jetzt Guardian der Pater Maximilian von Kißlegg, der die schwersten Zeiten des Kriegs mitgemacht hatte.

„Pater Guardian," sprach der tapfere Soldat, „ich hab' schon lang was auf dem Herzen, und heut will ich's Euch offenbaren. Ihr wißt, seit Jahr und Tag, seitdem ich daheim Bauerngeneral bin, komme ich mit Vorliebe zu Euch Kapuzinern. Ich habe dabei gefunden, daß Ihr wahre Muster von Mönchen seid in evangelischer Armut und Abtötung. Euch beugt keine Not, und Euch kann der wildeste Kriegsknecht nichts nehmen, weil Ihr gar nichts habt. Drum seid Ihr in den Kriegsläuften der vergangenen Jahre am besten weggekommen, weil Eure Armut, Eure Entsagung und Eure Demut selbst den Schweden imponiert haben."

„Ich bin Mönch durch eigenen Willen und durch meine Profeß, seit vielen Jahren aber dem Klosterleben ferne geblieben durch Gottes Fügung und durch die lange Kriegszeit. Ich hab' manches getan, was ein rechter Mönch nicht tun soll, und hab' Blut vergossen im Kriegsdienst. Ich muß nachholen, was ich versäumt als Klostermann, und büßen, was ich gefehlt als Soldat. Drum hab' ich mich entschlossen, in den strengen Orden des hl. Franziskus einzutreten und Kapuziner zu werden, aber nicht Priester, sondern einfacher Bruder; des Priestertums halt' ich mich nimmer würdig als alter Kriegsknecht."

„Aber, was wird Euer Abt in Villingen dazu sagen?" fragte der durch die Rede angenehm berührte P. Guardian.

„Meinen Abt Georg Gaißer in Villingen in Ehren, aber Kapuziner zu werden, kann er mir nimmer wehren, denn, wenn ein Benediktiner Kapuziner werden will, braucht's keinen Abt und keinen Papst. In einen strengeren Orden kann, wie auch Ihr wißt, nach altem Kirchenbrauch jeder Mönch zu jeder Zeit eintreten."

„Gewiß, Herr Leutnant! Und unser Provinzial wird Euch gerne aufnehmen, wenn ich ihm schreibe, wer Ihr seid. Soldaten sind schon viele bei den Kapuzinern eingetreten, und Kriegsleute hatten wir auch schon unter uns. Der Pater

Lorenz von Brindisi half 1601 als Reiter bei Stuhlweißenburg die Türken besiegen und hat in mehr als einer Schlacht den kaiserlichen Soldaten das Kreuz vorangetragen und ist bei den Generälen im Kriegsrat gesessen."

„Aber eins bitt' ich mir aus, Pater Guardian," fuhr der Leutnant zu reden fort, „der Provinzial möge gestatten, daß ich hier in Hasle als Bruder eintrete und bleibe, damit ich die Gräber meiner Eltern besuchen und meine Jugendzeit zurückträumen kann, wenn ich als bettelnder Kapuziner durch Berg und Tal streife."

„Und eintreten möchte ich bald. Der Krieg geht dem Ende zu, man spricht viel von Friedensverhandlungen. Meine Herberge zum Rappen hab' ich eben vermietet und mir nur eine Kammer vorbehalten für alle Fälle. Meinen Gaul und meine Waffen schenk' ich dem Schaffner Gebele und mein bar Geld den Armen."

„Herr Leutnant," sprach nun der P. Guardian ziemlich aufgeregt, „jetzt könnt Ihr noch nicht eintreten. Überall ist noch voller Krieg, und drüben um Freiburg kämpfen die Franzosen unter Turenne und Condé und die Bayern unter Mercy und Werth auf Leben und Tod. Solang es noch so hergeht, dürft Ihr nicht ins Kloster. Die Bauern, die, wenn sie was haben, unsere größten Wohltäter sind, würden das Kloster stürmen, wenn Ihr sie jetzt schon verlassen wolltet. Wenn Ihr ihnen beisteht, bis der Krieg zu Ende ist, nützt Ihr den Kapuzinern von Hasle mehr, als wenn Ihr von heute an den Klosterbruder macht."

Eben hatte der Guardian diese Worte gesprochen, als Bruder Daniel, der Pförtner, in die Konventstube trat, wo beide saßen, und meldete, es sei ein Bauer draußen von Biederbach, der den Leutnant suche.

„Wenn Ihr's erlaubt, Pater Guardian, so laßt ihn eintreten. Ich muß doch noch, wenn er wieder fort ist, weiter mit Euch reden," sprach der Gesuchte.

„Führt den Mann zu uns, Bruder," gebot der Guardian.

Es war der „Bur vom Rittacker“ unterhalb der Heidburg, der meldete, es seien vom Elztal her Reiter im Anzug, und im Namen der Bauern auf jener Höhe bat, der Herr Leutnant möge ihnen doch zu Hilfe kommen.

„Seht Ihr,“ sprach der Guardian, „daß Ihr nicht zu uns kommen könnt, weil die Bauern Euch zu nötig haben!“

„Ja, Herr Guardian, Ihr habt recht,“ meinte der Bur vom Rittacker, „und ich möcht' Euch bitten, ein gut Wort für uns einzulegen, daß der Herr Leutnant gleich mit mir geht.“

„Das hat's nicht nötig, lieber Freund,“ rief dieser. „Geht nur ins Städtle und sagt dem Knecht im Rappen, er solle mein Pferd satteln. Ich komme sofort nach und reite dann mit Euch.“

Der Bauer bedankte sich und schied.

„Pater Guardian,“ fuhr der Lienhard fort, „ich will bei den Bauern selbst sondieren, wie sie es aufnehmen, wenn ich den Degen in die Scheide stecke. Wenn die auch Eurer Ansicht sind, will ich draußen bleiben, bis der Frieden im Lande ist. Aber Ihr schreibt einstweilen an den Provinzial und meldet mich an.“

„Einverstanden, Leutnant! Aber während ich an unsern Provinzial schreibe, schreibt Ihr an den Prälaten von Villingen und machts glatt bei ihm. Ihr wißt, in Villingen ist auch ein Kloster unserer Provinz; der Abt der Benediktiner will den Kapuzinern wohl und gibt ihnen manch ein Almosen, namentlich an Wein. Ich möcht' nicht, daß er uns zürne, wenn er seinen besten Novizen verliert.“

„Das überlaßt ruhig mir, Pater Guardian. Ich werde dem gnädigen Herrn schreiben, daß ich zum Novizen zu alt geworden sei und Kapuzinerbruder werden wolle. Selbst hinauf nach Villingen will ich nicht. Ich war vor drei Jahren schon beim Abt und hab' mich vorgestellt und meine Erlebnisse erzählt. Käme ich jetzt wieder, so würde er mir vielleicht abraten, Kapuziner zu werden, und in dem Entschluß darf mich niemand stören, denn er kommt vom Geiste Gottes.“ —

Die Bauern auf der Südseite des mittleren Kinzigtales waren schon alarmiert und eilten in hellen Haufen der Heidburg zu, während der Leutnant, von einem Häuflein Haslacher begleitet, ebenfalls dort hinaufritt.

Auf der Paßhöhe zwischen Elz und Kinzig angekommen, hörte er unten gegen das Elztal zu lebhaftes Musketenfeuer. Es litt den alten Reiter nicht länger bei den Fußgängern, die mit ihm die Höhe erstiegen hatten. Er sprengte im Galopp der Gegend zu, wo ein Kampf sich abzuspielen schien.

Doch je mehr er sich dem Kampfplatz näherte, um so schwächer wurde das Feuern, und bald kamen ihm von der „Pelzmühle“ herauf Bauern entgegen und riefen ihm zu:

„Herr Leutnant, die haben wir heimgeschickt! Es waren Schweden, die, aus Freiburg durch die Bayern vertrieben, dem Pelzmüller einen Besuch machen wollten. Die kommen aber nimmer. Wie die Henker sind sie ausgerissen und das Tal hinunter, soweit sie nicht in dem Bach bei der Pelzmühle liegen.“

Es waren Mühlenbacher Bauern mit ihrem Vogt Hans Klausmann.

„Ihr habt Euch wacker gehalten,“ meinte der Leutnant, „und hättet mich gar nicht gebraucht, Vogt! Laßt Eure Trommler gleich umgehen und bekanntgeben, daß alle Bauern, die jetzt aufgeboten sind, sich sammeln droben beim Schloßhof. Ich ziehe mit Euch und Euern Leuten dahin, und wenn die Hofstetter und die Biederbacher auch droben angekommen sein werden, will ich Euch was vortragen.“

„Wenn's nur was Gutes ist, Herr Leutnant,“ gab der Vogt zurück.

Bald waren die Leute alle im Hofe des Schloßbauern versammelt, auch der kleine Zug der Haslacher war eingetroffen. Mitten unter sie trat jetzt der Leutnant und sprach:

„Männer und Freunde! Seit sechs Jahren halten wir ehrliche Waffenbrüderschaft. In Not und Tod bin ich Euch zur Seite gestanden, um zu retten, was zu retten war den

wilden Kriegshorden gegenüber. Ihr wißt aber, das Soldatenhandwerk ist nicht mein Beruf, sondern das Klosterleben. Zu dem will ich nun zurückkehren. Meine Mutter ist tot, meine Herberge zum Rappen hab' ich einem andern übergeben, und die Generale der Armeen haben, wie mir scheint, bald genug am Kriegführen. Man spricht vom Friedenmachen. Ihr und Eure Vögte sind zudem so gewandt im Kleinkrieg, daß ich nicht mehr vonnöten bin. Drum will ich mich verabschieden, werde aber in Eurer Nähe bleiben und als Kapuziner in Hasle eintreten!"

„Herr Leutnant!" ergriff jetzt der Vogt von Mühlenbach das Wort. „Das ist ein schlechter Hirt, der seine Herde verläßt, solange die Wölfe noch um den Weg sind. Und daß diese noch da sind, hat der heutige Kampf bei der Pelzmühle bewiesen. Kapuziner könnt Ihr noch lange werden, und die jetzigen Kapuziner in Hasle können existieren ohne Euch, aber wir Bauern nicht. Uns Landleuten und Euern Mitbürgern nehmt Ihr das Haupt. Also bleibt um Gottes und des armen Volkes willen bei uns, bis Ruhe ist im Lande und wir wieder friedlich hinter unserem Pflug hergehen können."

„Und mit dem Frieden ist's noch nichts," rief der ‚Müller am Stein', ein Mühlenbacher. „Ich war vorgestern beim Einsiedel von St. Jakob für mein krankes Weib und hab' ihn auch gefragt wegen der Kriegsläufte. Er meint, der Friede komme noch nicht so bald, und wir würden im Tal noch manchen Feind sehen."

„Und wenn Ihr, Herr Leutnant, ins Kloster geht und uns vor der Zeit verlaßt, geben wir den Kapuzinern, mit denen wir bis jetzt unser letztes Stück Brot geteilt, kein Almosen mehr," drohte der Bur vom Flachenberg.

„Denk an Deine Mutter, Lienhard," sprach endlich der Mesner von Hasle, Hans Kistler, sein Schulkamerad, der mit im Zuge war. „Während Du fort warst in den Bergen und ich, nachdem ich am Abend die Betglocke geläutet, in den Rappen zu ihr kam, hat sie mir oft erzählt, wie es sie freue,

daß Du den armen Bauersleuten so treu beistehest. Deine Mutter würde es Dir im Grab nicht verzeihen, wenn Du jetzt uns alle im Stiche ließest."

„Genug!" entgegnete bewegt der Leutnant. „Ich hab' Eure Meinung jetzt gehört und werde bleiben, bis voller Frieden im Lande ist. Wenn der Einsiedel von St. Jakob prophezeit hat, daß vorher noch was kommt, glaub' ich's, denn er hat mir selbst einmal vorhergesagt, was eingetroffen ist."

„Vergelt's Euch Gott, Herr, daß Ihr bei uns bleibt," sprach der Vogt von Mühlenbach und reichte dem Leutnant seine Rechte. Und alle Bauern drängten sich an ihn heran, um ihm die Hände zu reichen und „Vergelt's Gott" zu sagen. Lienhard war gerührt bis zu Tränen, da er den Dank und die Freude der Leute sah. Es reute ihn, so kindlichen Naturen nur einen Augenblick vom Verlassen gesprochen zu haben.

Sofort ordnete er wieder die nötigen Wachtposten an für den Fall der Wiederkehr des Feindes, und dann begab er sich auf den Rückweg.

Eine Strecke weit gingen des gleichen Wegs mit ihm zwei bewaffnete Knechte des Herrn von Rosenberg, die mit den Bauern ausgerückt waren. Als sie sich der Heidburg näherten, trat der eine der Schloßknechte an das Pferd des Leutnants heran und sprach:

„Herr, Ihr werdet doch nicht an unserer Burg vorbeireiten ohne vorzusprechen? Ihr waret schon so lange nicht mehr bei uns. Ich bediene den Ritter und die Fräulein am Tisch und höre oft von Euch reden. Namentlich bedauern es die Fräulein, daß sie Euch noch nicht haben danken können für die prächtigen Pferde und die Geschenke von der schwedischen Beute, welche der Vogt von Hofstetten gebracht hat. Die Fräulein reiten allsonntäglich zur Kirche, und Anna von Blumeck kommt fast täglich in den Stall und bringt ihrem Pferde Leckerbissen. Oft schon hat sie dabei von Euch gesprochen."

„Lieber Freund!" entgegnete der Leutnant, „Ihr habt

eben gehört, daß ich ein armer Kapuziner werden will, und da darf ich nicht mehr Besuche machen bei Eurer Herrschaft. Es schickt sich nicht für einen Kapuziner-Novizen, Edeldamen seine Aufwartung zu machen."

„Früher war ich zudem ein schwedischer Leutnant, jetzt bin ich nur noch des Rappenwirts Sohn von Hasle und Bauernführer. Und als solcher pass' ich auch nimmer als Gast auf eine Burg."

„Ich werde also vorbeireiten. Empfehlt und entschuldigt mich dort mit den Worten, die Ihr eben gehört."

„Dort seh' ich die Fräulein auf dem Söller stehen," sprach der Knecht. „Es wird ihnen doppelt leid sein, wenn sie Euch vorbeireiten sehen und Ihr nicht hinaufkommt."

„Kann Dir und den Edeldamen nicht helfen," erwiderte kurz und ernst der Leutnant und gab seinem Pferde die Sporen, um von dem Dränger wegzukommen. Dann sprach er leise vor sich hin: „Hab' schon genug mit mir gekämpft um der Anna von Blumeck willen, besonders seitdem ich sie in Schnellingen wiedersah. Hab' früher keine Ahnung davon gehabt, daß ein weiblich Wesen einem so zu schaffen machen könnte." —

„Da kommt ein flotter Reiter vom Schloßbauer heraufgeritten, Anna," nahm jetzt auf dem Söller Ida von Rosenberg das Wort.

„Das ist ja der Herr Leutnant," erwiderte hastig und errötend Anna. „Ich kenne ihn am Federhut und an seinem Pferde."

„Die Liebe hat eben gute Augen," meinte Ida. „Ich hab' seinen Hut und sein Pferd schon oft gesehen, hätt' aber beide auf den ersten Blick doch nicht wiedererkannt."

„Hoffentlich hält er an und besucht uns. So viel Kavalier wird er noch sein, trotzdem er seit Jahren bei den Bauern dient."

„Wir wollen ihm mit unseren Taschentüchern zuwinken, Ida, dann kommt er vielleicht eher," riet Anna.

„Dem ist nicht gut winken, Anna. Aber wir wollen Dir zulieb den Versuch machen."

Vom Söller herab, auf welchem im Sommersonnenschein die zwei Frauengestalten hell sich abhoben, flatterten dem Leutnant, der in kurzem Galopp über den Rasen daherritt, winkend und grüßend die Tüchlein entgegen.

Der Hut des Reiters senkte sich grüßend herab bis zum Sattel des Pferdes, aber der Reiter flog vorüber.

„Siehst Du, Anna, daß ich recht hatte, dem sei nicht gut winken. Er reitet vorüber, und wir haben das Nachsehen."

Anna schaute ihm stumm nach, bis er hinter dem Föhrenwald verschwand, und dann führte sie ihr Taschentuch an die Augen und trocknete sich — die Tränen.

Jetzt trat Jörg, der Knecht, welcher den Leutnant auf die Burg eingeladen hatte, zu den Damen auf den Söller, grüßte respektvoll und sprach: „Ich soll den gnädigen Fräulein eine ehrerbietige Empfehlung sagen von dem Herrn Leutnant von Hasle, der eben da drunten vorbeigeritten ist."

„Warum ist er denn nicht heraufgekommen?" fragte Anna hastig.

„Ich hab' ihn dringend ersucht, auf der Burg einen Besuch zu machen, aber er meinte, er passe nicht mehr als Gast in eine herrschaftliche Burg, weil er ein Kapuziner werden wolle und zudem jetzt nur noch des Rappenwirts Lienhard von Hasle sei."

„Kapuziner will er werden? Er gehört ja ins Kloster nach Villingen!" rief staunend Anna.

„Drunten im Hof des Schloßbauern hat er uns vorhin mitgeteilt, er wolle die Bauern verlassen und bei den Kapuzinern in Hasle eintreten. Die Vögte und die Bürger aber haben ihn ernstlich gebeten, bei ihnen zu bleiben, bis Friede im Lande sei, und er hat zugesagt."

Jörg, der Knecht, wurde nun vom Söller entlassen, und Ida sprach nach seinem Weggang:

„Siehst Du, Anna, er entfernt sich immer mehr von der Welt und von Dir. Jetzt hat er dem Benediktinerorden, wo er einst Prälat und Grundherr hätte werden können,

entsagt und geht zu den Kapuzinern, die ihr Brot betteln und in strengem Fasten und in Nachtwachen ihr Leben hinbringen."

„Ein edler Mensch ist und bleibt er dennoch," erwiderte Anna, „um so edler, je mehr er der Welt entsagt und alle irdischen Hoffnungen begräbt."

„Du kannst die Deinigen auch gleich mit begraben," meinte etwas spöttisch Ida.

„Das sind sie vielleicht schon, Du brauchst nicht zu spotten. Und Du bist vielleicht froh, Deine Hoffnungen auch einmal in einem Kloster begraben zu können," gab Anna gereizt zurück.

„So ganz tot sind Deine Hoffnungen doch noch nicht, Anna," fuhr Ida im gleichen Tone fort, „sonst hättest Du nicht gehofft, der Leutnant käme zu uns herauf, was ich schon im voraus bezweifelte."

„Du bist und bleibst halt boshaft, Ida, aber ganz unrecht hast Du nicht," antwortete die Blumeckerin unter Tränen lächelnd.

„Man muß eben nicht begraben wollen, was sich nicht begraben läßt," meinte darauf Ida. „Es steht ja so was auf dem Ringe, den der Leutnant Dir geschenkt und auf dem es heißt:

Liebe ergibt sich keinem Diebe.

Was man sich nicht stehlen läßt, kann man auch nicht begraben, außer mit sich selber. Und ich glaube, daß Deine Liebe zum Leutnant erst erlischt, wenn sie Dich drunten an der Kinzig in Deiner Burgkapelle in die Gruft senken."

„Ida, Ida — Du hast nur zu recht," — sprach Anna und lehnte laut weinend ihr Haupt an der Freundin Brust. — —

Der Einsiedel von St. Jakob schien falsch vorhergesagt zu haben. Das Jahr 1645 verlief für das Kinzigtal ruhig. Die Kriegsfurie tobte in Schwaben und Bayern, wohin Turenne, im Frühjahr bei Speier über den Rhein setzend, dieselbe getragen hatte.

Der Oberamtmann Fink konnte im Mai dem Grafen

von Fürstenberg, der als Hofkriegsrat in Wien lebte, melden, „daß in Feld und Reben alles schön stehe im Tale, nur sei wenig angeblümt, weil die Bauern kein Geld hätten, um Samen anzukaufen."

Und im gleichen Monat konnte in Hasle ein friedliches Fest gefeiert werden, die Aufstellung des Hochaltars im Kapuzinerkloster. Der Graf hatte ihn gestiftet, und das Altarbild „Maria Himmelfahrt" zeigt heute noch in der zerfallenden Klosterkirche das stattliche Bild des Stifters als Hauptfigur.

Daß der Leutnant und zukünftige Klosternoviz nicht fehlte bei dem Feste, versteht sich von selbst, und der Pater Guardian mußte ihn, den der schöne Altar aufs neue zum Kloster zog, abermals vertrösten, wobei er ihm mitteilte, daß der Pater Provinzial seinen Eintritt in den Orden nach dem Krieg mit Freuden begrüßen werde. So habe er ihm, dem Guardian, geschrieben.

Es war für den wackeren Leutnant eine harte Probe, die friedlichen Zwischenpausen tatenlos in seiner Herberge, die er sich im Rappen vorbehalten, verbringen zu müssen. So oft er am frühen Morgen das Glöcklein von der Klosterkirche über das untere Tor hereintönen hörte, erhob er sich und erschien, der ersten vom Volke einer, in dem dunkeln Kirchlein zum Gottesdienst. Solange noch ein Priester am Altare war, blieb der fromme Leutnant in der Kirche.

Von da schritt er dann hinab dem Kirchhof zu, wo er einige Zeit auf dem Grabe der Eltern betete.

Dann ritt er talauf oder talab zu den Bauern, die auf den Höhen wohnten, und mahnte sie zur wachsamen Ausschau, weil Streifzüge der Garnisonen von Freiburg und Breisach nicht zu den Unmöglichkeiten gehörten.

Am besorgtesten war er, wie immer, für den Paß ins Elztal, denn dort stand die Heidburg. Aber nie mehr betrat er das Schloß. Auf der Paßhöhe, westlich der Burg, in der schon oben genannten einsamen Herberge „zum Rößle" hatte

der wackere Leutnant seine Station, wenn er seine Bauern visitierte. Wie ein Schutzgeist umritt er bei Tag und Nacht die Heidburg, und die in der Burg hörten gar oft, daß er da gewesen, aber sie sahen ihn nicht und mußten sich mit einem gelegentlichen ehrerbietigen Gruß, den er sandte, begnügen. —

Die Schweden in Breisach fielen 1646 zeitig in die Täler des Schwarzwaldes, um Proviant zu holen. Es war am 1. März, als die Weinwagen des Abtes von Villingen die Ernte des letzten Herbstes von Hecklingen durchs Elztal dem Kloster zuführen wollten und glücklich im unteren Prechtal angekommen waren, als eine Partie von der Breisacher Besatzung die Knechte einholte und ihnen ohne Gegenwehr Pferde und Ladung abnahm.

Der Leutnant saß zufällig oben auf der Höhe, im Rößle, als die Kunde von dem gänzlich unerwarteten Überfall dahin kam.

„Mein alter Abt soll seinen Wein wieder haben," rief er, alarmierte die Bauern in der Frischnau, in der Bachere und im Prechtal und verlegte den Schweden, die sich mit dem Versuchen des Weines zu lange aufgehalten, den Weg.

Sie kannten ihren Mann, und als sie ihn hervorbrechen sahen, riefen sie: „Da kommt der Teufel zu Pferd, mit dem ist nicht gut anbinden," ließen die Beute im Stich und nahmen Reißaus.

Der Sieger ließ die trostlosen Klosterknechte, die sich talaufwärts davongemacht, aufsuchen mit der freudigen Botschaft, ihre Wagen wieder zu holen. Sie kamen das Tal heruntergeeilt, unter ihnen der greise Schwabenhans. Dem rief der Leutnant zu:

„So, Alter, Euch konnt' ich's nie recht machen, jetzt aber werdet Ihr mit mir zufrieden sein?!"

„Wer seid Ihr, Herr, der uns und unserem Kloster so großen Dienst erweist?" fragte zitternd der Hans, mit dem Hut in der Hand demütig dem Reiter sich nahend.

„Ich bin der, den der Schwabenhans mit Vorliebe schlecht

machte und der sich jetzt freut, ihm beweisen zu können, daß es doch gut war, daß der Frater Leo vom St. Georgen-Kloster in Villingen so gerne den Reiter spielte. Ohne diesen Reiter wäret Ihr diesmal mit leeren Händen heimgekommen."

„Herr Jeses! Seid Ihr der Frater Leo?" seufzte erbleichend der Greis. „Was wird der gnädige Herr für eine Freude haben, wenn er hört, daß Ihr uns den Wein gerettet. Ihr waret vor Jahr und Tag im Kloster zu Besuch, aber ich hab' Euch nicht gesehen. Bin damals im Elsaß gewesen."

„Was hat unser Stift mitgemacht, seitdem Ihr nicht mehr zum Kloster gehört; nichts als Raub und Plünderung und Quälereien der Klosterleute und Untertanen! Unser gnädiger Herr, den sie voriges Jahr sogar einmal gefangen fortgeführt haben, kommt aus dem Kummer und den Sorgen nicht heraus."

„Bevor wir ins Weinland fuhren, sagte man in der Gesindestube des Klosters, der Frater Leo sei Kapuziner geworden, der gnädig' Herr hab' ihn so ungern verloren, aber ihn nicht halten können."

„Kapuziner will ich werden — schon lange," entgegnete dem Alten der Leutnant. „Aber die Bauern lassen mich noch nicht. Seid froh, daß ich's heute noch nicht gewesen bin. Fahrt nun weiter. Ich geb' Euch ein Pikett Bauern mit; der Rest des Fasses aber, das die Schweden bereits angestochen haben, bleibt hier. Meine Bauern müssen auch was haben für die Rettung der Fuhren."

„Empfehlt mich dem gnädigen Herrn und sagt ihm, daß es mich hoch erfreut, ihm eine Gefälligkeit erwiesen zu haben. Er weiß schon, daß ich nur deshalb nicht mehr nach Villingen komme, weil ein Kloster, wo die Mönche keine Bettler sind, für mich alten Kriegsknecht zu gut ist." —

Zwei Monate später schrieb der Graf von Fürstenberg aus Wien an den Obervogt Fink, daß zu Münster in Westfalen mit den Kronen Schweden und Frankreich Friedenspräliminarien abgemacht worden seien. Alles atmete auf,

und der Einsiedel von St. Jakob kam mehr und mehr in Mißkredit.

Der alte Rosenberger war in jenen Tagen eines Morgens bald nach Mitternacht in das Föhrengehölz vor der Burg gezogen, um einen Auerhahn zu erlegen, denn dieser Prachtvogel balzte von jeher und balzt heute noch in der Maienzeit gerne auf jener Höhe, die des Ritters Heim trug.

Bei der Rückkehr begegneten ihm, den Berg heraufsteigend, zwei Kapuziner von Hasle. Es war der Guardian und ein anderer Priester auf dem Weg nach der Muttergottes-Kapelle auf dem Hörnleberg im Elztal drüben.

„Schon frühe da oben, Pater Guardian,“ grüßte der Ritter.

„Ja, gnädiger Herr, wir müssen früh sein. Auf dem Hörnleberg sollen wir um neun Uhr Predigt und Amt halten, und es sind fünf gute Stunden von Hasle dahin.“

„Aber jetzt bekommt Ihr bald einen rechten Kapuziner,“ sprach der Rosenberger weiter, „der Herr Leutnant von Hasle will ja bei Euch eintreten.“

„Es ist so, Herr Ritter. Und ich glaub', daß wir in ihm einen tüchtigen Ordensmann gewinnen, der schon lange kommen wollte, heut aber noch in der Welt notwendig ist, denn er gilt als das Schwert unserer Volkes im Kinzigtal.“

„Das ist er auch. Und man kann Euch Kapuzinern nur gratulieren zu solch einem Mann; denn dem ist's Ernst mit der Absage an die Welt“ — erwiderte der Ritter. „Meine Nichte, die von Blumeck, würde ihm heut ihre Hand reichen mitsamt ihrem Edelsitz in Schnellingen und all ihren Gütern an der Kinzig hin, aber er will nicht, so nahe es ihm auch schon gelegt wurde.“

„Er hat eben schon sein Gelübde gemacht, im Ordensstand zu leben, und ein Mann, wie der Herr Leutnant, wird einem vor Gott gegebenen Versprechen nicht untreu,“ — sprach der Guardian. „Und er will nachholen, was er im Kriegsleben versäumt, und darum tritt er von den Benediktinern weg in einen strengen Bettelorden.“

„Der wird Euer mächtigster Bettler, der Leutnant. Wenn der später mit dem Bettelsack zu unseren Bauern kommt, dem geben sie das Beste.“

„Das Beste wollen wir gar nicht, Herr Ritter, wir Kapuziner nehmen mit dem Geringsten vorlieb. Bei uns ist das Fasten der beste Koch.“

„Der jetzige Krieg, Pater Guardian, hat alle Leute fasten gelehrt, und der Hunger ging durch alle deutschen Lande. Gott gebe uns endlich den Frieden und bessere Jahre.“

„Man spricht jetzt stark vom Frieden,“ gab der Kapuziner zurück. „Der Obervogt hat Nachricht erhalten vom Grafen, daß der Krieg dem Ende zugehe. Es ist aber auch die höchste Zeit, sonst stirbt die Menschheit aus in Deutschland, und dieses selbst wird eine Einöde und eine Wildnis.“

„Aber jetzt müssen wir uns empfehlen, gnädiger Herr, sonst kommen wir zu spät auf den Hörnleberg. Wir wollen dort den Frieden in unser Gebet einschließen.“

„Betet auch für mich, fromme Väter! Bin ein alter Kerl, und es geht dem Grabe zu. Und wenn mein Schloßbauer am nächsten Sonntag nach Hasle in die Frühmeß kommt, wird er ein Almosen von mir an der Pforte abgeben.“

„Deo gratias!“ sprachen, sich demütig verneigend, die Kapuziner und schritten rüstig dem Elztale zu in den duftigen Morgen hinein. —

Wiederum — es war im Frühjahr 1647 — stand der greise Vogt von Schnellingen am Waldrand hoch oben über seinem Dörfchen. Wiederum hatten sich um ihn seine Bauern geschart, freilich noch geringer an Zahl, denn ehedem. Von den wenigen von damals war noch ein oder der andere aus dem Leben und dem Elend dieses Daseins geschieden.

Und wiederum lagen drunten im Tale die Schweden, d. i. die weimarische Armee unter Turennes Befehlen, deren Reiter ihre Pferde weideten auf den Fluren, welche die Bauern mit Mühe eben wieder bebaut hatten.

Alles war „in Zähren“ und geflohen — in die Berge

oder über den Rhein. In Hasle war allein zurückgeblieben der gräflich fürstenbergische Schaffner Gebele, der dem Oberamtmann Fink im Juni nach Straßburg meldete, „es seien außer ihm und dem Landschreiber nicht sechs Personen mehr im Städtle".

Die Soldaten Turennes, unter ihnen sein Leibregiment, hausten wie nie zuvor. Was an Wohnungen auf den Dörfern noch übrig oder wiederhergestellt war, wurde dem Erdboden gleich gemacht.

Und als sie für kurze Zeit wegzogen über den Rhein in die Niederlande und kaiserliche Völker unter Obrist Schauenburg an ihre Stelle traten, suchten diese die Schweden noch zu übertreffen an Raub- und Zerstörungslust.

„Der Einsiedel von St. Jakob," so hub der Vogt, trübe ins Tal hinabschauend, zu reden an, „hat nur zu wahr prophezeit, es käme noch einmal ärger als vorher. So ist es gekommen. Unsere Dörfer sind wieder Schutthaufen, und wir irren arm und hungrig, wie Kirchenmäuse, in den Wäldern umher. Ohne des Leutnants Fürsorge hätten wir kein Stück Vieh mehr, von der anderen Habe gar nicht zu reden. Was wir am Leibe tragen, ist unser alles."

„Erst gestern abend noch hat er die Turenneschen Reiter von unserer Berghalde hinabgeworfen und uns so Luft gemacht, daß wir heute unser Vieh weiter dem Renchtal zu in Sicherheit bringen können."

„Aber er hat mir selbst gestanden, wenn es so fortgehe, wären wir bald auch in den Wäldern nicht mehr sicher. Die Soldaten würden immer hungriger und die Offiziere, weil sie merkten, es gehe dem Frieden zu, immer raubgieriger, die Zahl der waffenfähigen Bauern aber nehme beständig ab."

„Den Bauern von Mühlenbach," nahm jetzt Landel Kienast, der gestern den Leutnant vom Angriff der Turenneschen Reiter avertiert hatte, das Wort, „hat unser aller Helfer geraten, ihr Vieh weiter in den Wald zu treiben, Triberg zu. Und als der Leyensche Obervogt Haas in Triberg dies nicht

dulden wollte, hat er ihm den Standpunkt so klar gemacht, daß er nachgab. So erzählte mir gestern in aller Frühe der Löwenwirt von Mühlenbach, der mir den Weg zum Farrenkopf, wo der Leutnant stand, zeigte."

„Und den Bauern im Obertal hat er mit ihrem Vieh eine Zuflucht verschafft im Schloß zu Schramberg," berichtete vom Hörensagen Balzer Armbruster.

„Das glaub' ich," sprach der Vogt. „Denn der Leutnant war voriges Jahr lang auf dem Schloß und hat des Schloßherrn, des Freiherrn von Bissingen Leibkompagnie einexerziert. Er gilt seitdem dort oben alles."

„Drum ist's unser aller Glück gewesen, daß wir den Leutnant nicht töteten an jenem Frühlingsmorgen des Jahres 1638. Seit jener Zeit ficht er für uns, und wenn er einmal Kapuziner ist, betet er für uns. Und sein Gebet ist sicher im Himmel ebensoviel wert, als sein Fechten auf Erden; denn es gibt keinen tapferern, aber auch keinen frömmern Mann, als er."

„Uns Schnellingern und dem ganzen Steinacher Kirchspiel könnt' der Leutnant aber doch noch mehr nützen, wenn er nicht Kapuziner würde," nahm Jos Schöner, ein rauher Bergmann von der Silbergrube „zur Haselstaude" das Wort.

„Was meinst Du damit, Jos?" fragten die andern.

„Was ich meine? Ich meine, er könnte die Anna von Blumeck heiraten und unser Herr werden."

„Bist Du ein Narr, Jos?" gab der Vogt, den Sprecher ernst messend, zurück.

„Ich bin kein Narr, Vogt, aber der Leutnant ist nicht gescheit, daß er das Fräulein Anna nicht nimmt. Die nähm' ihn gern. Höret nur: Als wir letzthin den Biederbachern zu Hilfe kamen, weil die Franzosen von Breisach her streiften und Vieh stehlen wollten, bin ich mit den zwei Knechten von der Heidburg auf der ‚Herne' Posten gestanden, und da haben mir die erzählt, was der Leutnant bei unserem Edelfräulein gelte. Sie käme, so oft die Knechte von des

Leutnants Kommando heimkehrten, zu ihnen und frage sie über denselben alles aus, was sie nur erfahren könne. Und die alte Beschließerin im Schloß, die Hedwig, habe schon manchmal gesagt, seitdem der Leutnant krank auf der Heidburg gelegen, sei die Anna von Blumeck liebeskrank."

„Jos, Du kannst am End recht haben," rief der Vogt. „Jetzt geht mir auch ein Licht auf. Wenn ich auf der Heidburg war, um unserm Fräulein eine Botschaft zu bringen oder Geld für verkauften Wein oder für Frucht — vom Zehnten her — hat sie mich auch über den Leutannt ausgefragt und jedesmal gestrahlt vor Freude, wenn ich ihn recht, wie er es verdient, gelobt habe."

„Aber daß der Leutnant trotzdem ein Kapuziner wird, macht ihm um so mehr Ehre vor Gott und vor der Welt, und sein Gebet als Kapuziner wird um so kräftiger sein. Und vielleicht heiratet unser Fräulein jetzt gar nicht mehr und macht uns zu Erben, dann hat der Leutnant uns durch sein Nichtheiraten mehr genützt, als wenn er unser Herr würde," schloß lächelnd der Vogt und kommandierte dann:

„Aber jetzt laßt uns aufbrechen, dem Renchtal und dem Kniebis zu!"

17.

Endlich war im November 1648 der Westfälische Friede von den Kanzeln verkündigt worden. Das lange gepeinigte, durch Hunger und Krieg auf ein Dritteil zusammengeschmolzene, an den Bettelstab gebrachte Bürger- und Bauerntum Deutschlands sang sein „Te Deum" in den Kirchen und feierte in Straßen, Gassen und Wirtshäusern das Ende dreißigjährigen Elendes und dreißigjähriger Schmach.

Auch in Hasle ward's so gehalten. Zunächst zog eine feierliche Prozession von der Pfarrkirche zum untern Tor hinaus und zu den Kapuzinern. Hier sprach der Pater Guardian die Festrede in beweglichen Worten, und der Pfarrer

stimmte das „Großer Gott, wir loben dich“ an, welches dann die von Leiden aller Art abgehärmten, spärlichen Gläubigen mit schwachen Stimmen und unter Tränen weitersangen.

Am Nachmittag war ein Trunk für die Männer im Rappen. Der Oberamtmann hatte längst vom Grafen Auftrag bekommen, diesem wieder einige Faß Moselwein über Ulm auf der Donau nach Wien zukommen zu lassen. Vor wenig Tagen hatte der Wein Hasle glücklich erreicht, und der Obervogt opferte ein Fäßlein auf dem Altar des Dankfestes. Er erhob sich alsbald aber auch, um, wie es heutzutag auch noch üblich ist, auf den „gnädigen Landesherrn“, der persönlich am wenigsten erduldet in der langen Kriegsnot, einen Toast auszubringen und die Bürger zur Treue und Dankbarkeit zu mahnen. Von den unzähligen Leiden der Untertanen sprach er nicht, er, der sich bei der geringsten Gefahr nach Straßburg oder ins Renchbad Griesbach geflüchtet hatte und zur Anerkennung für „treue Dienste“ 1635 vom Grafen mit der Herrschaft Waldstein belohnt worden war.

Nach ihm stand der zweite Bürgermeister von Hasle, Daniel Sandhas, ein ehrsamer, aber gescheiter Kupferschmied, auf und sprach:

„Unserem Herrgott haben wir heute Dank gesagt für den lang ersehnten Frieden, unserem gnädigen Landesherrn ein Hoch gebracht und fernerhin Treue gelobt. Wir dürfen aber nicht des Mannes vergessen, der seit zehn Jahren unermüdlich tätig war für Stadt und Land, der manches Leben gerettet, manche Habe bewahrt, manche Träne getrocknet und Bürgern und Bauern Mut eingeflößt hat, der nie die Herrschaft verließ, wenn noch so viele Feinde in derselben lagen, der nie seinen Vorteil gesucht, sondern stets das allgemeine Wohl gefördert hat, und der eine glänzende Laufbahn als Offizier freiwillig aufgab, um dem armen gedrückten Volke zu dienen. Dieser hohe Ehrenmann ist unser lieber, allverehrter Mitbürger, Herr Leutnant Lienhard Rupp zum Rappen. Ihm sage ich heute im Namen der Bürgerschaft

unsern herzlichen, ewigen Dank, und ihn wollen wir hoch leben lassen."

Mit stärkerer Stimme als sie das Tedeum gesungen und dem Fürsten sein Hoch ausgebracht, stimmten die anwesenden Bürger in das Lob des Leutnants ein. Mit süßsaurer Miene taten der Obervogt und der Landschreiber, des Grafen erste Beamte, mit; denn die Bureaukraten jener Zeit[1] waren noch weit weniger Bewunderer von Bürgertugenden, als ihre Kollegen in unsern Tagen.

„Der Herr Bürgermeister," so erhob sich jetzt der Leutnant, „hat mich in große Verlegenheit gebracht durch sein unverdientes Lob. Mich hat des Kriegs Geschick zum Soldaten gemacht von der Klosterzelle weg. Ich durfte deshalb als Ordensmann nicht um Sold und Beförderung dienen, drum hab' ich mit Wissen und Willen meiner Obern, sobald ich konnte, meine Kriegskunst in den Dienst des armen Volkes gestellt so lange, als dies vonnöten war. Aber Lob und Dank gebührt mir deshalb nicht. Unsereiner soll alles tun Gott und seinem Nächsten zulieb."

„Ich will jetzt das Schwert mit dem Rosenkranz vertauschen und der Welt Lebewohl sagen, hoffentlich für immer — und in stiller Klosterzelle täglich Gott bitten, daß er sich erbarme des unschuldigen Volkes, das in diesen langen Kriegsjahren Unsägliches gelitten hat und bis zum Bettelstab verarmt ist. Möge das deutsche Volk wieder bessere Jahre sehen und fortan bewahrt bleiben vor ähnlichem Elend und ähnlicher Schmach; möge es nie mehr sich befeinden um des Glaubens willen, aber auch nie mehr erleben müssen, daß fremde Mächte in Deutschland herrschen und Deutsche gegen Deutsche kämpfen im Dienste der Feinde unseres Vaterlandes. In diesem Sinne gilt mein Hoch unserm so schwer heimgesuchten deutschen Volke, den Bürgern und den Bauern. Sie leben hoch!"

[1] Ich las viele ihrer Berichte an den Grafen von Fürstenberg, aber in keinem ist des Leutnants von Hasle erwähnt.

Der Schultheiß Semwig, welcher neben dem Leutnant saß, drückte diesem nach seiner Rede die Hand und sprach: „Herr Leutnant, Ihr seid und bleibt bis zum Ende ein wahrer, uneigennütziger Volksmann. Ihr habt uns Bürgern allen aus der Seele gesprochen und unsern Dank und unser Lob müßt Ihr Euch gefallen lassen, ob Ihr wollt oder nicht."

Dem Obervogt waren jetzt Toaste genug gebracht auf die Untertanen seines Herrn. Er fürchtete, es könnte auch noch ein oder der andere der allzeit redseligen Haslacher sich erheben und ebenfalls eine demokratische Rede halten. Am wenigsten traute er dem eben aus dem Exil heimgekehrten Schulmeister Andreas Mezger. Es war zu fürchten, daß, wenn er einmal gehörig dem Moselwein zugesprochen, der alte Student in ihn fahre und er kein Blatt vor den Mund nehme.

Der besorgte Oberamtmann brachte deshalb die Rede auf andere Dinge.

„Herr Schultheiß und Ihr Herren vom Rat, soweit noch von den letztern da sind," hub er an, „wir müssen nun vor allem dafür sorgen, daß neue Bürger in die Stadt und neue Bauern aufs Land kommen. Es sind ja bereits zwei Dritteile Untertanen gestorben und verdorben."

„Bei uns in Hasle mehr," erwiderte der Schultheiß. „Vor dem Krieg zählten wir 225 Bürger, jetzt noch 41. Aber woher Leute nehmen?"

„Woher?" rief der Schulmeister. „Aus der Schweiz, wo ich eben herkomme. Die hat keinen Krieg gehabt, und viele Schweizer sind bereit, nach dem verödeten, menschenarmen Deutschland auszuwandern, wo so viele Familien gänzlich ausgestorben sind und gar viele Witwen Männer suchen."

„Gestern hat sich," nahm der Stadtschreiber das Wort, „bei mir schon ein neuer Bürger gemeldet, ein Junggeselle und Schwarzfärber, des gewesenen Blumenwirts Sohn von Gengenbach. Er heißt Johannes Hansjakob und will die

Witwe unsers Schwarzfärbers, des Jörgen Walter, der an der Pest gestorben, heiraten. Ich hab' ihm die Bürgeraufnahme gleich in sichere Aussicht gestellt; er ist ehrlicher Leute Sohn und hat einiges Vermögen."

„Ich hab' seinen Vater, den Blumenwirt, noch wohl gekannt. Er hieß Mathis und wußte immer was Lustiges seinen Gästen zu erzählen. Wenn der Färber das Mundstück seines Vaters hat, so wird er unsere und der Bauern Weiber schon zu unterhalten wissen, wenn sie ihm Zwilch ‚in die Farb' bringen." —

So kam der Stammvater der Hansjakobe nach Hasle, und seine Nachkommen alle wurden Färber oder Bäcker und treiben dies Geschäft zum Teil heute noch. Und der diese Erzählung gemacht und erdacht, hat dabei auch allerlei Mehl „verbacken" und allerlei Farben aufgetragen. —

Am Abend der Friedensfeier, als die Festgäste das Rappen-Wirtshaus verlassen hatten, schritt ein stattlicher Mann ohne Wehr zum untern Tor hinaus und dem Kloster zu. Es war Spätherbst und zeitig dunkel auf Straßen und Gassen.

Bei der Pforte des Klosters angekommen, schlug er hastig den hölzernen Klopfer an die kleine Türe. Der alte Pförtner, Bruder Daniel, humpelte den Klostergang herauf der Türe zu, öffnete das Guckloch und fragte: „Wer ist draußen, noch so spät am Abend?"

„Ich bin's, Bruder, der Leutnant von Hasle, aber solcher heute zum letztenmal. Macht auf und führt mich zum Guardian!"

Von Stund' an war der Mann, den wir längst kennen als Bruder Leo, ein armer Kapuziner.

Die große Fastenzeit der Kapuziner, von Allerheiligen bis Ostern, hatte eben begonnen, als der Leutnant eintrat, und er lernte alsbald die ganze Strenge des Ordens kennen. Aber ihm war das ein Leichtes. Hatte er ja seit Jahren mit seinen Bauern, in den Wäldern liegend, gehungert.

Auch um Mitternacht aufstehen und nur wenige Stunden

schlafen, machte dem alten Soldaten keine Mühe. Hatte er einst den Schlaf gebrochen irdischer Zwecke halber, so brach er ihn jetzt um seines Seelenheils willen, und das machte ihm die Entbehrung noch leichter.

Dreimal in der Woche ziehen die Kapuziner um Mitternacht in ihre Konventstube. Jeder kniet an die Stelle, wo er sonst zu Tische sitzt. Das Licht wird gelöscht, jeder entblößt seinen Oberkörper, und nun beginnt die Geißelung, bis der Guardian ein dumpfes „Satis“ (genug) ertönen läßt.

Auch in diese Disziplin fand sich der einstige Soldat, fast mit zu großem Eifer. An seinem Platze sah man, wenn es Tag geworden, bisweilen Blutspuren, und der Guardian mußte ihn ernstlich mahnen, das eiserne Kettchen nicht so stark zu schwingen über seinem Leibe. —

Die Bauernschaft hatte auf die Kunde hin, der Leutnant sei im Kloster, ihre Vögte gesandt, um ihm nochmals zu danken. Bruder Leo ließ sie aber nicht vor und bedeutete ihnen durch den Guardian, er sei gerührt von ihrer freundlichen Gesinnung, aber im Kapuzinerkloster dürfe er sich nicht ehren lassen. Die Bauern möchten ihm ein gutes Andenken bewahren, wie auch er im Gebet ihrer stets gedenken werde.

Mit Tränen in den Augen schieden die wackern Vögte, voll des Lobes und der Bewunderung über den demütigen Mönch. Der Guardian hatte ihnen aber versprochen, sie würden den geliebten Führer bald wiedersehen, wenn er, fürs Kloster bettelnd, auf ihre Höfe käme.

Die Bauern warteten nicht, bis der Bettelmönch die Gaben holte. Täglich erschienen sie an der Pforte mit Almosen für ihren Leutnant. Die einen brachten Butter, die andern Mehl, die dritten lebendiges Kleinvieh.

Bald nach dem Eintritt des Helden ins Kloster kam die heilige Weihnachtszeit, die nirgends feierlicher begangen wird als bei den armen Söhnen des heiligen Franziskus.

Um elf Uhr in der heiligen Nacht erhebt sich der Bruder, der zu wecken hat, und fängt im Klostergang zu singen an:

Ein Kind gebar uns Bethlehem,
Des freuet sich Jerusalem;

dazu klingelt er mit einem Glöcklein.

Jetzt wird's lebendig in den Zellen; alle Mönche stehen auf von ihrem harten Lager, kommen heraus, singen und klingeln mit, und weiter geht's durch die matt erleuchteten Gänge.

Aus jeder Zelle kommt ein Kapuziner, schließt sich dem Zuge an und singt mit den andern:

Hier liegt es in dem Krippelein,
Sein Reich soll ohne Ende sein.

Der Esel fühlt es und das Rind,
Der Herr der Welt sei dieses Kind.

Aus Saba bringen Könige drei
Ihm Myrrhen, Weihrauch, Gold herbei.

Voll heil'ger Ehrfurcht treten all',
Den Herrn zu grüßen, in den Stall.

An diesem frohen Weihnachtstag
Preis' jeder Gott, wie er's vermag.

So zogen auch die Mönche im Klösterlein zu Hasle in der heiligen Nacht des Jahres 1648 durch die Klostergänge in ihr Refektorium.

Mit Tränen der Freude hatte sich Bruder Leo dem Zuge angeschlossen, aber singen konnt' er nicht, nur weinen und dazu glücklich sein.

Im Refektorium knieten alle vor der Krippe nieder, und der Pater Guardian verlas den üblichen Weihnachtsbrief des Provinzials, den am Abend vorher noch ein Bruder aus dem Kloster zu Freiburg gebracht hatte.

Der Provinz-Obere schrieb darin seinen Brüdern, wie noch zu keiner Zeit die Botschaft des Engels auf den Gefilden

vor Bethlehem der Welt beseligender gelautet habe, als jetzt dem deutschen Volke zu Weihnachten 1648. „Friede den Menschen auf Erden,“ Friede nach langer, schrecklicher Kriegszeit; Friede auch den Ordensleuten, die nun aufs neue wieder ein Leben der Demut, der Armut und des Gehorsams beginnen sollten, da keine Kriegsfurie die klösterliche Stille mehr störe.

Feierlich erneuten dann alle Priester und Brüder ihr Mönchsgelübde; zum erstenmal sprach es aber der jüngste Kapuziner, der Leutnant von Hasle.

Aus tiefstem Herzensgrund und mit von Weinen unterbrochener Stimme ertönte es im Saale: „Ich, Bruder Leo, ein armer sündiger Mensch, gelobe und verspreche Gott dem Allmächtigen, der heiligen Jungfrau Maria, dem heiligen Franziskus und allen Heiligen und Euch, Vater Guardian, allezeit meines Lebens zu halten die Regel der mindern Brüder, vom Herrn Papst Honorius bekräftiget, lebend in Gehorsam, ohne Eigentum und in Keuschheit.“

Alle waren ergriffen, da der Leutnant von Hasle so sprach und der Guardian ihm antwortete: „Halte, was Du versprochen, und ich verspreche Dir an Gottes Statt das ewige Leben.“

In der darauffolgenden Weihnachtsmette in der Klosterkirche war niemand seliger denn der Bruder Leo. —

Der Winter verging, der Frühling kam und mit diesem legte der Bruder Leo zum erstenmal den Bettelsack des Kapuziners um die Schulter und erschien barfüßig und barhäuptig auf den Höfen der Bauern. Doch erkannten die meisten Leute ihn nicht mehr. Sein schwedischer Reiterschnurrbart war einem mächtigen Vollbart gewichen und sein wallendes Haupthaar einer gewaltigen Tonsur.

Aber er freute sich im stillen, wenn die Bauern und Bäuerinnen fragten, was auch der Leutnant von Hasle mache und ob er nicht bald komme.

Wo er erkannt ward, da küßten sie ihm die Hände und

baten um seinen Segen und um sein Gebet. Bald aber baten sie ihn um noch mehr.

Infolge des Friedens wurden die Regimenter aufgelöst und die Soldaten entlassen. Viele derselben, in langer Kriegszeit verwildert, waren für einen friedlichen Beruf weder mehr tauglich noch dazu aufgelegt. Sie bildeten Räuberbanden, die noch jahrelang eine Landplage blieben in Deutschland.

Im Kinzigtal waren deutsche Reiter von Turennes Armee die letzte Einquartierung gewesen. Ein Teil von ihnen ging ebenfalls unter die Wegelagerer. Ihr Führer war der lange Franz aus dem Hambe, der alte, wilde Kriegsknecht, dem wir schon früher in dieser Erzählung begegnet sind.

Er kannte Wege und Stege im Tale und suchte die Bauern um so ungenierter heim, als kein Leutnant mehr da war.

So kam eine neue Plage über das arme Volk. Sie wehrten sich so gut es ging, die Bauern um Hasle, und mancher Wegelagerer sank unter ihren Schüssen und Streichen. Aber immer neues Gesindel vom Krieg her zog zu, und der Bauer sah an kein Ende.

Da pochten die Vögte der Herrschaft Hasle eines Tages wieder an die Klosterpforte und verlangten nach dem Pater Guardian.

„Hochwürdiger Pater!" nahm der Vogt Klausmann von Mühlenbach das Wort, „wir kommen im Namen aller Bauern der Herrschaft und hätten eine dringende Bitte, wir wissen uns anders nimmer zu helfen."

„Ihr wollt gewiß, daß wir Kapuziner den hl. Antonius für Euch anrufen, der ist ja ein mächtiger Nothelfer," meinte der Guardian.

„Den hl. Antonius in Ehren, Herr Pater," gab der Vogt zurück. „Ich habe voriges Jahr ein Pferd verloren und es durch dieses Heiligen Fürbitte wieder gefunden, aber heute müssen wir einen lebendigen Heiligen haben."

„Einen lebendigen? Ihr macht mich neugierig, Vogt!"

„Ich will kurz und gut heraus mit der Sprache, Pater Guardian! Seit der große Krieg zu Ende ist, haben wir in unserem Tal den kleinen. Keine Nacht sind wir sicher vor einem Überfall der alten Soldaten, und kein Stück Vieh ist auf der höchsten Bergweide sicher vor den Halunken, die seit dem Frieden in unserer Gegend umherziehen. Wir müssen einmal regelrecht gegen sie vorgehen, wie einst gegen die Schweden. Dazu brauchen wir aber einen General, und das ist der Bruder Leo, unser alter Leutnant und Euer neuester Heiliger im Kapuzinerorden."

„Ihr sprecht von der Leber weg wie ein alter Kapuziner, Vogt," antwortete der Guardian, „drum kann ich's Euch auch nicht übelnehmen. Ich begreife Eure Not und Eure Bitte und bin Euch Bauern zu Dank verpflichtet; denn Ihr seid unsere Hauptwohltäter. Aber den Bruder Leo kann ich jetzt doch nicht wieder als Leutnant auf den Gaul setzen. Er hat ohnedies sein Pferd dem Schaffner Gebele geschenkt, unserem ‚geistlichen Vater'. Und dann weiß ich auch nicht, was der Bruder selber dazu sagt; er wird nicht mehr in die Welt zurück wollen."

„Er braucht kein Pferd und keine Uniform," erwiderte der Vogt von Hofstetten, „er soll nur in der Kutte mit uns ausziehen. Wenn er nur bei uns ist, geht's bald anders mit dem Raubgesindel. Euer Bruder Koch, der Onophrius, der bei mir als Bohnen sammelt, hat mir schon oft erzählt, daß Kapuziner im Türkenkrieg den Soldaten vorangingen und diese zum Siege führten, die Kutte am Leib und das Kruzifix in der Hand."

„Und ob der Bruder Leo will, das hängt von Euch ab, Pater Guardian," nahm der greise Vogt Heyd von Schnellingen das Wort. „Ich weiß, daß ein Kapuziner keinen andern Willen hat außer dem seines Vorgesetzten."

„Ich sehe schon, mit Euch Vögten werd' ich nicht fertig, und will Euch drum in Gottes Namen willfahren," schloß der Pater.

Er ließ den Bruder Leo rufen, eröffnete ihm das Verlangen der Männer und fragte: „Was meinet Ihr dazu, Bruder?"

„Ich meine gar nichts, ehrwürdiger Vater. Ich tue, was Ihr befehlet."

„Seht Ihr, Pater Guardian," rief der Vogt Heyd, „daß ich recht hatte. Der Herr Leutnant geht mit uns, sobald Ihr es haben wollt."

Im Triumph nahmen die Bauern den Kapuzinerbruder mit, und der folgte ihnen, aber mit einer wahrhaftigen Opfermiene; denn kaum hatte er den Frieden seines Klosters genossen, so sollte er wieder in den Krieg. —

In einer tiefen Bergschlucht östlich von Hasle, Erlengrund geheißen, lagerten einige Wochen später die Marodeure um ein Feuer, in dessen Mitte ein Kessel hing, in welchem Hammelfleisch brodelte.

„Das ist der letzte Hammel, den wir in der Gegend gestohlen," begann der Anführer, der lange Franz. „Wir wollen und müssen auswandern aus der Gegend. Die Bauern sind wie Teufel über uns her, seitdem ein Kapuziner bei ihnen ist."

„Hast recht, Franz," fiel ein wild aussehender Kriegsknecht, der rote Vit genannt, ein. „Entweder müssen wir den Kapuziner wegschaffen oder um einige Täler weiterziehen. Mich hatten sie gestern beinahe am Kragen, als ich dem Bergbur in Weiler drüben mit den zwei Jungen da einen Besuch machen wollte. Mit Not brachten wir noch den Hammel fort."

Jetzt nahm eines der Weiber, die den Soldaten aus dem Kriegs- ins Räuberleben gefolgt waren, das Wort und erzählte:

„Ich bin gestern bei der vordern Bürin im Welschbollenbach gewesen und habe gebettelt, um zugleich für Euch zu spionieren. Ich habe dabei gejammert, daß bald nicht einmal ein Bettelmensch mehr sicher sei vor den Räubern. Die Bürin tröstete mich, es werde jetzt in kurzem keine Räuber mehr

im Tal geben. Der Leutnant von Hasle, welcher Kapuziner geworden, sei wieder aus dem Kloster und helfe den Buren. Sie erklärte mir dann auch, der Leutnant wäre des Rappenwirts Sohn von Hasle, habe den Krieg mitgemacht und wo er sei, werde immer gewonnen, so tapfer und so glücklich kämpfe er."

„Nun geht mir ein Licht auf!" rief der lange Franz aus. „Der Kapuziner ist der Leutnant Rupp, der mir einmal zu einem Pferd verhalf, da ich nicht mehr laufen konnte, und mit dem ich vor Rheinfelden lag. Der könnte General sein, wenn er wollte. Aber hörst Du, Vit, dem darf mit meinem Willen nichts geschehen! Eher ziehen wir gleich fort, hinüber ins Renchtal, und brandschatzen dort die Buren."

„Wenn der Kapuziner-Leutnant mir mit seinen Bauernlümmeln noch einmal so nahe auf den Pelz kommt, wie gestern, so stoß' oder schieß' ich doch auf ihn. Meine Haut ist mir mehr wert als die seinige," erwiderte der Vit.

„Und wir schießen auch," stimmten die andern Kriegsknechte zu. „Wenn der Kapuziner tot ist, haben wir zu leben. Er schont uns auch nicht. Wie Du mir, so ich Dir, lautet eine alte, klare Soldatenrechnung."

Der lange Franz hatte nicht mehr Zeit zu antworten. Denn eben liefen schreiend die Troßbuben, die, einst der Soldaten und jetzt der Räuber Kinder, als Wachposten ausgestellt waren, den Wald herab der Schlucht zu und riefen: „Die Bauern kommen mit dem Kapuziner, wohl hundert Mann stark. Sie umstellen den ganzen Wald. Wir sind verloren!"

„So, jetzt hast Du Deinen Kapuziner-Leutnant, Franz," höhnte der rote Vit.

Die Räuber machten sich auf und versuchten nach der Höhe des „Herrenbergs" durchzubrechen. Aber gerade dort befand sich der Kapuziner mit einer Abteilung Bauern. Es entstand alsbald ein scharfer Kampf, der in ein Handgemenge ausartete, in welches schließlich auch der wehrlose Kapuziner verwickelt wurde.

Die Räuber unterlagen, weil sie von den Bauern auch im Rücken gefaßt wurden. Der lange Franz war geflohen, eine große Anzahl seiner Genossen deckte den Boden, nur der rote Vit stand noch aufrecht mit einigen alten, harten Kriegsknechten.

Als er die Bauern auch hinter sich in den Wald heraufkommen sah, drängte er sich mit Wut durch die Angreifer vor ihm, suchte den Kapuziner auf und stach ihm seine Pike in die Brust. Im gleichen Augenblick sank aber auch neben dem zum Tode Getroffenen der Vit selber nieder. Die Hellebarde eines Bauern hatte ihn gefällt.

Der Kampf war zu Ende, die Bauern hatten gesiegt, die Banditen waren aufgerieben; aber der Bruder Leo lag schwer verwundet und bewußtlos auf der Walstatt.

„Die Spitzbuben sind wir los," sprach der Vogt von Schnellingen, „aber den heiligen Mann da haben sie uns erschlagen. Das macht den Sieg allzu teuer. Ich wollt', ich alter Kerl läge da für ihn. Doch jetzt gilt kein Jammern und kein Besinnen. Macht eine Bahre von Tannenästen, dann tragen wir den Verwundeten hinab ins Kloster! Er atmet noch."

„Ins Kloster, Vogt, ist's zu weit," entgegnete Thes, der alte Bergmann und Naturarzt, neben dem Verwundeten kniend. „Die Wunde ist stärker als jene, die wir vor elf Jahren dem Leutnant beigebracht. Der Stich geht durch. Hinab mit ihm ins Schloß Blumeck; das liegt gerade da drunten, und dorthin muß der Wundarzt Keck geholt werden!"

„Hast recht, Bergknapp," erwiderte der Vogt. „Unser Fräulein, das seit dem Frieden wieder unten wohnt und häuslich eingerichtet ist, wird zwar erschrecken, wenn wir ihr den Leutnant, der so viel bei ihr gegolten hat, als Kapuziner und todkrank in die Burg bringen. Sie weiß längst, daß er wieder unser Führer ist, aber gesehen hat sie ihn noch nicht. Er kehrte ja jeweils in sein Kloster zurück, wenn er uns geholfen hatte gegen das Raubgesindel."

„Aber gefragt hat unsere Herrin immer nach ihm, sooft sie mich am Kopfe sah. Schade, daß sie den braven Mann jetzt zum Tode verwundet wiedersieht. Aber sie wird ihn um so eifriger pflegen.“

Indes war die Bahre fertig, Boten waren ins Kloster und an den Chirurgen abgesandt, und die Träger, der Vogt voran, setzten sich mit dem Verwundeten in Bewegung, während die übrigen Bauern die toten Räuber plünderten und dann verscharrten.

Hans Heyd, des Vogts Sohn, war vorausgeeilt, dem Edelfräulein den Besuch zu melden. Die Zugbrücke vor der Burg war Friedens halber herabgelassen, und ungehindert eilte der junge Bauer in den Schloßhof, wo Anna von Blumeck eben weilte.

„Gnädiges Fräulein,“ meldete der Hans, „mein Vater läßt Euch sagen, daß sie den Kapuziner bringen. Sie haben oben im Wald mit den Räubern gekämpft, und da wurde der Leutnant, Kapuziner wollt’ ich sagen, verwundet, so daß er nicht mehr zum Kloster transportiert werden kann. Jetzt tragen sie ihn zu Euch, bis der Wundarzt von Hasle und der Guardian kommen. Ein Bote ist schon fort ins Städtle und ins Kloster.“

Anna war rot und dann bleich geworden und fand im ersten Augenblick keine Worte, so sehr preßte ihr, was sie gehört, das Herz zusammen.

„So hat er denn doch noch sein Leben gefährdet, der ritterliche Heilige, der seit Jahren aller Hilfe war! Sagt, muß er sterben?“ rief sie aus.

„Ich weiß nicht, aber Thes, der Bergmann, meint, er sei tödlich verletzt durch einen Stich in die Lunge.“

„Eilt zurück, sie sollen ihn ja zu mir bringen! Ich will meines Vaters Kemenate herrichten und ihn pflegen, so gut ich kann. Mit Gottes Hilfe wird er auch wieder genesen!“

Unter Tränen richtete sie mit ihrer alten Beschließerin, der Luitgard, das große Himmelbett her, in welchem ihr Vater

gestorben, und dann schaute sie von den Zinnen herab, ob sie nicht bald kämen mit dem teuren Verwundeten.

Es ging langsam den steilen Berg herab. Endlich nahte der Zug mit der Bahre. Bis ans äußere Burgtor eilte Anna ihnen entgegen. Da lag er bleich, abgezehrt und wie tot auf den Tannenästen — im Kapuzinerhabit, er, den sie als flotten Leutnant gekannt.

„Lebt er noch?“ fragte sie hastig und zitternd den Vogt.

„Er atmet noch, Fräulein, aber nimmer stark. Der Thes hat das Blut gestillt, doch ihm und mir gefällt die Sache nicht.“

„Nun rasch hinauf mit dem geliebten Helden in die Kemenate und aufs Lager! Ich will ihm das Gesicht kühlen mit altem Wein, vielleicht kommt er dann zu sich,“ rief Anna.

Sorgfältig trugen die Bauern den Verwundeten den Treppenturm hinauf, und sorgfältig betteten sie ihn unter ihrer Herrin Beihilfe in die weichen Pfühle.

Der Vogt und die Landleute entfernten sich jetzt, um im Schloßhof den Guardian und den Chirurgen Keck zu erwarten. Anna war allein bei dem Kranken.

Sie wusch mit Wein sein kaltes Angesicht, und dann kniete sie an sein Lager und betete mit gefalteten Händen laut und schluchzend: „Heilige Maria, Mutter Gottes, ich rufe Deine mächtige Fürbitte an für diesen zum Tode Verwundeten! Wenn e i n Mann es verdient, daß Du ihm helfest, so ist es dieser!“

Da — kaum hatte sie geendet — schlug der Kranke die Augen auf, schaute lange auf die Beterin zu seinen Füßen, dann bewegte sich sein rechter Arm, er streckte ihr seine Hand entgegen. Sie ergriff sie mit ihrer Rechten, an der sie den Ring trug, den er ihr einst gesandt, und küßte sie unter stillen, heißen Tränen.

Er versucht zu reden mit leiser Stimme, und als sie zu ihm aufschaut — da klingt es nur noch gebrochen: „Auf Wiedersehen in einer bessern Welt. Gott sei mir gnädig!“ —

dann schloß er seine Augen für immer. Der Leutnant von Hasle war tot. —

Eben traten der Guardian und der Wundarzt in die Kemenate. Sie konnten nur den Tod konstatieren. Die Pike des roten Vit hatte die Lunge durchbohrt.

Anna hatte sich, Verzweiflung im Herzen, entfernt; in ihrer Stube schloß sie sich ein und ließ ihrem Schmerz und ihrem Jammer freien Lauf.

Unten im Schloßhof hatten sich indes alle Bauern, die am Kampfe teilgenommen, versammelt, um zu hören, wie es mit dem Leutnant stehe.

Bald kam der Guardian die Treppe herunter, trat unter sie und sprach: „Männer, Euer Leutnant und unser Bruder Leo ist nicht mehr. Er lebte und starb im edelsten Dienste, im Dienste des armen Volkes. Empfehlen wir seine Seele Gott, und vergessen wir nie dieses herrlichen, heiligmäßigen Volksmannes!"

Sie hatten manchen Toten gesehen und begraben, waren starr und tränenlos geworden vom vielen Elend, die Bauern des Dreißigjährigen Krieges, aber im Burghof von Schnellingen weinten sie um den toten Leutnant von Hasle, weinten wie Kinder, die den besten Vater verloren.

Und droben in einsamer Kemenate weinte und schluchzte Anna noch viel bitterlicher, als die Bauern.

Am Abend trugen diese den geliebten Toten still durchs Städtle und durch das Schluchzen und Weinen der Bürgersleute hindurch dem Kloster zu. Dem greisen Schulmeister, der ihnen das untere Tor aufschloß, rannen die hellen Tränen über die Wangen, da er seinen einstigen Schüler auf der Totenbahre vorbeitragen sah.

Aber das verlangten sie, die Bauern von Schnellingen, daß der Leutnant in der Kapuzinerkirche zwei Tage ausgestellt werde, damit das Landvolk der ganzen Gegend ihn noch einmal sehen und an seiner Bahre beten könne.

Todesboten gingen in alle Täler und auf alle Berge des

mittlern und obern Kinzigtals, und von allen Höfen und aus allen Hütten eilten sie herbei, die „Völker", um zu weinen und zu beten an der Bahre des geliebten Toten. Eine große Klage ging durch das ganze Tal: „Der Leutnant von Hasle ist tot!"

Am dritten Tage trugen ihn die Vögte der Herrschaft aus der Kirche auf den kleinen Gottesacker der Kapuziner im Klostergarten, und an die südliche Wand des „Beinhauses", an der das Grab sich befand, schrieb der Bruder Melchior, ein Maler, in Latein diese Inschrift: „Hier ruht der Bruder Leo, ein Haslacher, genannt der Leutnant von Hasle. Er starb fürs Volk am 19. Mai 1649 und ruhe im Frieden."

* * *

Jahre kamen und Jahre gingen. Die alten Bauern starben und die jungen erzählten vom Leutnant von Hasle nur noch vom Hörensagen. Im Städtle gingen die Märtyrer des Krieges auch nach und nach alle zu Grab, und im Kloster wechselten, wie es Regel ist in den Kapuzinerklöstern, die alten Priester und Brüder mit neuen, die den Bruder Leo nimmer gekannt.

Nur Anna von Blumeck kam noch dreißig Jahre lang fast jede Woche einmal in die Kapuzinerkirche, betete dort einige Zeit, trat dann an die Pforte und klopfte den Bruder heraus. Dem gab sie regelmäßig einen Taler als Almosen fürs Kloster mit der Bitte, die Patres möchten auch beten für den Bruder Leo, genannt der Leutnant von Hasle.

Die Brüder an der Pforte und die Patres im Kloster starben oder sie wechselten nach wenig Jahren ihre Station. Aber von Guardianat zu Guardianat ging die Kunde vom Bruder Leo und von dem Edelfräulein von Blumeck, und jeder spätere Pförtner kannte bald die Dame mit den weißen Locken und dem jedesmaligen Taler.

Und als sie einmal ausblieb, kam bald darauf die Kunde,

das gnädige Fräulein von Schnellingen sei gestorben und habe alle seine Güter den Bauern des Kirchspiels Steinach geschenkt.

Wer heute von Hasle her bei Steinach über die Kinzigbrücke schreitet, sieht unmittelbar an der Straße hin nach Norden eine hohe, waldige Bergwand sich erheben: es ist der „Schippenwald", das wertvollste Vermächtnis der Anna von Blumeck an die Bauern, für deren Väter der Leutnant von Hasle sein Leben gelassen hat.

Auf der Heidburg wurde der alte Jörg von Rosenberg bald nach dem Frieden in seiner Hauskapelle begraben. Seine Tochter Ida ging zu Verwandten ins Würzburgische und soll dort in einem Kloster gestorben sein.

Abt Georg von Villingen, der Vielgeprüfte, dem der Friedensschluß von Osnabrück Kloster und Dorf St. Georgen zugunsten Württembergs für immer wegnahm, blieb ungebeugt bis zu seinem am 29. August 1655 erfolgten Tode.

Bald nach seinem Hingang, im gleichen Jahre, fand der zu Daschütz in Mähren gestorbene Herr von Hasle, Graf Friedrich Rudolf von Fürstenberg, der Gründer des Kapuzinerklosters, in der Klosterkirche seine letzte Ruhestätte.

Auch den Einsiedel von St. Jakob haben sie hochbetagt ins Grab gesenkt, in das er seines Lebens Geheimnis mitnahm.

Die Heidburg und das Schloß Blumeck gingen im Anfang des folgenden Jahrhunderts in Trümmer, als die Franzosen im spanischen Erbfolgekrieg sengend und brennend durchs Kinzigtal zogen.

Noch in meiner Knabenzeit war die Blumeck eine stattliche Ruine, die aber fast gänzlich abgetragen wurde, als der Scherenschleifer von Hasle, der große Volksmusikant, sich aus den Burgsteinen droben an der Mühlenstraße ein Häuschen baute. —

18.

Es war im Mai 1895. Ich durchwanderte an einem schönen Nachmittag das Tälchen, in welchem ehedem das „Müllibad" gelegen, in dessen Nähe einst der schwedische Leutnant von den Bauern war verwundet worden.

Am Taleingang hatte ich in einigen Hütten gefragt, ob die Leute auch noch was davon wüßten, daß hier einst ein Wirtshaus und ein Bad gewesen und die Schweden in ihrem Dorfe übel gehaust hätten.

Nur ein alter Mann, der Lukas Neumeier, den ich noch aus meiner Knabenzeit kannte, konnte davon erzählen, „von seinem Großvater her". Aber vom „Leutnant von Hasle" ist die Kunde völlig untergegangen im ganzen Tal.

Ich schritt hinauf bis zur längst verschütteten Silbergrube „zur Haselstaude", in der ich als Studentlein öfters nach Flußspat suchte, ihn fand und mitnahm für die Mineraliensammlung des Lyzeums zu Rastatt. Der Erzgrube Eingang ist jetzt ganz mit Wald überwachsen; selbst die Natur hat sich verändert in den 36 Jahren, da ich nimmer vor der Haselstaude stand.

Ich stieg rechts die Berghalde hinauf, um auf der andern Seite zur Ruine Blumeck zu gelangen. Auf halber Höhe liegt inmitten von blühenden Bäumen eine kleine Hütte. In dem Weinberg hinter derselben steht eine alte Frau, die freundlich grüßend mich anschaut.

„Sie schaut her, und ich schau hin" — und ich rufe aus: „Das ist ja des Hansmanns Kätheri!" So war es. Seit gut vierzig Jahren hatte ich sie nicht mehr gesehen, und trotzdem die Zeit und das Alter aus der einst schönen, schwarzen Kätheri ein runzeliges, altes Weib gemacht — hatte ich sie wiedererkannt. Aus ihren dunkeln Augen schaute noch die Jugendzeit.

Sie hat in meinen Knabenjahren bei meinen Eltern „taglöhnert", und ich hab' oft die Kartoffeln aufgelesen, welche die um einige Jahre ältere Kätheri ausgehackt.

In jenen Tagen machte sie die Bekanntschaft eines Postillions, der unweit von meinem Elternhause, im ‚Engel‘, stationiert war. Den ‚Postle‘ hat sie später geheiratet, in der Hütte ihres mir wohlbekannten Vaters, des „Hansmanns-joks“, ein Heim gegründet und ist darin mit ihrem Manne alt geworden.

Sie ruft diesem, und unter blühenden Bäumen begrüßen sich drei alt gewordene Menschen und reden von der Blütezeit ihres Lebens, seit welcher sie sich nimmer gesprochen.

Ich hab' es noch nie so gefühlt, daß ich alt geworden, als an jenem Nachmittag, da ich den einst rotbackigen Postle und die schöne Kätheri meiner Knabenzeit wiedersah als greises Ehepaar, vom Zahn der Zeit verwittert.

Doch als ich fragte, wie es gehe, und als die Kätheri wegen ihres dicken Halses mit krächzender Stimme antwortete: „Gut, gottlob, wir sind gesund, wir schaffen und sind zufrieden miteinander,“ da kam mir das greise, runzelige Weib wie verklärt vor, weil es gar nicht fühlte und beachtete, was die Zeit aus ihm gemacht, und weil es das höchste Gut sein eigen nannte — die Zufriedenheit.

Ich schied voll Bewunderung von den zwei praktischen Lebensphilosophen in der Hütte über dem „Müllibad“.

Einige zwanzig Minuten später stand ich da, wo in meiner Jugendzeit noch die Ruinen der Burg Blumeck sich fanden, aber sie waren verschwunden. Ich schaute rechts und schaute links, nirgends mehr altes Mauerwerk. Ich klopfe am Fenster eines Bauernhauses, um zu fragen, ob ich die Blumeck am rechten Ort gesucht.

Die Bäuerin, eine Matrone, öffnet das kleine Fenster und erklärt: „Wo die Blumeck gestanden, ist jetzt unser Garten, den Ihr dort sehet. Mein Mann hat vor drei Jahren die alten Mauern vollends abgebrochen und einen Garten auf den Platz gemacht.“

Während sie diese ihre Rede hielt, hatte ich die sonnen-

gebräunte, alte Frau angeschaut, und als sie geendet, war meine erste Frage: „Seid Ihr nicht die Schwester der Kätheri?"

„Frili," meint' sie lächelnd, „i bi d' Frenz, und Ihr seid der Hansjakob. Mit Euch han i' mengmol Heu auf Eures Vaters Bühne gezogen und im Feld Erdäpfel usgrabe, wo Ihr noch a Bua gsi sin."

Die jüngere Frenz hatte mit der Kätheri oft bei uns gearbeitet; sie war mir aber noch mehr aus dem Gedächtnis geschwunden als die letztere; bis ich beide einstige Mitarbeiterinnen in meines Vaters Landwirtschaft heute wiedertraf — auf der Suche nach schriftstellerischen Idealen und Erinnerungen.

Die Frenz hat mich, wie die Kätheri, schon bisweilen gesehen in Hasle, aber keine ist so keck gewesen, sich vorzustellen.

Die wiedergefundene Freundin führte mich jetzt hinauf in ihren Garten, und ich sah, wie die alte Frenz aus der Burg Blumeck einen frischen Blumengarten gemacht hatte. Da blühten „Vejentle", „Mattengele" und „Pfingstnägele" im stillen Frieden auf der Stätte, auf welcher einst Anna von Blumeck gewohnt und der Leutnant von Hasle sein Leben ausgehaucht hat.

Daß die Frenz dermaleinst Burgfrau von Blumeck werden und ich die Anna von Blumeck verherrlichen sollte, ahnten wir beide nicht, als wir zusammen Heu auf meines Vaters Bühne zogen und Kartoffeln ausgruben. Ihr Mann heißt Pfaff und im Volke „der Pfaff auf Blumeck", und so hat die Frenz als „die Pfäffin auf Blumeck" heute noch Anteil an dem alten Burgnamen[1].

Wo einst die Zugbrücke und der Eingang zur Burg war,

[1] Aber die Frenz besaß, wie ich erst viel später erfuhr, noch eine andere Erinnerung an mein Elternhaus. Meine Mutter hatte ihr, als sie auf Blumeck heiratete, meine Wiege geschenkt für ihre zukünftigen Kinder. Findige Haslacher haben meine „Wägel" nach dem Tode der Frenz entdeckt und wieder nach Hasle gebracht.

steht jetzt die „Bachkuche" der Frenz, in der sie für ihre Haushaltung das Schwarzbrot backt.

Im Dachgeschoß dieser Bachkuche haust der Schwager der Frenz, der Fridolin. Er stand heute unter der Türe seiner hochgelegenen Kemenate, ein alter, bleicher Mann. Ich sah vom Garten aus zu ihm hinauf, und auch ihn erkannte ich alsbald als einen jener Schnellinger Buben, die vor bald fünfzig Jahren mit uns Haslachern blutige Kämpfe kämpften an der Kinzig und am Herrenberg.

Ich stieg die steinernen Treppen hinauf und reichte ihm die Hand; unsere alte Kriegszeit ward wieder erneuert, und im Detail malte der Fridolin die Schlachten aus, die wir als Knaben geschlagen. Er hatte noch viel mehr davon in seinem Gedächtnis als ich.

Er ist heute der eigentliche Bewohner der Blumeck, der Fridolin, der einst auch bessere Tage gesehen und jetzt ein blutarmer Mensch ist. Er zeigte mir seine Kammer, die ihm zugleich Küche und Keller, Wohn-, Schlaf- und Speisezimmer ist. Eben hat er, aus dem Wald gekommen, wo er Holz aufgelesen, sich eine Erdäpfelsuppe gekocht ohne Schmalz und Salz. Und er erzählt mir vom Hunger und von der Kälte des letzten Winters in seiner Dachwohnung; denn „der Fridolin leidet lieber Hunger, als daß er heischen (betteln) geht".

Als ich mich zur Rückkehr aus seinem finstern Verlies anschickte und unter die Türe trat, da bot sich mir ein wunderbar lieblicher Blick aufs Städtle Hasle und auf Berg und Tal. Im stillen, blühenden Maienfrieden lag alles vor mir: die dunklen Wälder, die lichten Matten, die grünen Saaten, die blühenden Bäume und das altersgraue Städtchen, dessen Kirchturm schon in die Tage schaute, da Anna von Blumeck von der Burg herab das gleiche Bild zu ihren Füßen sah, und in die Tage, da der Leutnant von Hasle die Schweden besiegte.

Selbst der Fridolin fühlte den Zauber dieses Bildes; denn als ich ihm von der schönen Aussicht sprach, die er von

seinem Wohnsitz aus genießen könne, meinte er: „Wenn ich kein Geld habe, ist's mein einzig Vergnügen, unter der Türe zu stehen, mein Pfeifle zu rauchen und hinabzuschauen ins Tal.“—

Am folgenden Tage schritt ich auf der gegenüberliegenden Talseite, von Hofstetten aus, der Heidburg zu. Mein Begleiter war mein alter Freund, der Großvater aus den Schneeballen zu Hofstetten, ein Greis von 84 Jahren.

Er stieg viel rüstiger als ich die steilen Pfade hinan, die zur Burg führen. Er sah in seinen jungen Jahren noch ihre gewaltigen Ruinen, die seitdem gänzlich verschwunden sind. Die umliegenden Bauern haben von ihnen ihre Bausteine geholt, und seit mehr als einem halben Jahrhundert brechen fast täglich Steinhauer die roten Sandsteine aus dem Bergkegel, auf dem sie stand. Im Volksmunde hat die Heidburg deshalb ihren alten Namen eingebüßt und heißt heute allgemein das Steinschlößle.

Alljährlich wird der Hügel, welcher die Burg trug, niedriger, aber noch bietet er eine Schau, die zu den schönsten gehört im Kinzigtal, das reich ist an schönen Fernsichten. Die gewaltigen Berge ringsum und weithin sind noch die gleichen wie ehedem, da der Rosenberger hier geweilt, nur die Menschen und ihre Werke sind vergangen.

Noch wie vor drei Jahren, da ich zum letztenmal hier oben stand, hantiert auf dem Steinschlößle der „Klaus von der Juni“, ein Steinhauer, dessen Hütte unfern der Burg steht.

Und an was arbeitete er, als ich kam? An einem Grabstein. Und an was hatte ich selbst gearbeitet diesen Morgen, ehe ich hinaufging zum Klaus? An einem Grabstein für den Leutnant von Hasle und für die Anna von Blumeck.

Der Klaus von der Juni und ich sind uns aber noch mehr verwandt; wir beide sind keine Künstler, wir machen eben unsere Grabsteine, so gut wir's können. Er bearbeitet die Steine von der Heidburg und ich die Menschen, so auf ihr gelebt haben. Auf die Steine schreibt er die Namen der toten Bauern und Bäuerinnen vom Prechtal, von der Bachere

und von der Frischnau, und ich zeichne in die toten Menschen vergangener Tage die menschlichen Gefühle aller Zeiten.

Als fühlte er es, der Klaus, daß wir Kollegen seien: er ging hinüber zur Mauernische, holte seinen Speck und sein Kirschenwasser und wollte mit mir Speise und Trank teilen, wie wir die Arbeit teilen.

Eben legen die Gehilfen des Klaus einen Teil des Hügels bloß, um dem nackten Sandstein auf den Leib zu kommen. Sie finden Gebeine, menschliche, und zeigen sie mir. Sie mögen wohl aus den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges herkommen und Menschen angehört haben, die unserer Geschichte verwandt sind.

Dort die Grabsteine des Klaus und hier Totengebeine, rings um uns die große, ewig lebendige Natur — wer denkt da nicht: „Mensch, wie klein bist du!" —

Unweit von mir steht der Großvater und — weint. Dort unten auf der Hochebene, die den Burghügel trägt, liegt eine rauchende Brandstätte. Es ist die Ruine des Hofes, in den vorgestern der Blitz geschlagen und gezündet hat. Die Bäuerin ist des Großvaters Tochter. Ihr Mann starb im vergangenen Winter, und heute steht seine Witwe auch noch am Grabe ihrer Habe. Darum weint ihr greiser Vater.

Mich erfaßte eine scharfe Wehmut, ich drücke dem Klaus die Hand zum Abschied, ziehe den Großvater weg von seiner Schau ins Elend seines Kindes und gehe mit ihm wieder bergab.

Der greise Mann trocknet seine Augen im Weiterschreiten und meint: „Herr Pfarrer, was muß ich alles erleben, bis der Tod mich holt!"

Ja, Jammer und Klage und Kummer und Sorge und Not und Tod gehen auch nach dem Dreißigjährigen Krieg noch über diese Erde hin[1]. Und wenn die Menschen das Elend

[1] Heute, 1911, da das Buch neu erscheint, sind von den eben genannten Menschen tot: Der Großvater, der Klaus von der Funi und des Großvaters Tochter, welcher der Blitz den Hof anzündete; tot sind ferner der alte Lukas, der Pfaff auf Blumeck, sein Weib, die Frenz, der Mann der Kätter und mein Freund Fridolin.

jener Tage heute vergessen haben, so kommt es daher, weil sie seitdem schon so viele andere Leiden erfahren, daß sie darüber der alten nicht mehr gedenken.

Noch in meiner Knabenzeit erzählte in Schnellingen die Großmutter von Sieferts Rudolf, des Postsekretärs in den „wilden Kirschen", mir und ihm von den Greueln des Schwedenkriegs, und die Kinder lehrte man damals noch die Verse sagen:

D' Schwede sinn komme
Mit Pfiffe und Tromme,
Hen alles mitg'nomme,
Hen d' Fenster nusg'schlage,
Hen 's Blei davo trage,
Hen Kugle drus gosse
Und Bure verschosse.

Jetzt ist auch das Sprüchlein ganz vergessen im Tal. Aber einen sollen sie mir nicht vergessen — den Leutnant von Hasle.

